~~L. g. um. 247~~

La(b) 425/29

Island

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Bibliothek
der Philos.-theol.
Hochschule
Passau

Neunundzwanzigster Band.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

1840.

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Neunundzwanzigster Band.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

1840.

136 046 312

Staatl. Bibliothek Passau

Vermischte Schriften

von

C. M. Wieland.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

1840.

Inhalt.

Seite

Sympathien 1
Gesicht des Mirza 63
Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen 73
Platonische Betrachtungen über den Menschen 103
Was ist eine schöne Seele? 129
Was ist Wahrheit? 139
Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet 151
Betrachtungen über J. J. Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen 161
Ueber die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken . . . 201
Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Africa 241
Die Bekenntnisse des Abulfauaris, gewesenen Priesters der Isis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten . . . 259
Ueber die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey 285
Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts . . 319
Auszüge aus Jakob Forsters Reise um die Welt 351

Sympathien.

1754.

Einleitung.

Wie glücklich, wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem andern Himmel sich liebten und jetzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traumes sich erinnert, von dem nur eine dunkle angenehme Empfindung im Gemüthe zurückgeblieben ist. Das Schicksal trennte sie vielleicht, als sie von jenen seligen Gestaden herabsanken, ihre Prüfungszeit in diesem fremden Lande anzutreten. Aber ihre befreundeten Engel bringen sie wieder zusammen, wenn gleich Jahre, Gebirge und Flüsse zwischen sie gelegt sind. Kaum erwachen die schwesterlichen Seelen wieder von der Betäubung, worein der Fall in den irdischen Klumpen sie stürzte; kaum fühlen sie sich selbst wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht, die ihnen selbst fremd ist. Sie athmen nach einem Gute, das ihnen fehlt; sie staunen; oft sinken sie in einsamen Schatten oder unter den Flügeln der Nacht in ernste Träume. Tausend Gestalten der Dinge gehen vor der denkenden Seele vorbei, ohne sie zu rühren; sie erfindet sich zuletzt ein liebenswürdigeres Bild, sie malet es aus und liebt es und wünscht, wie Pygmalion, daß es leben möge, unwissend, daß dieses Bild ein Urbild hat, und daß

sie sich nur wieder auf seine Züge besinnt. Wie süß ist dann das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft finden! Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander, sie schauen sich an und lieben sich immer mehr, je länger sie sich anschaun. Und wie könnten sie anders als sich lieben? Ihre Herzen sind in den lieblichsten Gleichlaut gestimmt. Die Natur hat gleiche Reize für beide. Dieser reine Azur des Himmels, diese balsamischen Blumen, diese blühende Gegend, die im Mondschein schlummert — aber noch viel mehr das geistige Schöne, die Ordnung, die Güte, die Unschuld, die stille Tugend, die unaufgemuntert, unerkannt und unnachgeahmt mitten in dem Getümmel einer ausgearteten Welt der Stimme des Himmels getreu bleibt — alle diese Gegenstände rühren beide auf gleiche Art. Wie süß ist es ihnen, ihr Innerstes einander aufzuschließen! Wie leicht verstehen sie sich! Wie schnell geht jede Empfindung aus der einen in die andre über! Sie scheinen nur zwei Hälften zu seyn, welche die Freundschaft wieder in eine Seele zusammenfügt. Kein großer Gedanke, keine schöne Empfindung, keine frohe Hoffnung, keine edle That, die sie nicht unter sich gemein haben! Kein Mißklang in der einen, der nicht durch die andere in Harmonie aufgelöst werde! Die Begierde, sich den Unsterblichen, jenem heiligen Lande, wo sie entsprungen sind, immer mehr zu nähern; diese erhabne Begierde, man mag sie nun Tugend oder Religion nennen, vereinigt sie in Allem, was sie denken oder thun. Denn was für eine andere Harmonie kann unter Geistern seyn, wenn es nicht die Tugend ist?

O, hütet euch, die geheiligten Namen der Liebe und Freundschaft zu entweihen, ihr kleine Seelen, welche Ehrgeiz oder Wollust auf kurze Zeit an das gleiche Joch spannen;

nennet nicht Sympathie, was eine schändliche Zusammenrottung ist, die ihr umsonst mit dem Namen der Liebe und Freundschaft bedeckt, wie Afra ein häßliches Gemüth unter den Rosen ihrer Wangen verbergen will. Begnüget euch, von uns unbeneidet, an euren thierischen Trieben und Freuden, aber haltet euch in euren Grenzen und gönnet uns, daß wir die Welt in einem andern Lichte betrachten; daß wir unsern Geist lieber mit großen und gewissen Hoffnungen nähren und erweitern, als in schnell vorbeirauschenden Wollüsten zerschmelzen wollen; uns lieber mit einem göttlichen Glauben nähren, als mit Einbildungen, die keine Wahrheit außer dem Hirn des Träumers haben; daß unsre Seelen lieber bei sich selbst wohnen, als in tausend eitle Begierden und sprudelnde Thorheiten ausfließen; daß wir desto mehr zu leben glauben, je mehr der Geist frei und seiner eignen Natur gemäß empor steigt, und je mehr wir von den Banden, die ihn an diesen irdischen Felsen anheften, zerreißen können.

Und wie kann es anders seyn, als daß Alle, die mit dieser Denkart beseliget sind, in einer geheimen geistigen Verbindung stehen und einander nahe sind, wenn gleich ihre Blicke sich nie begegneten, und ihre Lippen sich nie gegen einander eröffnet haben? Ihre Neigungen begegnen einander, ihre reinsten Wünsche steigen gemeinschaftlich zu Gott auf, ihr Geist strebet in gleichlaufenden Linien nach der Vollkommenheit, ihre Hoffnung fließt in dem gleichen Mittelpunkt zusammen. Zwar hängt oft eine Decke zwischen ihnen, die sie verhindert, einander zu erkennen; viele finden sich erst in jener Welt. So ordnet es der, der allein weise ist! Die Erde soll kein Himmel seyn! Doch fügt es oft ein gütiges Geschick, daß sie auch schon hier sich finden; und wenn gleich Ort und Zeit sie

trennt, so hat der Witz, den Begierden des Herzens zu Hülfe zu kommen, ein Mittel erfunden, die Bewohner entfernter Gegenden in einem Augenblick zusammenzubringen und die Jetztlebenden in die Gesellschaft jener ehrwürdigen Schatten zu versetzen, deren Tugend mit jedem Jahrhundert neu geboren wird.

Wie oft, wenn meine Seele aus den Zerstreuungen des Tages in stille einsame Schatten flieht, zu ihren liebsten Gedanken sich flüchtet und sich mit unsichtbaren Gegenständen unterhält; wie oft ergötzt mich da die süße Vorstellung, daß es Verwandtschaften unter den Geistern gibt, und daß viele mit mir verschwisterte Seelen auf dem Erdboden zerstreut sind, die vielleicht in diesem Augenblick, wie ich, in einsame Schatten entflohen sind und sich mit gleichen Gedanken und Gegenständen unterhalten! Dann hänge ich in stiller Entzückung diesen geliebten Träumen nach und fliege in Gedanken umher, diese sympathetischen Seelen aufzusuchen und an dem Zustand, worin jede sich befindet, Antheil zu nehmen. Vielleicht, denke ich, schmachtet diese nach einem Freunde, dem sie ihr Herz entdecken dürfte, der ihre Empfindungen verstände und ihr so rathen könnte, wie sie es nöthig hat; vielleicht ist eine andere noch unerfahrene, obgleich gut geartete Seele, der Belehrung, eine andere, die gleiten will, der Unterstützung, eine niedergeschlagene der Ermunterung, eine leichtsinnige der Warnung benöthigt. So stelle ich mir verschiedene Umstände vor, in denen jetzt meine nächsten und eigentlichen Verwandten sich befinden, und sinne voll Freundschaft nach, wie ich sie belehren oder ermuntern, trösten oder stärken, bestrafen oder mit gerechtem Beifalle belohnen wolle. Dann zeichne ich diese Gedanken auf, und mein Herz findet eine süße Befriedigung

darin, sich mit seinen Abwesenden zu besprechen und ihnen das gleiche Vergnügen zu machen, das ich an diesen geheimen Gesprächen finde.

Nehmet denn, ihr geliebte Seelen, die mich näher angehen als die übrigen Menschen — für deren größeren Theil keine andre Liebe als Bedauern möglich ist, nehmet diese Erinnerungen und Ermunterungen von eurem Freunde an, der euch in einer bessern Welt alle um sich her versammelt zu sehen hoffet. Ihr allein verstehet diese Blätter; ihr allein werdet diese Sprache kennen und fühlen, und nur in euren Herzen werden sympathetische Empfindungen den meinigen antworten.

1.

Schöne Celia, du kennest deinen zärtlichsten Liebhaber noch nicht. Deine reizende Gestalt hat einen Schwarm von kriechenden Seelen um dich her versammelt; aber sie lieben nicht dich. Wie wenig müßtest du deinen Werth kennen, wenn du auf sie stolz wärest! Sie lieben dich nicht, Celia, sie gelüsten dich. Ein jeder deiner Reize verspricht eigne Freuden, eigne Entzückungen; diese lieben sie, wie Eva die Frucht liebte, die ihr lieblich zum Anschauen und noch lieblicher zum Kosten schien. Aber ich, der dich nie mit körperlichen Augen sah, kann dich nur mit geistigen betrachten, und diese entdecken unter deiner irdischen Form etwas, das noch schöner als die Schönheit ist. Blumen, Gemälde, Statuen kann ich bewundern; aber dieses Göttliche, das deine sichtbare Gestalt so weit über alle andere Schönheiten erhöht, als ein Engel über einen Sommervogel erhaben ist, nimmt mein Herz ein. Ohne dir zu schmeicheln (denn warum sollte ein unsichtbarer Liebhaber, ein Genius, schmeicheln?), will ich dir stolzere Dinge vorsagen, als die unermüdeten Lobredner deiner jugendlichen Reizungen dir sagen können. Ich möchte dein Herz mit einem heiligen Stolze begeistern, der dich über jene rosenwangigen Mädchen hinwegsetzte, an denen die Natur oder die Kunst das Vornehmste auszuarbeiten vergessen hat; deren ganze Geschichte ist, daß sie blühen, gepflückt werden und verwelken.

Siehe, du reifest zu einem Alter heran, da die Welt dich mit schmeichelnden oder tadelsüchtigen Blicken beobachtet; deine Schönheit zieht dir eine Achtung zu, welche die blose Schönheit nicht verdient. Es ist Zeit, daß du deine Bestimmung kennen lernst. Wenn mir anders die Gewalt der Sympathie recht bekannt ist, so wird eine geheime Stimme in diesem Augenblick deiner Seele sagen, was ich jetzt denke. — „Schöne Celia, alles Sichtbare ist ein Schatten, ein Wiederschein des Unsichtbaren, welches allein ewig und göttlich ist. Deine Seele ist ein Bildniß der Gottheit, deine Gestalt ein Bild deiner Seele. Diese Farben, diese Grazien sind der Glanz, den sie über den Leib ausgießt, durch welchen sie wirken soll. Schönheit ist ein Versprechen, wodurch sich die Seele verbindet, groß, edel, nachahmenswürdig zu handeln. Sie ist der Reiz, wodurch wir auf die lehrende Tugend aufmerksam gemacht werden sollen. Denn eine Schöne soll eine Lehrerin seyn, eine Lehrerin durch die Beispiele, die sie gibt. Die Tugend, die, in Schönheit gehüllt, mitten unter die Menschen tritt, mit ihnen Umgang pflegt und vor ihren Augen handelt, gefällt mehr, rührt zärtlicher, drückt tiefere Spuren in die Herzen, als in den Regeln der Weisen, ja in den reizendsten Dichtungen eines Richardson. Die Sittsamkeit scheint einnehmender, wenn sie auf schönen Wangen erröthet; die Empfindungen, welche Ordnung und Güte des Herzens zeuget, tönen lieblicher von schönen Lippen; und wie entzückt uns ein schönes Auge, das sich voll andächtiger unverstellter Andacht gen Himmel hebt und die göttlichen Gedanken, die in der frommen Seele aufwallen, durch einen hellern blendendern Glanz entdeckt! Wenn Weisheit, wenn Unschuld, wenn Demuth, wenn die großen Gesinnungen,

welche der Glaube der Christen einflößet, auf Herzen, die durch die sichtbare Schönheit schon erweicht und bildsam geworden, in aller ihrer Stärke wirken, wie können sie anders als diese höhere Schönheit bewundern? Und bei jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entstehen. O Celia, wie könntest du eine Wohlthäterin der Menschen werden! Wie viele Thoren könntest du beschämen, welche nicht glauben wollen, daß eine Tugend, die man prüfen darf, in einem zärtlichen Busen zugleich mit der Jugend wohnen könne! Wie viele könntest du zwingen, die Tugend wider ihren Willen zu ehren! wie viele, die sich sonst vor ihr fürchteten, würden, von deinen Reizungen angezogen, sie in der Nähe sehen und liebenswürdig finden! Wie würde die blose Ungewöhnlichkeit der Sache aufmerksam machen! Man würde glauben, es sey ein Engel unter den Menschen erschienen, sie durch Thaten zu lehren, ob vielleicht Schönheit und Weisheit, wenn sie zusammen verwebt wären, diese Unachtsamen rühren möchten, welche zu sinnlich sind, die Tugend in ihrer eigenen Gestalt zu lieben. O Celia, betrüge nicht die Absichten des Schöpfers, der dich gebildet hat! Mache deine Grazien nicht zu Sirenen, die uns zum Tod einladen! — Vergib, vergib, schöne Freundin, meinem redlichen Eifer! Ich weiß, du würdest lieber diese glänzenden Farben verlieren, als eine sittliche Häßlichkeit unter einer so reizenden Larve, eine Schlangenseele unter diesen Blumen verbergen wollen. Ich sehe noch mehr! Ein edles Bewußtseyn glüht in deinen Augen; eine Empfindung deiner selbst, eine heilige Ahnung erschüttert dein Herz. Du verschmähest die tändelnde Aufwartung menschlicher Insecten, in was für Farben sie auch zu schimmern belieben. Du sehnest dich nach dem Beifall des Königs und Richters

der Welt, der bis in die Irrgänge unsrer Neigungen sieht und jede unsrer Thaten abwägen wird. Mit welch einer Schönheit wirst du unsre so verunstaltete Welt vermehren! Wie werden dich alle Freunde der Tugend lieben! Welch einen Himmel wird in deinem Besitz der Glückliche finden, dem dich die Vorsicht zur Belohnung seiner Tugend schenken wird! Wie selig werden die seyn, die du an deinem mütterlichen Busen zur Unschuld bilden wirst! Du wirst eine Byron in deinen blühenden Tagen und eine verehrungswürdige Shirley seyn, wenn silberne Haare dein Haupt decken, und das Alter deinen Wangen ihre Rosen, aber nicht deinem Gesicht die harmonischen Züge wird entwendet haben."

2.

Was für ein Gewölk, o Alcest, hat sich über dein Gesicht gezogen, das die Natur zur Freundlichkeit bildete? Woher diese unmuthigen Blicke, diese Falten auf einer Stirne, die zur Heiterkeit ausgebreitet ist? Ueber wen zürnst du, Alcest? — „Ueber das ganze menschliche Geschlecht. Die Menschen sind Mißgeburten und Ungeheuer in deinen Augen, die man entweder hassen oder verachten muß. Ihre Thorheit, ihre Laster, ihre Einbildungen, ihre widersinnigen Ungleichheiten, ihre Falschheit und Bosheit sind dir nicht länger erträglich. Du siehest sie von allen Seiten an, wie du glaubst, und kannst nichts Liebenswürdiges an ihnen finden. Sie mögen liebenswürdig gewesen seyn, da sie in ihrer ersten Unschuld aus der Hand des Schöpfers kamen. Aber, wie sie bald nachher geworden und bisher geblieben

sind, findest du sie unerträglich. Sie prahlen auf Vernunft, der sie niemals folgen, und bewundern die Tugend desto mehr, je weniger sie Lust haben, sie auszuüben. Sie sind aufgeblasen und übermüthig, wenn es nach ihrem Sinne geht, und kriechen muthlos am Boden, sobald ihnen etwas Widriges aufstößt. Sie schweifen immer aus sich selbst hinaus und suchen die Glückseligkeit allenthalben, wo sie nicht ist. Die Wahrheit hat kein Ansehn bei ihnen. Der schändlichste Irrthum gefällt ihnen in einer schönen Larve besser, als die Wahrheit, die ungeschmückt am schönsten ist. Sie hassen sich um Gottes willen, den sie nie glauben, außer wenn sein Donner sie an ihn erinnert, oder wenn sie im Angesicht des Todes vom Bewußtseyn ihrer eigenen Thaten, wie von Furien mit Schlangenpeitschen, vor seinen Richterstuhl geschleppt werden. Sie machen unaufhörliche Gesetze und untersuchen, was recht ist; sie machen Gesetze, die ihre Leidenschaften bändigen sollen, und diese Leidenschaften sind die einzigen Gesetze ihrer Handlungen. Viele scheuen sich nicht, im Angesicht des Himmels und der Erde Bösewichter zu seyn; und die Uebrigen, die noch erröthen können, haben zur Verhehlung ihrer Schande falsche Tugenden ersonnen und sie an die Stelle der wahren gesetzt, von der sie weder Gefühl noch Kenntniß haben. Die Elenden! Die Religion selbst, die ihnen eine Ewigkeit voll Wonne zum Sold anbietet, wenn sie das thun wollen, was sie aus Eigennutz thun müßten, wenn auch kein Himmel wäre, — die Religion selbst hat sie nicht vermögen können, weise zu werden. Welch eine Unordnung, welch ein Getümmel von moralischen Dissonanzen ist diese menschliche Welt! Was für ein glorreiches Geschöpf wäre der Mensch, wenn er wäre, was er seyn soll! der Engel der Erde. Aber was ist er jetzt, da

es dem Vieh selbst eine Schande ist, mit dem Menschen verglichen zu werden! da er aus einem weisen, gutthätigen, zärtlichen Wesen in ein grausames, stolzes, schändliches Ungeheuer verwandelt ist, das die Natur nicht für ihre Geburt erkennt und gern in den Abgrund ausspeien möchte, wo es allein seines Gleichen fände!"

Genug, genug, Alcest! du könntest noch Tage lang aus diesem Gesichtspunkt und in diesem Ton auf die Menschen schmälen. Aber was folgerst du aus dem Allem?

„Was Anderes, als daß es die Hölle einer redlichen Seele ist, unter solchen Scheusalen zu wohnen und entweder schweigend, wie eine Statue, die man nicht scheut, ihren schändlichen Thaten zuzusehen oder sich, wenn man den Mund öffnet, alle Augenblicke ihrem dummen Hohn, ihren sophistischen Künsten und ihrer tückischen Rachsucht auszusetzen? Kann man Verstand und Redlichkeit haben und hierbei gleichgültig bleiben? Nein! Ich will nicht, daß mich ein vergeblicher Eifer fresse. Ich will in eine Einöde gehen, in unzugangbare Wildnisse, wo das Gras niemals unter den Tritten dieser giftigen Thiere verdorret ist. Löwen und Tiger mögen ihr Lager daselbst haben, Schlangen und Drachen mögen um mich her zischen; vom Anblick der Menschen erlöst, will ich mich in einem Paradiese glauben."

Und dieß ist also dein Entschluß? So willst du deine Umstände verbessern? durch deine eigne Weisheit den Fehler der Vorsicht verbessern, die dich unter die Menschen gesetzt hat? Ohne Zweifel wirst du die Wunder des Orpheus noch weiter treiben und die wilden Thiere durch die magische Gewalt deiner Philosophie geschickt machen, deine Gesellschaft zu seyn. Denn, glaube mir, wofern du Niemand hast, dem du deine Betrachtungen entdecken kannst, Niemand, der dich

billigen oder lieben kann, so wirst du sehr lange Weile haben. Gleich den Liebhabern in Romanen mit den Bäumen zu reden, ist nur eine kleine Zeit angenehm. Aber verstatte wenigstens zuvor, daß ich dich frage, was die Veranlassung zu dieser Erbitterung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey. Bekenne nur offenherzig, du bist von einem Niederträchtigen verleumdet worden, von einem Menschen, dem Jedermann gesunde Vernunft und Redlichkeit abspricht, und der doch Leute gefunden hat, die ihm glaubten. Dieß hat deine Galle so aufgebracht! In der That eine schwarze Handlung, aber welche keinen solchen Sturm in einem Weisen hätte sollen erregen können. Denn du siehest leicht, daß es sehr unbillig ist, den Zorn, den ein Einziger verdient hat, alle Uebrige ohne Unterschied entgelten zu lassen.

Ja, sprichst du, wenn ich nicht wüßte, daß die Uebrigen eben so schlimm wie dieser sind. Was ist gegen die Wahrheit des Gemäldes einzuwenden, das ich von den Menschen gemacht habe?

Vielleicht sehr viel. Aber antworte jetzt nur auf diese Frage: Gibt es keine tugendhafte Menschen auf der Welt? — Ja, antwortest du, aber es sind ihrer so wenig, daß sie gegen die schlimmen in keine Betrachtung kommen. Du urtheilest sehr schnell. Ein einziger Tugendhafter kommt gegen eine ganze Hölle voll Bösewichter in Betrachtung. Aber warum machst du die Zahl der Redlichen so klein? Kennst du nicht selbst verschiedene? und sind es diejenigen desto minder, die du nicht kennst? Wie, wenn ihre Zahl in den Registern des Himmels viel größer wäre? Und sollte nicht ein einziger Tugendhafter einem wohl beschaffnen Geiste so viel Vergnügen geben, daß der Anblick von zehn Boshaften

es nicht sollte vermindern können? — Laß mich freimüthig reden, Alcest, — du liebest die Freimüthigkeit an dir selbst — hat nicht eine Leidenschaft, die vielleicht unedler ist, als du denkst, dein inwendiges Auge benebelt? Du kennst doch die Natur der Leidenschaften. Sie vergrößern, sie leihen den Sachen ihre eigene Gestalt, sie sind die ältesten und künstlichsten Sophisten. Von Leidenschaft erhitzt sieht der Anhänger Mahomeds in der blutigen Schlacht den Himmel voll schwarzaugiger Mädchen; im Affect sieht und hört der Furchtsame lauter Gespenster um sich her; im Affect siehest du eitel Thorheit und Laster, eitel Unordnung in der Welt. — Ist sie dir allezeit so häßlich vorgekommen? — Du erröthest! Erst gestern schien dir Alles blühend, da du von der schönen Delia kamst; Alles war Himmel um dich her, du träumtest lauter Unschuld und Zärtlichkeit. Die Welt ist gleich unschuldig, wenn du sie für schöner, als wenn du sie für häßlicher hältst, als sie ist. Nimm sie für das, was sie ist, und gewöhne dich, sie mit dem Auge des echten Christen anzusehen, und sie wird wieder zu einer paradiesischen Schönheit vor dir aufblühen. Dieß ist mehr, als blose Weltweisheit kann. Diese kann uns geduldig, die christliche Weisheit allein kann uns vergnügt machen. Meinest du, der Schöpfer würde diese Erde nur einen Augenblick vor seinem Angesicht dulden, wenn er nicht eine ihm gefällige Schönheit, eine überwiegende Güte in derselben fände? Glaubest du, der Sohn Gottes sey vergebens herunter gestiegen, sich eine unsichtbare Gemeine von Heiligen zu sammeln, damit die alten Ansprüche des Himmels an die Erde gültig blieben? Schäme dich deines unbesonnenen Eifers, der die Gottheit schmähet, da er nur die Menschen zu tadeln glaubt. — Und wie verträgt sich diese Verbitterung gegen

das menschliche Geschlecht mit der Güte, welche du von dir selbst fordern solltest, da du an Andern den Mangel derselben so streng verdammest? Ich fordre nicht von dir, ein Menschenfreund zu seyn, solange du sie hassenswürdig findest. Aber als ein Weltbürger darfst du keinem Insect Unrecht thun. Wenn du also deine Beschuldigungen nicht auf alle und jede Menschen erweisen kannst; wenn es sich befindet, daß der Mensch eine schöne Seite hat, welche die unvollkommene bei Weitem überglänzt, und daß die Quellen der moralischen Uebel vielmehr Mängel sind, als Bosheit: so würdest du, nach dem Ausspruch deines eigenen Herzens, ein sehr ungerechtes Geschöpf seyn, und es würde Niemand weniger als dir anstehen, so unbarmherzig auf die Sterblichen herabzudonnern. Verstatte mir in diesem Augenblick, dein Gewissen zu seyn und dich an dich selbst zu erinnern. Siehe in dein Leben zurück und sage mir dann, ob du leugnen kannst, daß du auch zu den Menschen gehörst? Wie viel Thorheit wird diese Selbstbeschauung in deinem eignen Busen entdecken! Vielleicht findest du bei genauer Untersuchung, daß das menschliche Geschlecht erst alsdann so verachtet zu werden verdiente, wenn ein Jeder nach dem Verhältniß seiner Kräfte und der Gelegenheiten, die er zu seiner Selbstverbesserung hat, noch ein so großes Maß von Fehlern hätte, wie du.

Ich sehe, wie beschämt dich diese Betrachtung macht. Ich will dich nicht noch mehr zu Boden drücken. Aber ich hoffe, daß du jetzt an den göttlichen Lehrer der Christen denken werdest, der, gewiß aus tiefer Einsicht in die Natur des Menschen, seine Jünger so stark zur Demuth ermahnet. Demuth oder Selbsterkenntniß ist das beste Gegengift gegen eine Misanthropie wie die deinige, die zwar aus Eifer für

das Gute entspringt, aber vom Stolz zu einer Leidenschaft aufgeschwellt wird, die den Menschen schändet und eine Art von Empörung gegen die Vorsicht ist.

3.

In einer mitternächtlichen Stunde, als meine Seele in stille Schatten gehüllt umhergleitete, hörte sie mit dem inwendigen leisen Gehör, womit sie die Hymnen der Natur und die noch zartere Stimme vernimmt, die bei jeder Idee oder Handlung uns Beifall gibt oder tadelt, einen Streit zwischen zwei Geistern, welche um das Haupt der schlummernden Sacharissa schwebten. Der eine war leicht für einen guten Engel und für ihren Beschützer zu erkennen; aber den andern verrieth sein schweflichter Glanz und eine Miene voll tückischer Bosheit, daß er einer von denen sey, welche im Finstern umherschleichen, um das reine Herz der Unschuld zu beflecken. Denn eine jede Seele, o Sacharissa, ist von zwei Genien umgeben. Der eine, ihr Freund und getreuer Wächter, ist unabläßig bemüht, sie unverletzt durch die Irrgänge des Lebens zu leiten; er wirkt durch geheime Einflüsse in den edelsten Theil der Seele, wo er die Vernunft stärket und sich von da ins willige Herz ergießt. So süß ist nicht dem zärtlichen Jüngling die Stimme der Geliebten, noch der liebenden Mutter das Stammeln des Kindes, das um ihren Busen lächelt, als seine ätherische Stimme sanft säuselnd ins Herz hinabtönt, wenn er eine gute That mit inwendigem Beifall belohnt und der in sich selbst gesammelten Seele ein Triumphlied singt. Unter seinen Flügeln im Bewußtseyn der Unschuld ruhen, ist lieblicher, als in Bächen

sinnlicher Freuden schwimmen. Von ihm kommt es, schöne Sacharissa, wenn du durch ein wunderbares geheimes Gefühl gewarnet wirst, Gedanken in deinem Gemüthe Platz zu geben, welche den holden Frieden deiner Seele zerstören könnten. Von ihm kommt die Bestrafung, die du auf deinem nächtlichen Lager fühlst, wenn du einen Tag zum Opfer der Eitelkeit abgeschlachtet oder aus allzu großer Gefälligkeit wider deinen eignen Geschmack Thorheiten, die der Gebrauch nicht rechtfertigen kann, mitgemacht hast. Glücklich, wenn du einen solchen Beschützer nie von dir verscheuchest, noch dein leicht verwundetes Herz dem tückischen Dämon aussetzest, der immer, bald näher, bald entfernter, nach dir schielt und auf Gelegenheiten lauert, irgend einen unverwahrten Zugang in deine Seele zu finden. Und wie leicht ist dieß möglich, da er die gefährliche Gabe besitzt, gleich dem betrüglichen Witz allerlei Gestalten anzunehmen! Wie oft versteckt er sich hinter eine Schaar von Jugendfreuden, die er unschuldig nennt, und lauert wie der Skorpion unter Blumen! Laß dich nicht durch seine glatten Worte verführen! Durch solche verführte einer seines Gleichen die unschuldigste unter allen Weibern. Nur dann bist du unschuldig, wenn du dein Herz mit Freuden vor dem Allwissenden ausbreiten kannst; wenn keine Schwärmerei eitler Begierden, keine unbesonnene Wünsche, keine Ungeduld, kein Stolz über Vorzüge, die auf der Wage der Weisheit von einem Sonnenstaub überwogen werden, deinen Geist beflecken. Glaube nicht dem Unbedachtsamen, der dich geistreich nennt, weil deine Augen mit ihren lieblichen Blitzen sein Herz geschmelzt haben, und dich tugendhaft glaubt, weil er sich beredet, daß in einem blendenden Busen nothwendig die schneeweiße Unschuld wohnen müsse. Du bist edel, weil du

Begierden in dir fühlst, den erhabensten Vorbildern der Tugend nachzueifern. Aber du bist noch weit entfernt, sie erreicht zu haben, wenn du ihnen schon diese oder jene Empfindungen abgelernt hast. Eine Clarissa, eine Byron oder Amalia ist die höchste Zierde der Menschheit; sie schwebt zwischen der englischen und menschlichen Natur in der Mitte. Du hast alle ihre Zärtlichkeit, Sacharissa, strebe auch nach ihrer Größe. Jene ist eine Gabe der Natur; diese kann und muß dein eigenes Werk seyn. Zärtlichkeit des Gemüths ohne Stärke, ohne Großmuth ist Weichlichkeit, ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird. Aber eine Seele, die sich eine erhabene Art zu denken angewöhnt hat, hört ungereizt die Stimme der Freuden, die an ihre Ufer zu einem wollüstigen Tode einladen, und stehet unerschüttert im Sturm, wie eine Ceder Gottes, deren Wurzeln in die Tiefe hinabreichen. Und wie kann eine Seele anders als groß seyn, die ihren Adel bedenkt, die diesen Erdenkloß gegen jene himmlischen Welten und Tage, die wie ein Schatten dahingehen, gegen die Ewigkeit abgewogen hat? Was hat denn Eitelkeit und Wollust einer solchen Seele Anständiges anzubieten? Was hat ein Stäubchen für ein Verhältniß gegen den Himmel? Muß nicht, wenn du so denkst, die getreue Ausübung der kleinsten Pflicht dir ein größeres Vergnügen geben, als jene flatternden Seelchen zu kennen fähig sind, die immer außer ihrem eignen Bezirk in den Auen der Thorheit herumirren und alle Dinge um sich her mit trunknem, ungewissem Auge angaffen? Nein, Sacharissa; der neidische Dämon soll nicht triumphiren, dich in diese Labyrinthe gezogen zu haben. Du wirst unverwandt dein Ohr nach der sanften Stimme der Weisheit lenken und den Weg mit immer stärkern Schritten fortwandeln, auf welchem Ruhe

und Zufriedenheit unter deinen Tritten blühen und tausend Seraphim, von deiner demuthsvollen Tugend angelockt, um dich her schweben und einen Kreis um dein Herz ziehen, durch den kein Uebel dringen kann.

4.

In welchen Gefilden irrest du jetzt, von der Morgenröthe umgeben, o Cyane? Welche Schatten, welche selbstgewachsene Laube bedeckt dich? Welche Blume zieht dein immer heitres Auge auf ihre sittsame einfärbige Schönheit, als ob sie sich sehnte, an deinem Busen aufzublühen? — Oder hörst du still lauschend der wirbelnden Lerche zu, die ihre frohen Gefühle, Hymnen dem Gott, der sie zur Freude empfindlich schuf, dem Tag entgegensingt? Wie zufrieden lächelt dein denkendes Antlitz, aus dem eine ungeschminkte Seele glänzt? Wie verschönert sich die Natur um dich her, da dein Geist die Gegenwart seines Schöpfers fühlt, die Gegenwart des unsichtbaren Genius der ganzen Welt, dessen Athem alle diese Kräfte der Natur bewegt und namenlose unzählbare Lieblichkeiten über alles Sichtbare ausbreitet! Wie froh wandelst du in diesen einsamen Gebüschen! Deine Empfindungen antworten, gleich der Nymphe in Felsen, den Stimmen der Natur, die dich zum süßen Gefühl deines Daseyns erwecken. Keine Sorge, keine lüsterne Begierde bewölkt den reinen Himmel deiner Seele. Unentweiht von den Sitten der verdorbenen Welt, kennest du kaum die Namen der Verstellung, der Ziererei, der geschminkten Tugenden und der schlauen Künste städtischer Buhlerinnen — Buhlerinnen um Ruhm oder Wollust. Du entbehrest leicht, mit

deiner eignen Anmuth gezieret, ihren erbettelten gothischen Putz. Ungesehen, wie diese balsamische Feldrose im Gebüsche blüht, unbewundert, ohne Verlangen nach Ruhm, blühest du. Du weißt nicht, du schöne Unschuld, daß du Zeugen um dich her hast. Ich sehe sie ihr goldlockiges Haupt aus Purpurwolken herab neigen oder gleich Frühlingslüften an deiner Seite hinschweben; sie lächeln dich brüderlich an. — Denn Engel umgeben allezeit die Unschuld, Engel bewachen die Seelen, deren himmlische Namen im Buche des Lebens schimmern. Wie oft empfindest du ihre leisen Eingebungen! Ergetze immerfort, o Cyane, ihr Auge; beschäftige sie unaufhörlich mit deinen frommen Thaten; denn sie sind befehligt, sie alle aufzuschreiben. Die kleinste Handlung, die ein reines Herz, eine zärtliche Sorgfalt, die Pflichten unsers Berufs zu erfüllen, zur Quelle hat, ist wichtig in den Augen des Ewigen, der unser Richter seyn wird.

5.

Warum weinest du, Glycera? warum blickt deine sonst immer lächelnde Anmuth wie ein verblühender Frühling aus feuchten Wolken hervor? Warum fliehst du die gesellige Freude und suchest den melancholischen Hain, wo Niemand deine Thränen tadelt? — Ach! du beklagst eine verlorne Freundin. Vor wenigen Stunden blühte sie wie eine Morgenrose; da pflückte sie plötzlich der Tod, und sie verdorrete wie eine Rose im Mittag. Eine Gesundheit, welche Unsterblichkeit zu versprechen schien, die regeste Munterkeit, die frischeste Blume der Schönheit, konnten sie nicht vorm Grabe bewahren. Sie, die vor Kurzem alle Augen ergetzte, in allen

Jünglingen Verlangen und Liebe anzündete, von Allen bewundert oder beneidet wurde, sie ist nicht mehr! Das schmelzende Feuer ihrer Augen ist verloschen, die Farbe ihrer Wangen gleicht der welken Lilie, alle ihre lächelnden Grazien sind verschmachtet! Dieser Leib, in dem die Natur ihre schönste Idee ausgebildet zu haben schien, ist schon ein moderndes Scheusal, eine Speise der Würmer. Und wo ist nun die Schönheit, welche deine Gespielen an ihr beneideten? die Schönheit, wegen welcher ihre Schmeichler sie bald Leda bald Venus nannten? — Du staunest, Glycera! Ein ahnender Schauer erschüttert dein zartes Gebein. Die Schatten um dich her werden dir zu Todesgestalten, und du hörest aus dem rauschenden, halb entblätterten Gebüsche die Stimme deiner Freundin, die dir zuruft: Folge mir! — Ach! Glycera, was sind diese Farben, diese stolze Bildung? Eine gemalte Speise der Augen und wie oft ein Köder lüsterner, nach Wollust wiehernder Blicke; eine Nahrung der Eitelkeit, oft ein Raub des Lasterhaften und eine Verrätherin der Unschuld. — Und wie flüchtig, wie vergänglich ist sie ihrer Natur nach! Eine glänzende Seifenblase, ein buntes Nichts. — Wache auf, Seele! Unsterbliche, Erbin der Ewigkeit, wache auf! Schwinge dich über diesen blühenden Staub und erkenne deinen Adel. Die Tugend ist die Schönheit des Menschen, eines Geschöpfs, das, über die unbeseelte und thierische Welt erhaben, von einer Seite den Geistern des Aethers verwandt ist. Verachte, o Glycera, diese Würmerseelen, die, von niedrigen Begierden gedrückt, auf deinen Wangen kriechen; sie mißkennen sich selbst und dich! — Siehe, diese Welt ist nicht wie die Träume der wollüstigen Jugend sie zaubern. Sie vergeht mit ihrer Lust. Die Betrügerin verspricht dir beständige Freuden und bezahlet deine

Erwartung mit Reue und Ueberdruß. — Laß das Grab deiner Freundin dich Weisheit lehren. Weise seyn in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzet, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre tödtlichen Ufer laden; alsdann weise seyn, eh' uns die Erfahrung zu spät weise macht; — o das ist ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden höre, wenn sie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unschuld und die Verblendung unsterblicher Seelen, deren Wächter sie sind, auf weinenden Lauten bejammern.

Komm, Glycera, laß uns das Grab unsrer Verstorbenen besuchen! Du stiller Mond, neige dein umschleiertes melancholisches Antlitz aus dem herbstlichen Duft herab und zeig' uns den Weg. Hier in dieser feierlichen einöden Stille, wo die Nacht und der Tod unter zerstreuten Gebeinen schlummern, auf den Gräbern der Christen, die einst auferstehen werden, hier laß uns mit unsrer Seele einen Bund machen! Engelsgestalten schweben halb sichtbar, mit Schatten vermischt, um uns her. Der Ewige, unser Richter, hört uns zu. Laß uns ein feierliches Gelübde thun, weise zu seyn und für die Ewigkeit zu leben! Laß uns diese kindischen Eitelkeiten mit Füßen treten, bei denen die Thoren Ruhe für ihre Seele suchen und nicht finden! Sie mögen, vom Wein des Unsinns trunken, uns als Einfältige und Narren verlachen; genug, daß wir den Beifall des Himmels haben und, was sie niemals seyn werden, glücklich sind.

6.

Was liesest du hier, Aedon, das ein so vergnügtes Lächeln in deinem Gesicht erregt und den Schlaf von deinen

Augenlidern entfernt, obgleich die äußersten Sterne schon sinken? Es sind Anakreons Oden. Du bist entzückt über diesen Liebling der Natur, in dessen Liedern die feinste Wollust und die naivsten Grazien athmen. Du hast ihm eine gute Gesellschaft auf deinem Pulte gegeben. Hier liegt Tibull, dort Chaulieu, Gay und Prior, deine Vertrauten, mit andern Dichtern, deren Muse die Freude ist, in angenehmer Unordnung zerstreut. Eine lächelnde Tiefsinnigkeit verkündigt mir, was jetzt in deiner Seele vorgeht. Du siehst die Welt aus einem lustigen Gesichtspunkt, lauter Myrtenhaine, Rosenlager und ewiger Frühling, willige Mädchen, Faunen und tanzende Mänaden und Nachtigallen, deren Sirenengesang zur Liebe einladet. — Ein solches Gesicht, allzu poetischer Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem Herkules aus, da er gedankenvoll auf dem Scheideweg saß und, was du noch nie gethan, mit Ernst darauf dachte, wie er leben wollte. — Höre (wenn dich anders die Phantasie nicht schon so weit von der Weisheit abgeführt hat, daß dich Anakreon ein Weiser dünkt), höre die Stimme eines Freundes, welcher frühzeitig den reizenden Gefahren entronnen ist, denen du zueilest. — Ein dichtrischer Jüngling, dem die Natur ein feines Gefühl für ihre Schönheit und einen Ueberfluß an Witz gegeben, ist mehr als irgend ein Anderer benöthigt, ein Schüler der echten Weisen zu seyn. Je weiter die Grenzen des Witzes werden, desto enger wird das Gebiet der Vernunft. Und die Vernunft muß doch in einem Geschöpf herrschen, welches mehr als das schönste Thier ist. Der Rath, den ich dir gebe, hat nichts Unangenehmes. Ich erlaube dir den Suarez zu verspotten, ob du ihn gleich nicht kennest. Ich will dich nur zu einem größern Virtuoso machen. Du sollst das ganze Reich der Schönheit durchreisen und dich

überzeugen, daß es höhere Schönheiten gibt, als Rosenwangen und milchweiße Busen; daß es höhere Freuden gibt, als die von den Lippen der Mädchen und aus sprudelnden Gläsern winken; daß die Weisheit, die Tugend, die Unschuld unsre höchste Bewunderung und Liebe verdienen. Aber was sage ich? Was bedeutet dieser Name? Was ist Weisheit? Was ist Unschuld? Unsere Zeiten haben eine neue Sprache angenommen. Anakreon ist ein Weiser, und Leontium unschuldig. So schief und schwindlig dachte man nicht, als Xenophon und Plutarch noch ihre Schüler hatten. Von diesen, von einem Plato oder Shaftesbury lerne, was Natur und Tugend ist, und gib dir, ich beschwöre dich bei dieser Liebe zum Vergnügen, die in deiner Brust wallet, bei den unsterblichen Begierden deiner Seele nach Glückseligkeit, gib dir nur halb so viel Mühe, vernünftig denken zu lernen, als sich eine deiner unschuldigen Nymphen gibt, ihre feile Schönheit auszulegen. Widerstehe den Reizen der sinnlichen Schönheit, damit du nicht in Gefahr kommest, eine Circe so sehr zu schätzen als eine unschuldvolle Lavinia. Soll Witz, Schönheit und Anmuth geliebt werden, ohne daß man frage, ob ein rechter Gebrauch von diesen Naturgaben gemacht worden sey? Soll Ovid aufhören abscheulich zu seyn, weil er reizend ist? Welch eine Verwirrung der Ideen! Welche Verkehrung der Natur und wahren Gestalt der Dinge! — Erwache aus deiner Verblendung! Der Witz, wenn er nicht ein Aufwärter der Wahrheit ist, ist ein Teufel in einen Engel des Lichts verkleidet. Er raubt mit frevelnder Hand die keuschen Schönheiten der Natur, um die Thorheit damit auszuschmücken. — Wenn du so empfindlich für die Vergnügen der Einbildungskraft bist, Aedon, hat denn die wahre Unschuld, die Rechtschaffenheit, die Religion keine Grazien? Oder ist es unmöglich,

sie in einer gefallenden Gestalt, in ihrem vortheilhaftesten Licht und mit lieblichen Farben zu schildern? Aber diese leichtsinnigen Cupido's, diese Lehrer der Kunst, zu küssen und zu trinken, haben dir einen Geschmack an der Tändelei eingeflößt, der dich gegen die ernsthaften und frommen Musen gleichgültig macht. Schäme dich deines verwöhnten, unedeln Geschmacks! Erweitre deine Seele und lehre sie ernsthaft seyn, wenn du die Welt und jedes Ding in seinem wahren und schönsten Licht und Ebenmaß sehen willst. Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen gegeben, da er sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen berausche, um sie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln. Aber Beredsamkeit und Witz, wenn sie in weisen Händen zum Dienst der Wahrheit zugerichtet werden, sind ambrosische Früchte, eine liebliche und gesunde Nahrung der Seelen. Wie verdient macht sich der nicht um die Menschen, der neue Reizungen in der Tugend entdeckt! der uns die strengsten Pflichten zu lieben nöthigt! der unsre Phantasie mit großen, himmlischen Bildern anfüllt, unsere Affecte heiliget und uns durch die Neigung zum Vergnügen, die uns gemeiniglich von der Tugend hinweglockt, zu ihr zurück führt! — Wenn du ein dichterisches Feuer in dir fühlst, so habe den Ehrgeiz, solche Lorbeern zu verdienen, oder schweige. Denn es wird eine Zeit kommen, da diese wollüstigen Weisen richtiger denken und wünschen werden, damals keinen Witz gehabt zu haben, da sie Nachtigallen schrieben und in lydischen Tönen zur Weichlichkeit und zum Entschlummern am Busen der Venus einluden. Laß die Worte des weisen Griechen etwas bei dir gelten, Aedon! Die Musen sind nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind; oder

dein Witz werde, so oft du schreiben willst, zu Wasser; deine Feder gebe lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervor; wenn du scherzest, so gähne dein Leser und schlafe wie berauscht ein, wenn du ihn zum Trinken aufforderst!

7.

Welch eine Mischung von zärtlichen Affecten drückt dein Gesicht aus, anmuthsvolle Maja? In der Stille dieser nächtlichen Stunden hast du die rührende Geschichte der frommen Clementina gelesen. Sympathetische Thränen gleiten von deinen schönen Wangen, und seufzende Wehmuth regt dein klopfendes Herz. Ich sehe dich, ob du mich gleich nicht siehest, ich bewundre die mitleidige, tugendhafte Zärtlichkeit deines Herzens. — Aber, o, erlaube dem, der deine Seele liebt (du wirst ihn erst in einer andern Welt kennen lernen), erlaube ihm, nach den innersten Empfindungen seines Herzens mit dir zu reden und die Vorstellungen in dir zu erregen, die er, vielleicht aus allzu sorgsamer Freundschaft, dir am nöthigsten glaubt; Gedanken, die dir nicht fremd sind, und welche allein Gewicht genug haben, eine feste Tugend in einer weichen Seele aufzurichten. — Stille den Lauf dieser allzu willigen Thränen! Hänge diesen schmelzenden Empfindungen über die unglückliche Liebe deiner Clementina nicht länger nach! — O, nenne sie nicht unglücklich! Sie, der ihr Gewissen mit der Stimme eines Seraphs, mit einer Stimme, die Todesqualen zu Entzückungen machen könnte, sagt: Du hast die größte aller Pflichten erfüllt! Du hast deinen Gott über Alles geliebt! über Alles, da du ihn mehr liebtest als einen Freund, dem Kronen keinen mehrern Werth geben

konnten. — Hier, Maja, hier laß dein ganzes Herz Empfindung werden! Hier mögen Thränen der Entzückung in dein Auge dringen, der Entzückung darüber, daß die menschliche Seele so groß seyn kann! Welch ein Beispiel! So stark, so heroisch und doch so zärtlich, so empfindlich und in Liebe glühend! Aber, wie ein siegreicher Engel, steht sie auf den Empfindungen von Staub und tritt die eigennützige Leidenschaft mit Füßen. Ein solcher Sieg, das Bewußtseyn einer solchen That muß eine Erquickung in der letzten feierlichen Stunde seyn. Wenn alle irdische Dinge den Glanz verlieren, den unsre Affecte ihnen gaben; wenn uns selbst vor denen Freuden ekelt, die nur unschuldig waren, wenn wir traurig in tausend leere verscherzte Stunden zurück sehen, die uns nicht in die Ewigkeit begleiten, weil sie mit keiner guten That bezeichnet sind: ach, Maja, dann ist das ein tröstendes, ein seliges Bewußtseyn, wenn wir uns erinnern, daß wir den über Alles geliebt haben, nach dessen Anschaun wir uns jetzt sehnen; daß wir mit unverfälschter Absicht uns bestrebt haben, Ihm zu gefallen und unsere Wünsche unter seinen Willen zu demüthigen. — Ein Herz, wie das deinige, ist der Welt ein Beispiel schuldig. Laß deine Zärtlichkeit nur der Tugend geheiliget seyn! Mache dich stark und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen Schild, den großen Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen. Laß deine inbrünstigsten Empfindungen nur zu Gott hinauf flammen. Hebe deine begierigsten Blicke immer in jene Welten, von denen nur wenige verirrte Strahlen aus der Tiefe dieses nächtlichen Himmels dein Auge entzücken. Diese Welt würde dein redlich Herz nur betrügen. Sie hat nichts, was wahrhaftig glücklich machen könnte! Verschmähe ihre Lockungen, ihre Versprechen, ihre rauschenden Freuden. Träume nicht

willkürliche Glückseligkeiten, die sich vielleicht in Plagen verwandelten, wenn sie dir zugestanden würden. Lege dich unbesorgt in den Arm der Vorsicht. Laß das Schicksal, das Gott für dich bestimmt, dir willkommen seyn. Wisse, daß Tugend nichts Anderes ist, als ein tapfrer, unermüdeter, großmüthiger Streit mit dem unedlern und sterblichen Theil unser selbst. Nur dem, der bis ans Ende aushält, nur dem Ueberwinder wird die Krone zuerkannt.

8.

Wie zufrieden lächelt diese Mutter auf den zarten Knaben, der unter den Lilien ihres keuschen Busens weidet! Bald heben sich ihre entzückten Blicke aufwärts, indem stille Gebete aus ihrem Innersten zu Gott aufsteigen, bald sinken sie wieder auf den Säugling, in dessen Gesichte die erste Morgenröthe einer schönen Seele zu glühen scheint. Lange schaut sie ihn an, wie ein Schutzengel, von ätherischem, obgleich unsichtbarem Schimmer umflossen, dich, schöne C... ansieht, wenn du, von deiner Unschuld bedeckt, an der einsamen Quelle schlummerst; er betrachtet unverwandt die holdselige Majestät der frommen jungfräulichen Seele, die aus der blühenden Gestalt wie aus einem reinen Krystall hervor scheint. So lächelt die tugendhafte Mutter auf das Kind ihres Herzens und freuet sich, daß durch sie die Zahl der Verehrer Gottes, der Christen und zukünftiger Engel, vermehrt werden soll. Jetzt denkt sie nach, wie sie, sobald sein zarter Leib fester geworden, und die junge Seele aus der ersten Betäubung sich erholt und sich selbst zu fühlen angefangen hat, wie sie die Triebe, welche der Schöpfer in dieselbe gelegt,

entwickeln und bilden wolle; wie sie seine Zärtlichkeit zu Menschenliebe, seinen Stolz zu Großmuth, seine Neugier zu Wahrheitsliebe erhöhen wolle. Sie staunt und sinnt auf anmuthige Fabeln und rührende Erzählungen, in welche sie die Wahrheit verhüllen will, damit ihr blendender Glanz die zarte unerfahrene Seele nicht verletze; sie gelobt, auf sich selbst immer wachsamer zu seyn, damit keine Geberde, kein Wort, keine Handlung die Bildung dieses weichen Herzens durch schädliche Eindrücke verunstaltete. Ihr Leben soll ihm zeigen, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. Ach! mit welchem süßen Erstaunen, so denkt diese würdige Mutter, wird er mich hören, wenn ich ihm sage, was der Mensch ist, in welch eine Welt er gesetzt ist, und daß ihn ein unaussprechlich wohlthätiger Geist darein gesetzt hat. Wenn ich im blumigen Gefilde seine jungen Tritte leite; wenn er mit reger, fröhlicher Mutterkeit von einer Blume zur andern hüpft und ihre vielfache Bildung und Farben mit sprachloser Verwunderung bei sich selbst vergleicht; wenn ihn Alles anzulächeln scheint; wenn er voll Entzückung die süßen Geister der Rosen in sich athmet; dann will ich mich unter die Blumen setzen und den zärtlichen Knaben an mein Herz drücken und sagen: Siehe, mein Kind, diese schönen Auen waren vor wenigen Wochen mit Schnee bedeckt, diese grünen Bäume standen ohne Schmuck, wie verdorret; diese ganze Gegend schien vor Kälte verschmachtet zu seyn, und wir Alle hätten zuletzt in derselben verschmachten müssen. Aber ein gütiger, liebreicher Geist, der über diesem Himmel wohnt und seine Freude daran findet, alle Lebendige mit Freude zu erfüllen, hat Mitleiden mit uns gehabt und uns die warme erquickende Sonne zugeführt. Sobald er diese Erde anlächelte, grünten die Bäume, und tausend Blumen stiegen aus dem zarten

Gras hervor, unser Auge und unsern Geruch zu ergetzen und mit uns eine unzählbare Menge von Thieren zu speisen. Und warum liebt uns der große Herr des Himmels so sehr? Höre, mein Kind, wie groß unsere Seligkeit ist! Alles, was du hier um dich siehest, der Himmel und die Erde sind das Eigenthum dieses Gottes (mit diesem Namen nennen wir unsern großen unsichtbaren Wohlthäter); alle diese angenehmen Dinge, diese Auen, diese grünen Wälder, diese lieblich singenden Vögel, diese Thiere und wir Menschen, Alles, was du siehest, Alles, was ist und lebt, ist ehemals nicht gewesen, und wir wären jetzt noch nicht, so wie du vor wenigen Jahren noch nicht warest, wofern nicht dieser Gott uns und Alles, was um uns ist, gemacht hätte. Und jetzt liebet er uns, weil er unser Vater ist, und er hat uns versprochen, uns ohne Aufhören immer mehr Gutes zu thun, wenn wir ihn wieder lieben und uns befleißen, selbst gut zu seyn. Auf einige Zeit hat er uns in diese angenehme Wohnung gesetzt, und da gibt er uns alle Tage neue Proben seiner Güte, damit wir ihn lieben und uns bestreben, immer besser zu werden, damit er uns immer mehr Gutes thun könne; denn weil er selbst lauter Güte ist, so kann er das Böse nicht leiden. — Auf diese Weise will ich dieser jungen wissensbegierigen Seele ihre Speise geben; aber nur die Milch der Wahrheit, wie es sich für dieses Alter schickt. Ich will sein Herz gewöhnen, nur die Wahrheit, nur das Gute zu lieben; dieß ist die beste Zubereitung einer menschlichen Seele zur Religion, welche die höchste Vollkommenheit unsrer Natur und die Quelle der Glückseligkeit ist. Wer das Gute liebt, muß auch Gott lieben, und wer Gott liebt, verachtet Alles, was ihn nicht zur Vollkommenheit befördert, weil er Gott desto mehr lieben kann, je vollkommner er ist. Und so werde ich

dich, du süßer Liebling meines Herzens, zu jeder Vollkommenheit bilden, wenn ich dich von deiner zarten Jugend an zur Wahrheit und Ordnung und Güte bilde. Hierin soll meine mütterliche Liebe keine Grenzen haben. Sie wird nicht, wie die kindischen Mädchen, welche zu früh Mütter werden, indem sie selbst noch unerzogen sind, sie wird nicht aus blöder Gefälligkeit deiner Neigungen schonen, wenn sie auch nur in ihren entferntesten Folgen dir zum Schaden gereichen könnten. Sie wird streng gegen die Gebrechen deines Temperaments und gegen die kleinsten Ausbrüche des angebornen Uebels seyn. Ich werde nie vergessen, daß du nicht mein Geschöpf bist, ob ich gleich deine Mutter heiße, sondern daß du mir von Gott anbefohlen bist, dem ich dich zuführen soll. Welch ein Triumph wird es für mich seyn, dich an dem großen feierlichen Tage deinem Schöpfer darzustellen, dessen Gnade meine treuen Bemühungen unterstützt und mich zu einem nützlichen Werkzeug, seine Ehre auf dieser Erde zu befördern, gemacht hat!

In solche heilige Gedanken ergießen sich die stillen Empfindungen dieses mütterlichen Herzens. Eine solche Mutter zu seyn, ist die höchste Stufe des weiblichen Ruhms. Entsaget der Eitelkeit und der Ausschweifung, ihr Schönen; bearbeitet euren Verstand und erweitert euer Herz, daß der große Gedanke, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden, darin Raum habe. So werdet ihr dem Stand, in welchen ihr zu treten wünschet, größere Ehre machen, und unsre Kinder werden den Affen weniger ähnlich seyn und der Welt zu einem bessern Geschlechte von Menschen Hoffnung machen.

9.

O du, welche nur der Enthüllung vom Leibe bedarf, um ein Engel zu seyn, schöne harmonische Seele! desto schöner, da Demuth und bescheidenes Mißtrauen deine eigne Vortrefflichkeit vor dir verbirgt; erlaube, Selima, daß mein Geist sich im Stillen dir nähere und dir helfe die Gedanken aufzuklären, die jetzt deinen seligen Geist erfüllen und ein so himmlisches Lächeln über dein sanftes Antlitz verbreiten. — Du denkst die allgegenwärtige Liebe, den Erbarmer der Menschen – die versöhnte Erde – die Erneuerung zur Heiligkeit und Ordnung, den aufgeschlossenen Himmel — die unaussprechliche Ewigkeit. Diese Wahrheiten, die für die meisten Namen ohne Bedeutung und Kraft sind, entzücken dein Herz. Du siehest diese vergängliche Welt, dieses unnütze Leben, diese heitern oder finstern Träume, die wir träumen und Glück oder Unglück nennen, in einem ganz andern Licht, als bethörende Leidenschaften sie zeigen; die Freuden der Welt verlieren darin ihren blendenden Schimmer und, was sie Uebel nennt, seine schreckliche Gestalt.

Aber was für eine Weisheit hat dich zugleich so erhaben und so richtig denken gelehrt? Welcher Geheimnisse hat sich dein forschender Geist bemächtigt? Welcher magischen Kräfte, die Gestalt der Dinge zu verwandeln und dich in einen Himmel zu versetzen, während Andere im Thal des Jammers und der Thränen schmachten, und eine noch größere Anzahl den Schmerz im Arme der Fröhlichkeit findet und sich jauchzend in ihr Elend hinab stürzt? Haben dich tiefsinnige Platone oder Epiktete deine Weisheit gelehrt? Oder haben die geheimnißvollen ägyptischen Tempel ihre Heiligthümer vor dir aufgethan? Nichts minder! Du würdest noch ferne von

der Glückseligkeit seyn, wenn du sie auf Abwegen gesucht hättest. Deine Weisheit ist eine göttliche Weisheit. Du bist eine Christin! Ein Strahl der Gottheit ist in deine Seele gefallen und hat dein inwendiges Auge geöffnet, die wahre Gestalt der Dinge zu sehen. Glückliche Seele, die in diesem Lichte wandelt! Sie ist die kräftigste Widerlegung der Thoren, welche den Glauben der Christen verspotten. Nennet mir, ihr Sophisten, einen größern und glücklichern Menschen als den Christen, wenn ihr könnt. Wie hoch ist seine Art zu denken über die kriechenden Meinungen und thierischen Empfindungen der kleinen Seelen erhaben, die nicht weiter denken, als ihre Sinne reichen! Er lebt in einer andern Welt als sie. Seine Welt ist lauter Schönheit, lauter Harmonie; denn er siehet sie in dem Glanze, welchen die Allgegenwart Gottes über sie ausbreitet. Alles war gut, da der ruhende Schöpfer sein vollendetes Werk mit zufriedenem Blick überschaute — Alles wird gut seyn, wenn er nach Vollendung der Zeiten Alles in Allem seyn wird. Der Christ sieht die Zukunft schon im Gegenwärtigen eingehüllt; dieß beruhigt ihn über alles Uebel, womit er die Welt gedrückt sieht. Er verehret in jedem Schicksal den weisesten Vater. Die Natur ist für ihn ein zweites Paradies. Hier schöpft er seine Freuden; hier erhöht und erweitert er seine Neigungen; hier lernt er göttlich denken. Sein von allgemeiner Liebe überwallendes Herz ergetzt sich an der allgemeinen Blüthe und Wonne der Dinge. Er freut sich, Alles, was lebt, unter dem Scepter Gottes glücklich zu sehen. Nichts betrübt ihn als das moralische Elend der Menschen. Denn die menschliche Natur ist in seinen Augen groß und ehrwürdig. Er kann nicht klein von dem Menschen denken, den Gott nach seinem Bilde schuf, zu dessen Erhaltung so große geheimnißvolle

Anstalten gemacht wurden, und dessen Natur der Gott=Mensch über die Erzengel erhob. Wie ungleich ist hierin sein Urtheil den Vorurtheilen der Thoren! Nichts kommt ihm klein vor, was das Unsterbliche in uns angeht, was uns bessert oder verschlimmert. Gold, Schätze, prächtige Namen und die ganze schimmernde Rüstung der Eitelkeit, dieß sind ihm Kleinigkeiten und liegen, mit Staub bedeckt, tief unter ihm. O, wie gar eine andere Gestalt hat diese Erde in seinen Augen, als sie in den blöden schielenden Augen der Verkehrten hat! Myriaden von Seraphim schweben, nur dem Geiste des Christen sichtbar, unter den Wolken und beobachten unsere Thaten, beschützen die hülflose Kindheit und die gleitende Unschuld, athmen Frieden in die Seele des Frommen und zählen die Thränen der leidenden Tugend. Eine erhabene Wahrheit, welche die Thoren für Schwärmerei und die Weltweisen für einen anmuthigen dichtrischen Einfall halten, und die nur der einfältig weise Christ glaubt und empfindet: Die Erde ist die Pflanzschule des Himmels. Die Allgegenwart der versöhnten Gottheit ist über sie ausgebreitet. Unser Richter ist selbst der Aufseher und Zeuge unseres Lebens. Und was ist dieses Leben als ein Stand der Prüfung und Vorbereitung, worin sich Alles auf eine andere Welt bezieht, worin wir aussäen, um in einer noch unbekannten Zukunft zu ernten, worin das Wohl oder Elend unserer ewigen Dauer von einer jeden Stunde abhängt? Hier muß entschieden seyn, was wir dort werden können; hier müssen wir uns gewöhnen himmlisch zu denken, um dort an den Geschäften und Freuden der Himmlischen Geschmack zu finden; hier muß unsere Seele von den Hefen der Sinnlichkeit und Selbstheit gereiniget werden, wenn uns die lautern Ströme des Aethers nicht wie Schaum von sich auswerfen sollen. Aber auch hier,

schon hier kann unsere Seligkeit angehen, die dort vollendet werden wird; schon hier kann unser Geist, wie Henoch, mit Gott leben, welchen er zu schauen erschaffen ist.

O unaussprechlicher Gedanke! Empfinde ihn ganz mit mir, theure Selima; ihn nur zu denken, ist schon ein Vorschmack des Himmels, der uns den Geschmack an allen irdischen Freuden nehmen sollte! — Und wer ist nun, der uns unglücklich nennen darf, und wenn auch unsre Leiden so vielfach und so schwer wären, als der ersten Bekenner des Christenthums? — Und wofür anders sollen wir die Stimme der Klage oder des Unmuths, die sich manchmal in uns empören, halten, als für giftige Anhauchungen eines bösen Dämons, der uns wider unsre Absicht gegen unsern Schöpfer undankbar machen und das Ziel, wornach wir streben, uns aus den Augen rücken will? Hinweg mit jeder Empfindung, die nicht aus der großen Wahrheit, daß wir für das Anschaun des Ewigen erschaffen sind, entspringt oder in sie zurückfließt! Hinweg mit aller Trägheit, mit allem Unmuth, mit Allem, was die Seele im Flug zur Vollkommenheit aufhält und niederschlägt! Eine heilige Freude soll sich unsrer Seele bemächtigen. Siehe rings um dich her und betrachte Alles im göttlichen Lichte, welches von dem Angesicht dessen ausgeht, der der Abglanz der Herrlichkeit Gottes ist. Wie entzückt ist dein Geist über dieses Gesicht! Dieß ist das Licht, in welchem die Heiden wandeln sollen. Alles erscheint da in seiner wahren Gestalt. Die Welt — ist ein Tempel Gottes; die Erde — das Land seiner Offenbarung, wo er wandelte; jedes Geschöpf von der Sonne bis zum kleinsten Grase — ein Zeuge der Gegenwart Gottes; die Menschen — unsre Brüder, Befreundete der Engel; dieß Leben ein Weg zu Gott, der Tod — ein lieblicher Bote,

der uns das wahre Leben ankündiget; das Weltgericht — ein Triumph der göttlichen Gnade und der erneuerten Unschuld; die Ewigkeit — eine unendliche Aussicht in Licht und Wonne.

10.

Wir würden glücklich seyn, Eulalia, wenn wir uns der Vortheile, die wir immer in unsrer Gewalt haben, recht bedienten. Nichts ist so sehr unser eigen, als unsre Gedanken. Alles Andre ist außer uns. Die Güter des Glücks sind unbeständig, die liebsten und würdigsten Gegenstände unsers Herzens können uns aus den Augen genommen werden, aber unsre Gedanken ersetzen uns Alles. Die Seele ist da, wo sie denkt. Durch ihre Gedanken kann sie sich mitten im Leiden einen Himmel um sich her verschaffen; in Gedanken kannst du, o Eulalia, in die goldnen Zeiten der Unschuld zurückkehren, unter den Hütten der frommen Patriarchen wohnen oder wie die unschuldsvolle Maria zu den Füßen des Erlösers sitzen und die Worte des Lebens von seinem holdseligen Munde hören. In Stunden, da du nichts außer dir hast, das dich erfreuen oder lieblich beschäftigen könnte, kannst du, in dich selbst geschmieget, dich mit deinen eignen Gedanken besprechen und eine Unterhaltung in dir selbst finden, die dich den angenehmsten Umgang und die ausgesuchtesten Ergetzungen nicht vermissen läßt. Laß keine dieser glücklichen, aber geflügelten Stunden ungenossen vorbeigehen, da die Seele in einer erwünschten Einsamkeit aufgelegt ist, sich selbst glücklich zu machen. Eine einzige Stunde wird einen sanften Glanz auf ganze Tage verbreiten und dir eine neue Kraft zum wahren Leben einflößen. Bald

überzähle bei dir selbst, wie viele Wohlthaten du dem Vater aller Geister zu danken hast; steige so weit zurück, als du kannst, und rechne sie nach einander her. Wie manche wirst du finden, bei der deine gerührte Seele in anbetender Entzückung still stehen wird, um ihren ganzen Werth zu überdenken! Diese Gedanken werden dich in die Fassung setzen, welche der Schöpfer am meisten liebt, und worin wir am fähigsten sind, neue Gnaden von ihm zu empfangen. — Zu einer andern Zeit laß dein eignes Leben (den Traum!) vor deiner Seele vorbeigehen; erinnere dich deiner Gemüthsverfassung in den verschiedenen Perioden desselben; bemerke, wie du dich nach und nach entwickelt und verbessert hast, und was diese glücklichen Veränderungen veranlaßt und befördert hat; genieße den Beifall des Gewissens (der Gottheit in uns) bei der Erinnerung an gute Thaten; und wenn du auch Eitelkeit und Thorheit unter den Gedanken und Neigungen erblickst, denen du ehemals eine unverdiente Stelle in deinem Herzen erlaubtest, so lösche diese unangenehmen Bilder durch eine reuige, demüthige Thräne aus. — Oder versammle das Andenken aller der Seelen um dich her, die du jemals geliebt hast; der Seelen, die, wie du, von der Welt nicht gekannt, ihre größte Sorge seyn lassen, sich zur Ewigkeit anzuschicken, und die entweder jetzt in himmlischen Sphären vor den Augen ihres Königs und Bruders wandeln oder noch in dieser Dämmerung irren und vielleicht durch ganze Provinzen von dir geschieden sind, aber nichts desto weniger von dir geliebt werden und sich mit dir der entzückenden Hoffnung getrösten, daß eine bessre Welt uns Alle zusammenbringen wird. Wenn Leiden und Prüfungen deine Seele drücken und deine Geduld müde machen, o, so siehe zurück auf die, welche vor dir gelitten haben — auf so viele

Heilige, welche von der Welt geschmähet, verfolgt, vertrieben, gepeinigt und getödtet wurden — auf die Zeugen der Wahrheit, die in der ausgesuchtesten Marter lächelten, weil sie voll Glauben und Entzückung den Himmel eröffnet sahen — auf so viele tugendhafte Seelen, die jetzt unter den Engeln leuchten, aber in dieser Welt verkannt, verachtet und verlassen ihren einsamen Weg fortgingen und durch alle Hindernisse hindurchbrachen, weil sie gewiß waren, daß sie nach dieser Pilgrimschaft in den ewigen Wohnungen ruhen würden! — O, wie werden diese Gedanken dich zu gleicher Zeit beschämen und stärken! — Wer wollte nicht gern leiden, da der göttliche Mittler das Kreuz zu einem Ehrenzeichen gemacht hat! Wer wollte nicht leiden, da wir eine so große Hoffnung haben, dereinst zu dem ewigen Ruhetag Gottes einzugehen!

Diese Betrachtung, Eulalia, mache zu dem liebsten Gegenstand deiner Gedanken. Söndre, so oft du kannst, deine Seele ab, begib dich ins Einsame und erhebe dich auf den Flügeln des Glaubens in die lichtvollen Gegenden der Seligkeit; dort schlage gleichsam deine Wohnung auf und mische dich im Geist unter die Chöre der Seraphim, die unaufhörlich den Ewigen loben. Vielleicht, daß in solchen heiligen Stunden ein göttlicher Strahl in deine Seele fällt und dir in glänzenden Bildern auf eine lebhaftere Art die Seligkeit zu empfinden gibt, die noch kein sterbliches Auge gesehen hat. Aus solchen erhabnen Entzückungen wirst du eine neue Kraft zurückbringen, deinen Lauf in dieser Welt freudig fortzusetzen, unermüdet zu seyn im Kampf mit den Leidenschaften, welche wider die Seele streiten, unermüdet in der Geduld, inbrünstiger in der Liebe Gottes und des Nächsten. Denn nur dazu dienen diese hohen Betrachtungen und

Entzückungen, daß sie, gleich einem kräftigen Sonnenschein, den Wachsthum aller Tugenden in uns befördern. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da wir die Offenbarungen der Gottheit mit aufgedecktem Angesicht sehen werden. Alles, was uns vergönnt ist, sind Blicke des Glaubens in die Ewigkeit, welche uns tüchtiger machen, in dieser vergänglichen Welt unsrer Erwählung gemäß zu leben.

11.

Komm, meine Seele, und ersetze mir, was mir das Schicksal nicht gewährt hat! Sie starb, die liebenswürdige Ismene, und ihr Freund hat nicht ihren letzten entfliehenden Hauch aufgefaßt, noch ihr geheiligtes Grab mit Blumen bestreut. Aber keine Entfernung der Oerter soll den Geist, dessen Gedanken sich in keine Grenzen einschließen lassen, verhindern, in dieser mitternächtlichen Stunde das gebeinvolle Gefilde zu besuchen, wo deine werthe Asche mitten unter den Gräbern entschlafner Christen ruhet und vielleicht, wenn der Frühling zurückkommt, in jungfräuliche Blumen hervorbricht. Hier will ich mich, von der heiligen Todesstille umgeben, zu deinen Häupten lagern und den ernsten Träumen nachhängen, die, wie aus diesen Gräbern, in meine Seele emporbünsten.

Seliger Schatten, wenn du hier um die morschen Trümmer deiner anmuthsvollen Hülle schwebest, oder bist du, von Sympathie und ewiger Liebe gezogen, bist du jetzt der Genius meiner Selima, — der edelsten und schönsten Seele, die noch im irdischen Leibe wallet — vergib diesen Thränen, welche die Zärtlichkeit, nicht der Schmerz vergießt. Wie süß

ist mir jetzt dein Angedenken! Welch eine selige Zufriedenheit ist die meinige, wenn ich an unsre Freundschaft zurückdenke, die von der Tugend gestiftet und von der Weisheit geleitet wurde. Wie billiget meine Seele sich selber, daß jene blühende Jugendfarbe und die reizende Anmuth, von denen jetzt unter diesem Todtenhügel keine Spur mehr übrig ist, mich nicht verblendeten, dich für etwas Andres als für eine Unsterbliche anzusehen, der ich nur darum auf ihrem Wege begegnen mußte, um ihr brüderlich die Hand zu bieten, um sie in der Glückseligkeit und Tugend zu befestigen, deren selige Folgen sie jetzt unter den vollendeten Frommen einsammelt. Wie glücklich, daß dein Freund damals so dachte, wie er jetzt auf deinem Grabe denkt! O ihr heilige, feierliche, ihr große Gedanken! Empfindungen, die jetzt meine Seele langsam emporheben, möchtet ihr nie wieder erlöschen! Ihr fromme Todesgedanken, die mein Herz liebt, und mit denen es sich gern wie mit vertrauten Freunden unterhält, welch eine heilsame und balsamische Kraft fließt von euch aus! Wie würdig unserer Bestimmung ist die ernste, geistige Freude, die ihr einflößt! Wie viel süßer, als die rauschenden, unbesonnenen Freuden der Thorheit! Wie viel harmonischer mit dem Zustand eines vom Himmel verbannten Geistes, der zur Prüfung seiner Standhaftigkeit und Tugend in einer Wüste herumirrt, wo er mehr leiden als thun und seine Glückseligkeit nur hoffen soll! Jauchzende Freuden sind für den Thoren, der alle seine Wünsche auf das thierische Leben einschränkt und im Arme der Wollust in sein altes Nichts zu zerfließen hofft. — Der Christ findet in diesem Vaterlande der Thiere nichts, das ihn entzücken oder seine Neigung an sich heften könnte, — nichts als Unschuld, Tugend und Weisheit, unsterbliche

Schönheit, die im irdischen Boden fremde Pflanzen sind, aber bald in die himmlischen Gefilde versetzt werden sollen, wo sie einheimisch sind und bis zur englischen Vollkommenheit aufblühen. Was ist außer diesen, das unsre Seele, ohne sich bald selbst widersprechen zu müssen, ein Gut nennen könnte? Erfahren wir nicht alle Tage, daß Alles Eitelkeit ist, was uns nicht in ein besseres Leben folgt? Wo ist eine vergängliche Freude, die unsre Hoffnung nicht betrogen habe? Und doch sind wir so schwach, daß wir uns immer in Gefahr setzen, von Neuem betrogen zu werden. O, kommt mir zu Hülfe, ihr feierliche Bilder des Todes, des nächtlichen Grabes und der ernsten Ewigkeit! Kommt und treibt meine Seele zurück, wenn sie sich von dem geraden Pfade entfernen will! Wenn eine schmeichelnde Lust mich der höchsten Schönheit, die ich allein zu lieben verpflichtet bin, ungetreu machen will; wenn Hoheit und Reichthum und Gewalt mir in einem Glanz erscheinen wollen, den sie nur durch eine kranke Einbildungskraft erhalten; wenn mein Eifer für das Gute träge wird, meine Standhaftigkeit vor den Hindernissen, die ihr im Wege liegen, erzittert; wenn ich, vom herrschenden Beispiel der Welt angesteckt, in irgend einem Fall aufhören will, so zu denken, wie ich rede, zu handeln, wie ich lehre, zu seyn, wie ich scheine; o, so kommt, ihr Todesgestalten, ihr Bilder der dunkeln Zukunft, ihr Erinnerungen an die letzte Stunde und den feierlichen Tag des Gerichts! kommt und machet die Phantome der Sinnlichkeit verschwinden; begeistert mein Herz mit neuem Muth und unüberwindlicher Stärke, den unedlern Theil meines Selbst zu besiegen und den Lauf immer schneller fortzusetzen, den ich mit Schwachheit angefangen habe! Die höchste Weisheit des Menschen ist, so zu

leben, daß er beim Eintritt in die Pforte der Ewigkeit ohne Schrecken und mit billiger Zufriedenheit zurücksehen könne. — Ja, himmlische Ismene, mein erhabner Stolz strebt darnach, hier schon so zu denken, wie du jetzt denkest, da du Leben und Tod und Ewigkeit in ihrem wahren Verhältniß gegen einander ansiehest! Der Beifall der Menschen ist mir nicht hinlänglich! Ich will von unsichtbaren Zuschauern gebilliget seyn! Ich will, daß du mit zufriednem Blick auf mich herablächeln könnest. Mein Geist hat seine eigne Würde erkannt; er weiß seine Geschäfte — sie sind, gleich den deinigen, Gott zu verherrlichen. Dieß sey meine unaufhörliche Bestrebung, wo ich auch seyn möge, im Leibe oder außer demselben, auf diesem oder jenem Striche des Erdbodens, in diesem fremden Lande oder daheim, im wahren Vaterlande der Geister. In diesen Gesinnungen soll deine Vollendung, o Ismene, diejenigen stärken, die dich liebten; denn wie können wir dir bessere Proben unsrer reinen und unsterblichen Liebe geben, als wenn wir uns würdig machen, auch noch jetzt von dir geliebt zu seyn und, nach Vollendung unsrer Pilgrimschaft, in den seligen Reichen der himmlischen Liebe wieder mit dir vereiniget zu werden?

12.

Die meisten Menschen, Arete, sind von Empfindungen ihres eigenen Werths aufgeblasen, weil sie nicht wissen, was der wahre Werth des Menschen ist. Sie kennen sich selbst nicht, weder was sie sind, noch was sie seyn sollen. Eine weise Seele vergißt nie, daß ihr wahrer Werth von Gott selbst abgewogen wird, und daß auf der Wage des Gerichts

weder Schönheit noch Witz, weder Reichthum noch Hoheit ein Gewicht machen. Der Mensch ist auch hier schon nicht mehr werth, als er seyn wird, wenn er, vom Leib entblöst, entweder mit seiner Tugend oder mit dem Bewußtseyn eines übel geführten Lebens in die unsichtbare Welt eingehen wird. Diese wichtige Wahrheit schwebt einer solchen Seele allezeit vor; und wie kann sie dann anders als demüthig seyn? Wohin sie ihr Auge wirft, findet sie Gegenstände, die ihr ein Gefühl ihrer Unvollkommenheit geben. Denkt sie an Gott, so sieht sie, daß sie nichts Gutes hat, das nicht von ihm ausgeflossen wäre; sie überlegt die Menge seiner Wohlthaten und ermüdet, sie herzuzählen. Wie wenig, sagt sie beschämt zu sich selbst, habe ich mir noch alle diese Gnaden zu Nutze gemacht! Wie weit wäre vielleicht ein Anderer in der Tugend fortgegangen, wenn er so kräftig und vielfach zu ihr wäre gezogen worden, wie ich! — Sieht sie auf ihre Nebengeschöpfe, so macht sie sich neue Vorwürfe. Die leblosesten Werke Gottes beschämen sie. Die ganze Natur gehorcht dem Wink ihres Schöpfers; die Sonne und die Sterne laufen unermüdet in ihren Kreisen; Alles ist in Bewegung, mit ehrfurchtsvoller Stille den Endzweck des Ewigen zu vollbringen. — Und ich! wie saumselig bin ich, saumselig in Pflichten, deren Ausübung doch mein eignes Bestes ist! — Wirft sie einen Blick auf die Seligkeiten, welche ihr der göttliche Versöhner aufgeschlossen hat, auf die unermeßliche Herrlichkeit der Tugendhaften, die dereinst den Engeln gleich sind und zum Anschaun der Gottheit zugelassen werden; o, welche mächtige Gründe, sich zu demüthigen, gibt ihr dieser Gedanke, ob er gleich so stolz zu seyn scheint! Eben dieser große Gedanke — Es wartet eine unaufhörliche und vollkommene Seligkeit auf mich, — setzt

unsre Unwürdigkeit in das helleste Licht! Ach, Arete, wenn gleich unser ganzes Leben eine einzige Kette von lauter tugendhaften, großmüthigen und wohlthätigen Werken wäre, so hätte es doch mit einer unendlichen Belohnung kein Verhältniß. Aber unser Herz sagt uns, daß wir noch lange nicht das sind, was wir nach unsrer eignen Einsicht seyn sollten. Denke nur an dieses Einzige: Wie oft murret unsre Seele, wenigstens in Geheim, gegen die göttlichen Schicksale, gegen den Zusammenhang der Dinge, gegen Zufälle, welche doch mit den Absichten Gottes übereinstimmen! Wie oft ermüdet unsre Geduld, da wir doch einen Himmel voll unsterblicher Wonne über uns sehen, gegen welchen alle Leiden dieser Zeit kaum für einen schreckhaften Traum anzusehen sind, der bald vorübergeht und uns die Glückseligkeit unsers Zustandes, wenn wir erwacht sind, nur desto besser fühlen macht! O, was für unvollkommene, sich selbst ungleiche, schwache und unmächtige Geschöpfe sind wir! Wie wenig Ursache haben wir, uns in unsern guten Eigenschaften zu spiegeln oder, wie Narcissus in der Fabel, in unsre eigne Schönheit verliebt zu werden! Wir mögen so gut seyn als wir wollen, so überwiegen unsre Mängel allezeit. Wenn es uns Ernst ist, nach der Vollkommenheit zu streben, so müssen wir demüthig seyn. Die schmeichelhafte Beschauung unsrer schönen Seite nutzt uns wenig, besser zu werden. Wir müssen unsre Gebrechen anschauen und empfinden, wenn wir von ihnen befreit werden wollen.

Wie liebreich meinte es also unser göttlicher Lehrer mit uns, da er uns die Demuth so nachdrücklich anbefiehlt! Der Stolze nimmt immer ab im Guten, weil er nimmer wachsen zu können glaubt; er reißt alle Wohlthaten Gottes unerkenntlich zu sich, als ob sie ihm gebührten, und murret,

wenn seinen Verdiensten, wie er glaubt, nicht Gerechtigkeit widerfährt. Er hasset Andere wegen der Vorzüge, die er an ihnen glänzen sieht, als ob es Vorwürfe wären, die ihm zeigten, daß ihm noch etwas fehle. Er verachtet alles Vortreffliche, wovon er selbst nichts besitzt, und brüstet sich dagegen mit Vorzügen, die vielleicht nur falsche Juwelen und Flittergold sind. Er ist ein strenger Tadler der kleinsten Schwachheiten seiner Brüder; seiner eigenen Häßlichkeit sich unbewußt, beobachtet er mit einem Schalksauge kleine, kaum merkliche Flecken an den schönsten Seelen. Nur der Demüthige kann ein wahrer Menschenfreund seyn; nur er kann Mitleiden mit dem moralischen Elend der Menschen haben, welches bejammernswerther ist, als alle Gebrechen des Leibes und Widerwärtigkeiten des Glücks; nur er kann sanftmüthig seyn und Andre mit Liebe bessern, weil er die Strenge nur für seine eignen Fehler behält. Und so wächst er unvermerkt im Guten, steigt von einer Stufe der Weisheit und Tugend zur andern und wird den Engeln ähnlich, indem er nur ein schwacher Sterblicher zu seyn glaubt.

Es ist wahr, die Demuth verhüllet unsere Tugenden vor dem blödsinnigen Auge der Thoren, welches durch Schimmer und Lärm zur Bewunderung aufgefordert seyn will; aber sie gleicht der sittsamen Kleidung einer jungfräulichen Schöne, welche dem Weisen desto mehr gefällt, je mehr sie ihre keuschen Reize zu verbergen sucht. Und was liegt uns daran, wenn uns Menschen nicht beobachten, da Engel die Bewunderer der einfältigen und demüthigen Tugend sind? Denn Demuth ist eine englische Eigenschaft; die Seraphim, so rein und heilig sie sind, werfen ihre Kronen vor dem Unendlichen nieder, bedecken ihre Angesichter und erkennen sich unwürdig, seine Herrlichkeit anzuschauen.

Aber, indem ich, Arete, diese dir eigene Tugend preise, darf ich nicht vergessen, dich vor einer gewissen Schüchternheit zu warnen, die nicht selten die Gestalt der Demuth annimmt und unter diesem Schein schon oft auch redliche Gemüther getäuscht und im Lauf zur Vervollkommnung aufgehalten hat. Dieser Mangel an Muth hat ihre Kräfte niedergeschlagen; sie haben ihre eigne Stärke nicht gekannt, ja sich sogar eingebildet, unsere Seele müsse nur leiden, was Gott unmittelbar in ihr wirken wolle, ohne selbst an ihrer Verbesserung zu arbeiten. Diese Irrthümer sind aus einem undeutlichen Begriff von der Demuth entsprungen. Die Demuth schließt weder das Bewußtseyn unserer guten Eigenschaften, noch die eifrige Bestrebung nach höhern Graden der Vortrefflichkeit aus. Sie soll uns in dieser Bestrebung vielmehr fördern als zurückhalten. Die falsche Demuth erkennt nicht blos ihre Unvollkommenheit, sondern es scheint auch, daß sie sich in derselben gefalle, und daß sie sich, aus Furcht stolz zu werden, auch vollkommner zu werden fürchte. Verachte, Arete, diese schädliche Blödigkeit des Geistes. Vergiß nie, daß du, deiner ursprünglichen Natur nach, nur ein wenig minder als die Engel gemacht bist, und daß du nach deiner Vollendung den Engeln gleich seyn wirst. Denke nicht gering von den Fähigkeiten der menschlichen Natur, denn dieß hieße göttliche Gaben gering achten; denke nicht zu gering von dir selbst, da dich die Gnade, welche deiner Redlichkeit zu Hülfe gekommen, schon so weit gebracht hat. Der Schöpfer gab dir eine fruchtbare Seele, welche nur des erwärmenden Sonnenscheins der Weisheit nöthig hatte, um tausend liebliche Blumen und gesunde Früchte hervorzubringen. Er läuterte dich durch Prüfungen; er übte dich in der geduldigen Ergebung in seinen Willen; er lehrte dich den geringen

Werth der irdischen Dinge; er bildete dein Herz nach der göttlichen Vorschrift Jesu zur Unschuld und Menschenliebe; dein innigstes Vergnügen ist, die Tugend und Gottseligkeit ausgebreitet zu sehen, deine angelegenste Sorge, dich unaufhörlich zu verbessern. Du vollbringst mit willigem Gehorsam die gering scheinenden Pflichten dieses Lebens, und deine zärtlichsten Neigungen beziehen sich auf die Ewigkeit. Soll eine solche Seele jemals niedergeschlagen und kleinmüthig seyn? Muß es ihr nicht leicht seyn, auf den Pfaden des Friedens fortzuwandeln? Bemühe dich nur, so viel du kannst, deine Erkenntniß zu lauter Licht und Wahrheit und deine Liebe immer reiner und ausgebreiteter zu machen. Hierdurch wirst du zugleich in der Demuth und in der Vollkommenheit zunehmen. Denn unsere Vollkommenheit besteht darin, daß wir uns immer mehr von unsern natürlichen und erworbenen Fehlern, von Unwissenheit, Irrthum, Eitelkeit und allen unrichtigen oder übermäßigen Leidenschaften reinigen; eine Arbeit, mit der auch die Heiligsten in diesem Leibe des Todes nie zum Ende kommen. Je weiter wir uns von der Unvollkommenheit entfernen, desto näher kommen wir der Vollkommenheit, die allein in Gott ist. Und so viele Schwierigkeiten wir auch auf diesem Wege antreffen, so überwindet doch die Liebe sie alle. Denn was kann einer Seele, die Gott liebt, süßer seyn, als in der Erkenntniß zu wachsen, die zu ihm führet, und in der Unschuld und Rechtschaffenheit, die uns mit ihm vereiniget?

13.

Derjenige, mit dem sich meine Seele jetzt bespricht, ist einer von den Geistern, welche der Beherrscher der Welt zu

seinen Engeln unter den ausgearteten Menschen bestimmt hat, durch welche seine Absicht ausgerichtet, Ordnung und Wahrheit erhalten, und die moralische Welt vor einer gänzlichen Verwirrung bewahret werden soll. Er ist eine von den großen Seelen, die von erhabnen Neigungen getrieben und von mächtigen Kräften in eine immerwährende Bewegung gesetzt werden; deren Genius über tausend andere Seelen Gewalt hat und durch die Stärke seiner Vorstellungen und die Obermacht seiner Gefühle sie wie Wasserbäche leiten kann. Mit diesem möge es mir vergönnt seyn, mich jetzt zu ermuntern; eine unbetrügliche Empfindung seiner selbst wird ihm sagen, daß er es sey, den ich meine, und eine sympathetische Gewalt wird ihn nöthigen, meinen Erinnerungen Gehör zu geben.

Das Erste, Freund, was ich dir zurufe, ist, kenne dich selbst. Niemand hat diesen Zuruf nöthiger, als diejenigen, welche die Natur zu besondern und großen Absichten mit großen Fähigkeiten ausgerüstet hat. Die Erfahrung spricht nur allzu stark, daß auch diese, ebensowohl als die gemeinen Menschen, sehr geneigt sind, sich selbst zu vergessen und von ihrer hohen Bestimmung abzuschweifen; und nur zu oft ist es schon geschehen, daß ein Geist mit Engelsfähigkeiten sich selbst zu einer Reihe nichtsbedeutender Beschäftigungen oder Spielwerke gemißbraucht hat. Es scheint, daß viele derselben sich privilegirt glauben, an keine Regeln gebunden und ihre eignen Gesetzgeber zu seyn. Wie sehr betrügen sie sich hierin! Ein Geschöpf ist nur gut, insofern es die Absicht seines Daseyns erfüllt; ein geschaffner Geist ist nur dadurch groß, daß er sich nach den Ideen des obersten Geistes bildet. Was hätte den Unendlichen bewegen können, endliche Geister zu schaffen, wenn er nicht eine

Absicht dabei gehabt hätte, die er erfüllt haben will? Und wie kann ein Geschöpf weise seyn, als wenn es sich die Absichten Gottes gefallen läßt? Dieß ist der Maßstab, der die Größe der Geister mißt.

Der Mensch vergißt alle Augenblicke seine Abhängigkeit von Gott, vergafft sich am Schimmer der sinnlichen Dinge und an einem betrüglichen Bilde seiner eignen Gestalt und übersieht darüber die ewigen Gesetze, auf die er unverwandt sein Auge richten sollte. Der Engel ist ganz mit den Gedanken von der Gottheit erfüllt und brennt vor Verlangen, ihre Befehle mit fliegender Eile in tausend Welten zu vollbringen. Der ewige Sohn des Vaters und der König aller Geschlechter der Unsterblichen sagte von sich: Es sey seine Speise, den Willen seines Vaters zu thun. So ist immer der Vollkommenste derjenige, der der Eifrigste in den Geschäften Gottes ist. Dieß ist die große Regel, welche den Geistern ihren gemessenen Lauf anweiset; von dieser ist es unmöglich privilegirt zu seyn. Freilich sind gemeine Formen, thörichte Gewohnheiten und die engen Begriffe, wornach sich die Unweisen modeln, nicht für edlere Seelen! Aber Ordnung und Wahrheit und Güte, das Beste des Ganzen und die Verherrlichung des ewigen Geistes, der Alles schuf und bewegt und beseelt, — dieß sind die Gesetze derselben; und ein vernünftiges Geschöpf, das von diesen abweicht, ist ein Planet, der aus seiner Bahn getreten ist und in seinen eigenen Untergang auch diejenigen verwickelt, die er in seinem wilden excentrischen Lauf antrifft.

Diese Grundsätze, Amyntor, sollen alle deine Unternehmungen regieren. Verschmähe jede andere Absicht, als diese, nach welcher zu handeln der höchste Ehrgeiz der himmlischen Geister ist, denen du verwandt bist. Andre, deren

umnebelter Verstand zu schwach ist, den Eindrücken der sinnlichen Dinge und den Reizen phantasirter Glückseligkeiten zu widerstehen, mögen Wollust oder eitle Ehre zum Endzweck ihrer Bestrebungen machen. Sie mögen alle Schärfe ihres Geistes dazu anwenden, wie sie sich in diesem Schattenleben wie für die Ewigkeit festsetzen, welches eben so viel ist, als ein Gebäude auf Wasser gründen wollen. Andre mögen vor Fürsten und ihren Günstlingen kriechen; mögen Titel, Ordensbänder, Bedienungen für beneidenswürdige Güter halten und aus Begierde, sie zu besitzen, verdorren, wie der Geizige über seinen Schätzen zum Gerippe wird. — Laß kleinen Seelen solche kleinfügige Sorgen und mache du zu deinem Zweck, deine Kräfte in einer so weiten Sphäre, als dir die Vorsehung anweisen wird, zu Beförderung des großen Zwecks, zu welchem wir Alle geschaffen sind, anzuwenden. Ach! wie wenig sind derer, welche sich in diese Verfassung gesetzt haben! Wie Wenige denken mit Ernst an das, was sie zuerst denken sollten! Wie allgemein ist der Mißbrauch der edelsten Kräfte, weil die Menschen sich anmaßen, mit sich selbst nach ihrem eignen Wahn zu schalten! Der dichterische Genius, den die Musen erzogen haben und die Grazien begeistern, welcher ein besserer Pindar seyn könnte, ist ein Anakreon; und Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, werden im Lob einer erdichteten Phyllis verschwendet. Derjenige, der bestimmt ist, die Helden und Heldinnen der Tugend aus der Vergessenheit zu ziehen und in Beispielen zu zeigen, was edel und schön und der Hoheit der menschlichen Seele anständig ist, und wie nahe an die Engel der tugendhafte Sterbliche reichen kann; dieser Unbesonnene bringt nichts Bessers als Boccaccische

Mährchen hervor und will seine Leser durch die Anmuth seiner Erzählung und durch die naiven Wendungen, die er den Sachen gibt, bereden, als ob das Laster der Natur des Menschen gemäß sey. Welch eine Menge leichtsinniger und nichtswürdiger Witzlinge hat uns die alberne Sucht zu gefallen geboren, die, wenn sie ihren Geist anstrengen wollten, der edelsten und gemeinnützigsten Unternehmungen fähig wären! Ist es nicht schändlich, wenn Leute von großen Fähigkeiten sich erniedrigen, dem Geschmack und den Vorurtheilen des Pöbels zu fröhnen, dem sie Gesetze geben sollten? Und wie ist es zu dulden, daß ein philosophischer Geist, der zu einem Lehrer der unreifern Menschen bestimmt ist, der die Irrthümer und Thorheiten mit herculischem Muthe angreifen und unsre moralischen Krankheiten mit sokratischer Geschicklichkeit heilen sollte, daß ein solcher sich bis zu scholastischen Spitzfindigkeiten, Monadologien und Zänkereien über längst entschiedene Aufgaben herablassen mag? Aber, lasset uns nur gestehen, die Zeit der Platone und Xenophone und Plutarche ist vorbei! Auch die Zeit ist vorbei, da man, statt aufgeblasener Schulgelehrter, jene erhabnen Geister zu seinen Lehrern wählte, die ihre Weisheit aus den reinsten Quellen schöpften und von reiner Liebe zur Wahrheit und von großmüthigen Trieben begeistert wurden, die in unsern Tagen fremd sind. Ach! jene glücklichen Tage sind nicht nur verschwunden, sondern unsre Sophisten sind von ihrer gelehrten Unwissenheit so sehr berauscht, daß sie von erleuchteten Zeiten schwatzen und vom Gipfel ihrer auf einander gethürmten Werke, deren Werth sie beim Pfund abwägen, auf die großen Genien des Alterthums mit dummer Verachtung hinabsehen, ohne zu wissen, daß Leute von ihren Fähigkeiten zu Platons Zeit kaum zu Abschreibern gut genug gewesen wären.

Du bist so glücklich, Amyntor, besser zu denken, ob du gleich im Vaterlande der Schöpse und unter einer dicken Luft geboren bist. Dein Geist hat sich im geheimen Umgang mit den Weisen eines geistreichern Alters gebildet; sie haben dich mit der Natur bekannt gemacht und dir die innersten Triebfedern des menschlichen Herzens aufgedeckt. Bei ihnen hast du den feinen Geschmack eingesogen, der das Wahre und Schöne zu prüfen, zu verbinden und in seinen eignen Ideen und Empfindungen auszudrücken weiß. Sie haben dich gelehrt, daß die Philosophie, welche die Sophisten für eine Disputirkunst halten, eine Kunst zu leben sey. Mache jetzt einen würdigen Gebrauch von einer solchen Unterweisung. Habe den Muth, deinen Lehrern nachzueifern und, wie sie, das Licht, das in dir selbst aufgegangen ist, über Andere auszustrahlen. Wenn du Vorbilder haben willst, so wähle sie aus ihnen; fliehe die ansteckende Gesellschaft der kleinen Geister und gehe, von ihrem albernen Hohn ungestört, deinen einsamen Weg fort.

Vor Allem aber sey dein Hauptzweck, was das Ziel aller groß gesinnten Seelen seyn soll, das Beste der Welt, deren Bürger du bist, und die Erhaltung der moralischen Ordnung, welche sich bald in ein Chaos verwandeln würde, wenn die kleine Zahl der Weisen und Tugendhaften ihre heilsamen Strahlen zurückziehen wollte. Aber die Vollkommenheit weiß eben so wenig von Neid als von Furcht. Sie theilet sich gern mit, und ein Geist, der an Ordnung und Schönheit sich gewöhnt hat, ist voller Geschäftigkeit, dasjenige auch außer sich hervorzubringen, was er, unter den Einflüssen des göttlichen Geistes, in sich selbst angeordnet hat. Mache keine Entwürfe, wie du in der großen Welt und im Rathe der Fürsten die Beispiele eines Epaminondas und Aristides

wieder erneuern wollest. Unsere Zeiten leiden keinen Epaminondas, keinen Cato mehr, als in solchen Umständen, wo sie nicht handeln können; die Großen erlauben uns nur, was sie uns nicht wehren können — zu denken und zu wünschen. Wende dich auf eine andere Seite. Hilf die Unwissenheit, die Mutter aller moralischen Ungeheuer, bestreiten. Verbreite die Wahrheit, welche kein Geheimniß unter etlichen wenigen Adepten seyn soll, über alle Arten von Ständen und Menschen. Spähe die Bedürfnisse der Menschen aus und vergiß keines von den Mitteln geltend zu machen, welche geschickt sind, unsern Zustand zu verbessern. Strenge alle deine Fähigkeiten zu diesen edeln Unternehmungen an. Es sey nun, daß du uns, wie Homer, einen Spiegel des menschlichen Lebens vorhaltest; oder uns, wie Plato, unter anmuthigen Gesprächen zum erhabnen Tempel der Wahrheit führest; oder, wie Lucian, durch einen menschenfreundlichen Spott unsre Thorheiten heilest; oder sey es, daß du verschiedene Künste in dir vereinigest und bald diese bald jene Lehrart gebrauchest: so sey allemal deine erste Absicht, zu lehren, nicht, den Witz der Leser zu kitzeln oder den deinigen, wie eine feile Dirne ihre Schönheit, auszulegen. Denn, obgleich der Witz, wenn er nur als ein Aufwärter der Wahrheit gebraucht wird, schätzbar ist, so ist er doch für sich allein nur ein Thor und kann nur Thoren belustigen, die auch den Seiltänzer bewundern, weil seine Kunst schwer, nicht, weil sie nützlich ist.

Die Kunst, zu schreiben, ist, wie die edelsten Künste alle, in unsern Tagen ein elendes Handwerk geworden, eine Arbeit der Finger, wozu gerade so viel Geist erfordert wird, als zum Wollespinnen. Ehemals schrieben nur erleuchtete Geister, die ihr Hauptgeschäft daraus gemacht hatten, zu erforschen,

was wahr und gut, edel und schön sey. Sie theilten der Welt ihre Erfahrungen mit oder die Betrachtungen, die sie selbst über diejenigen Dinge angestellt, welche den stärksten Eindruck auf ihre Seele gemacht hatten. Jetzt schreibt man, um sich gedruckt zu sehen, oder weil es Mode ist, oder weil Einem die Finger jucken, oder weil man sonst nichts zu thun weiß. Ja, die Meisten treibt der Hunger oder eine schändliche Gewinnsucht; und weil sie nichts Nützliches gelernt haben, so sind sie Schriftsteller. So weit wird der Mißbrauch und die unbefugte Anmaßung des Rechts zu schreiben getrieben, welches ein Vorrecht derjenigen seyn sollte, welche die Natur dazu ausgerüstet hat, die moralische Welt zu erleuchten und die Orakel der Wahrheit zu seyn! Willst du nicht helfen, Amyntor, diesem erhabnen Beruf seinen alten Glanz wieder zu verschaffen? Willst du nicht Einer von den Wenigen seyn, für welche der weise Shaftesbury seine Erinnerungen nicht umsonst gegeben hat?

14.

Schon oft hat meine Seele, o J***, im Verborgenen geseufzt, daß die Religion, die einzige Glückseligkeit des unsterblichen Menschen, so wenig wahren Nutzen auf unserm Erdboden bringt! Wir nennen uns vernünftige Geschöpfe; wir glauben einen Gott, der sich uns mit unaussprechlicher Güte geoffenbart hat; wir glauben, daß die Quelle aller Seligkeiten uns so nahe sey, als unser eignes Wesen; wir glauben, daß ein nach Gott gebildeter, unsterblicher Geist in dieser Hütte von Staub wohne; wir glauben eine entscheidende Ewigkeit: — und doch schlafen wir und verträumen

die kostbare Zeit, die Zeit, die uns so lieb seyn sollte, als unser Leben. Uneingedenk der Ewigkeit sehen wir dieses Leben für unsern Endzweck an. Und was für ein Leben? Eine Kette von äußerlichen und selbstgemachten Plagen; eine Kette von Sünden, die wir oft mit prächtigen Namen schminken und zu Tugenden adeln wollen. Denn, obgleich die Menschen einen Gott glauben, ist doch die Erde ein Schauplatz der Ungerechtigkeit; ein Feld, wo sie mit ihren Leidenschaften gegen die göttlichen Gesetze ausziehen und gleich den gefabelten Riesen einen unsinnigen Krieg mit dem Allmächtigen wagen. Ach, J***, wie wäre das möglich, wenn jene großen Wahrheiten geglaubt würden! Nein, es ist ein bloser Schall, es sind Worte ohne Kraft und Leben, was die Bethörten Glauben nennen! Der Erlöser wird keinen Glauben finden, wenn er bald, allzubald für die Elenden, die über ihr Elend frohlocken, als Richter wieder kommen wird. Die Religion, unser Ruhm, unsre Stärke, unser Trost, unsre Hoffnung, unser Alles, ist für den größten Theil des menschlichen Geschlechts ein Name, wie Ehre oder Tugend. Blinde Leidenschaften, schändliche Irrthümer, die ihren anarchischen Scepter über alle Reiche des Erdbodens ausstrecken, diese sind unsre Götter, diesen opfert der Mensch und überläßt dem Himmel die Ehre, seinen Schöpfer anzubeten.

Schaudert nicht dein Herz, du frommer Menschenfreund, vor diesem beweinenswürdigen Gedanken? Dringt nicht eine Thräne in dein Auge? Empfindest du nicht, wie ich, eine sehnsuchtsvolle Begierde, — o, dieß ist noch zu wenig! einen glühenden Eifer, eher alle deine Kräfte zu verzehren, als zu leiden, daß deine Brüder ungestört, ungewarnet, unerweckt in dieser tödtlichen Trunkenheit forttaumeln, bis sie

unvermerkt und plötzlich in die Ewigkeit hinabstürzen, wo sie zu spät erwachen werden? Ja, du empfindest ihn, diesen heiligen Eifer, und ich bin stolz, daß ich dir nachempfinden kann, obgleich schwächere Kräfte meine Bestrebung hemmen und mir wenig mehr als Wünsche übrig lassen; Wünsche und Betrachtungen über die Quellen dieses Elends, welchem abzuhelfen Geister von deiner Stärke berufen sind.

Irre ich mich, oder ist es wahr, was mich eine ernste Erwägung der Sache glauben macht, daß die Schuld auf denen liege, die entweder das Amt von der Natur und Vorsehung empfangen haben oder, ohne einen solchen Beruf, es sich selbst anmaßen, die Lehrer der Menschen zu seyn? Durchlauf einmal das unzählbare Heer der Menschen, die sich zu dieser Classe rechnen, und zähle die Wenigen, die, von einem edeln, heiligen Eifer für das Beste der moralischen Welt getrieben, ihre Gabe dazu anwenden, die Kunst, zu leben, die Wahrheit, welche glücklich macht, das Christenthum, welches die höchste Weisheit ist, mit Muth und Nachdruck zu lehren? Welch eine kleine Zahl gegen die aufgedunsenen Geister, die mit großer Bestrebung große Kindereien zuwege bringen. Doch immerhin mögen diese falsch berühmten Weisen durch die Gegenstände und die Art ihrer Beschäftigung beweisen, daß sie sich selbst zu nichts Besserm tauglich fühlen: aber womit sollen wir die Saumseligkeit derjenigen entschuldigen, die den höchsten Beruf und, wie man fordern kann, die größte Geschicklichkeit haben, den Wahrheiten, die uns glücklich machen, den Zugang zu dem menschlichen Herzen zu verschaffen? Doch was sage ich? Ein großer Theil derselben ist nur allzu geschäftig; aber ihre Arbeit ist schlimmer als Müßiggang. Das Wahre verliert unter ihren Händen allen Reiz, es verschwindet in ihren Zusätzen

und die göttliche Weisheit wird auf ihren ungeweihten Lippen zu Thorheit. Laß mich eine große Wahrheit, obgleich nicht zum ersten Mal, von Neuem predigen: „Die meisten Moralisten und Lehrer der Religion haben der Tugend und dem Christenthum mehr geschadet, als das ganze Geschmeiß der Spötter und Zweifler." Diese sind erklärte Feinde, jene sind es heimlich, ja oft, ohne es selbst zu wissen. Sie gleichen hierin unsern Sophisten, die immer mit dem hochtönenden Wort Wahrheit klappern, ob es ihnen gleich bei ihren müßigen Speculationen nicht besser ansteht, als vor Zeiten den Jüngern des Kerinthus oder Marcion, die Geistigkeit der Engel zu affectiren, da sie sich inzwischen in allen Gräueln der heidnischen Unreinigkeiten herum wälzten.

O, wie selten finden wir richtigen Verstand mit herzgewinnender Beredsamkeit gepaart, um uns die Wahrheit in ihrer echten Gestalt entgegen zu führen und sie so sichtbar zu machen, daß sich auch der Wildeste nicht erwehren kann, von ihr gerührt zu werden! Wie selten ist ein J***, dessen Herz empfindet, was sein erleuchteter Geist denkt; dessen Schriften von den edelsten Empfindungen überfließen; der uns die Religion, welche insgemein zu einer sauren Pflicht gemacht wird, als ein Paradies der Seelen, als eine Quelle von Freuden und von Hoffnungen, die alle Freuden übertreffen, als eine Uebung in der Vollkommenheit und eine Mutter jeder Tugend anpreiset; der uns empfinden macht, daß, die tiefste und zärtlichste Achtung für Gott zu hegen, ein englisches Vorrecht und eine englische Seligkeit ist; der uns den Christen so schildert, daß der Mensch nach keiner höhern Ehre streben kann, als ein Christ zu werden, und die Hoffnungen des Christen so reizend, daß sie auch den grimmigsten Schmerz und die bitterste Todesqual lächeln

machen können! — Laß mich es noch einmal sagen, mein ehrwürdiger Freund, wie selten ist ein solcher Geist! Und wie gerecht ist das Verlangen der Seelen, die durch ihn erleuchtet, gestärkt, erquickt worden, daß er nie aufhöre, mit so glücklichen Gaben ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn! O, wie geschäftig sind die kleinen Geister, die, gleich Ramsays feindseligen Gestirnen, nur dienen, den Glanz der Wahrheit zu verdunkeln, wie geschäftig sind sie, Alles um sich her in Verwirrung zu setzen! Sollen die Kinder des Lichts sich von diesen Nachtvögeln in Eifer und Thätigkeit übertreffen lassen? Ferne, ferne sey es von uns, daß wir jemals träge werden, an der Beförderung des großen Werks zu arbeiten, worin wir höhere Geister zu Mitarbeitern haben! — oder daß die erleuchteten Liebhaber der Wahrheit weniger zu ihrer Ausbreitung thun sollten, als Feindselige oder Unverständige zu ihrem Schaden!

Und was kann ein Geist, wie der deinige, thun, das ihm selbst mehr Zufriedenheit geben könnte, als unsterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Meinungen und Leidenschaften zu entzaubern und sie ihren Bestimmungen zuzuführen? sie mit einer süßen Gewalt zu nöthigen, daß sie das liebenswürdigste Wesen — wie matt ist dieser Ausdruck! — das Wesen, welches allen andern ihre Schönheit, ihre Güte, ihre Vortrefflichkeit gibt, lieben und aus Liebe sich nach ihm bilden! Welch eine entzückende Vorstellung muß es dir seyn, so viele Seelen, die du nicht kennst, weil Raum und Zeit sie noch von dir entfernen, dir zu verpflichten und von denen, die jetzt noch ungeboren sind, gesegnet zu werden! noch nützlich zu seyn, wenn dein Leib längst vermodert ist, und dein vollendeter Geist in höhern Sphären wallet! Gibt es für einen Menschenfreund einen süßeren Gedanken? Ich

weiß, daß diese Empfindungen mit den deinigen übereinstimmen. Kleinen Seelen sind sie lächerlich. Die Erfahrung lehrt uns, wie fruchtlos es ist, solche Insecten durch großmüthige Beweggründe in eine nützliche Geschäftigkeit setzen zu wollen.

Sollen wir aber darum müde werden und den Thoren das Feld einräumen? Sollen wir schweigen, damit sie ungestört lärmen können? Sollen wir ruhig zusehen, daß die schönsten Gaben der Natur geschändet werden? Soll der Witz, dieser buntscheckige Thor, immer über die Vernunft triumphiren, und nur derjenige lächerlich seyn, der die Rechte der Wahrheit und Tugend behauptet? — Nein! so feig sind wir nicht, die gute Sache zu verlassen, aus Furcht zu verstummen oder aus Ueberdruß einzuschlummern. Je weniger deren sind, die mit uns zu gleichem Zweck arbeiten, je weniger wir Früchte von unserer Arbeit sehen, desto mehr ist es nöthig, daß wir alle unsre Kräfte in Bewegung setzen. Je mehr die Thorheit Eroberung macht, desto nöthiger ist's, daß die Vernunft ihre ganze Macht aufbiete. Der Feind alles Guten wird durch Erfahrung immer klüger. Da er sah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derselben herrlicher zu machen; so hat er sich klüglich entschlossen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu seinem Zweck zu kommen. Er verwandelt sich bald in den Bacchus, bald in den Cupido, bald in einen unflätigen Satyr und begeistert die witzigen Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeiten zu schmücken und einer Sittenlehre, die epikurische Theologie voraussetzt, die Reizungen der Trägheit

und Wollust zu leihen. Je einnehmender diese Verführer sind, desto mehr ist es nöthig, daß solche Geister, die, wie du, das Geheimniß, zu gefallen und das Herz zu rühren, wissen, die ungeschminkte und ungeborgte Schönheit der Tugend und die höhern Reizungen der göttlichen Wahrheit anpreisen; daß sie den Mißbrauch des Witzes durch den rechten Gebrauch desselben wieder gut machen, und die Grazien, die allzu lange Sklavinnen der wollüstigen Göttin gewesen sind, wieder in ihr gehöriges Amt, als Aufwärterinnen der Weisheit, einsetzen.

Das Gesicht des Mirza.

1754.

Als ich (so erzählte Mirza) an einem heitern Morgen die östliche Anhöhe von Bagdad bestieg, fand ich den Geist wieder unter der jungen Ceder sitzen, den ich an eben dem Tage des vorigen Monats hier angetroffen hatte. Ich näherte mich ihm mit einer ehrerbietigen, dreimal wiederholten Neigung. Da sagte er mit der Stimme der Nachtigall zu mir:

Mirza, ich habe dir versprochen, dich mit der Geisterwelt bekannt zu machen, ehe du den Körper, den du nach Gottes Willen noch tragen mußt, abgelegt haben wirst. Die geistigen Dinge sollen durch meine Vermittlung einige Stufen von ihrem höhern Stande heruntersteigen und sich dir in einer Gestalt darstellen, die in einer nähern Verwandtschaft mit deiner jetzigen Denkart und Fähigkeit seyn wird.

Als er dieß gesagt hatte, warf ich mich zu seinen Füßen. Er befahl mir aufzustehen, und nachdem er mein Gemüth durch ein Lied aus einer silbernen Laute in eine sanfte Harmonie eingewiegt hatte, hieß er mich gegen Abend sehen. Ich hob meine Augen auf und sah eine weite Ebne, in deren Mitte sich ein Hügel erhob, dessen Haupt mit Myrten und Citronenbäumen gekrönt war. Anfangs schien mir diese anmuthige Gegend unbewohnt zu seyn; ich sahe aber bald eine schöne Gestalt, einer Nymphe des Himmels ähnlich, im Begleite vieler junger Knaben von freien lustigen Geberden, über das Feld herabkommen.

Der Geist sagte mir, daß der Name dieser Nymphe Seele sey. Man halte dafür, sie sey von ätherischem Stamme, ob es gleich nicht völlig bekannt sey, aus was für Ursachen sie von dem Könige der überirdischen Gegenden in die Unterwelt verwiesen worden sey. Einige sagen, sie habe sich an einem himmlischen Feste, da sie zu viel Nektar getrunken, in eine Verschwörung gegen den König der Geister ziehen lassen; Andere geben ihr sonst ein Verbrechen schuld, welches ihr die Ungnade ihres Herrn und diese Verbannung zugezogen. Andere glauben, daß nicht sowohl ein vorhergegangenes Verbrechen, als vielmehr eine geheime Absicht des Königs, welche sich nicht wohl errathen lasse, daran schuld sey, und dieß ist um so glaubwürdiger, da dieser unstreitig besorgt ist, die Seele wieder in ihr angebornes Land zurück zu führen.

Unter diesen Reden des Geoncha war die Seele näher herbei gekommen, und ich konnte nun sie selbst und ihr Gefolge besser betrachten. Mich däuchte in ihrem Gesicht eine gewisse Erstaunung über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und eine gewisse zweifelhafte Miene zu sehen, als ob sie weder ihren Augen noch den Gegenständen, von denen sie umringt war, trauete. Die Knaben, welche sie begleiteten, werden Begierden genannt. Sie trugen eine Miene der Einfalt und Leichtgläubigkeit auf der Stirne, welche vielmehr von einem guten Herzen als von Dummheit zu zeugen schien. Sie waren liebenswürdig gebildet, doch däuchte mich, als ob ich etwas sehr Leichtsinniges in ihrem hüpfenden Gang und ihren herumschießenden Blicken wahrnähme. Ich sahe, daß die Seele ihre Augen oft gen Himmel wandte; und es schien dann aus ihrem Lächeln und aus einem stillen Seufzer, der ihr entfloh, als ob sie sich wieder an die Gegend, wo sie hergekommen war, erinnerte.

Nicht weit von dem Orte, wo sie sich befand, war eine kleine Höhe, mit den angenehmsten Blumen bedeckt. Auf der Höhe stand ein mit Rosen bestreutes Lager, auf dem eine Frau von einer feinen, obgleich allzuweichlichen und frechen Gestalt saß, welche sich Glückseligkeit nennen läßt, in der Sprache der Himmlischen aber heißt sie die Thorheit. Sie war von einer Menge kleiner Sylphen und Sylphiden umgeben, die von mannigfaltigerer Bildung waren als die Blumen in den Gärten des Königs in Persien. Ihr Name ist Freuden. Sie sind alle Kinder der Thorheit, welche sie in himmlischen Umarmungen mit verschiedenen Vätern gezeuget hat. Diese Freuden, die gleich den Mücken an einem Sommerabend unter einander wimmelten, machten mit ihren Flügeln eine Art von Musik, welche die Seele auf einmal von ihrem Staunen erweckte. Die Begierden waren schon, sobald sie die schönen Freuden erblickt hatten, auf sie zugeeilt. Es war, als ob sie von einer angebornen Zuneigung zu ihnen gezogen würden. Sie umarmten einander mit so großer Heftigkeit, daß es schien, als ob sie, wie jene Nymphe mit dem spröden Jüngling, in einen einzigen Leib zusammen wachsen wollten.

Die Seele schien anfangs zweifelhaft, wo sie hingehen sollte. Sie horchte mit heimlichem Vergnügen dem lockenden Getön der Freuden zu; sie wollte zu ihnen gehen, aber sie wich immer wieder von dem geraden Weg ab. Da ich mich über diese schlangenförmige Bewegung verwunderte, sahe ich einen kleinen Knaben mit goldenen Flügeln, in der Gestalt eines aufblühenden Engels, welcher sie, so oft sie zu dem Hügel der Freuden abwich, mit seinen Flügeln berührte, worauf sie sogleich wieder in die vorige Bahn zurückzitterte. Ich bat meinen Schutzgeist, mir dieses Gesicht zu erklären.

Er sagte: Daß du die Seele so oft und mit einer sichtbaren Ungeduld nach der Seite abweichen siehest, wohin die Freuden mit ihrem Sirenengesange sie einladen, ist eine Wirkung der dunkeln Empfindung, die ihr von ihrem ehemaligen Stande zurück geblieben ist. Ehemals lebte sie als eine Schwester und Gespielin der Engel in den ätherischen Gegenden und gewöhnte sich daselbst an einen viel hellern Tag, als dieser ist, und an die reinen Harmonien der Sphären. Ungeachtet sie nun bei ihrer Verweisung vom Himmel aus dem Zauberfluß der Vergessenheit trinken mußte, welcher die Kraft hat, die Erinnerung des vergangenen Lebens aus dem Gemüthe zu wischen, so sind ihr doch noch einige Eindrücke und Neigungen von ihrem angebornen Zustande zurück geblieben, welche sich bei jeder Gelegenheit äußern. Jeder Schimmer, jedes Getöne setzt sie in Bewegung und zieht sie mit einer heimlichen Gewalt in sich. Sowohl die reizende Gestalt jener bunten Freuden, als das liebliche Geräusch ihrer musikalischen Flügel bemeistert sich ihrer mit einer Stärke, der sie nicht widerstehen könnte, wenn nicht der Instinct, dieser ätherische Knabe, der immer um sie schwebt, ob sie ihn gleich nie siehet, sie von Zeit zu Zeit zurück triebe, indem er sie mit der äußersten Schwinge seiner magischen Flügel berührt. Es ist nicht ausgemacht, was diesen jungen Engel bewogen hat, die Himmelslust zu verlassen und der Seele so unverwandt nachzufolgen. Einige glauben, daß es aus sonderbarer Liebe oder natürlicher Anmuthung zu ihr geschehe; mir ist es wahrscheinlicher, daß er ihr von dem König der Geister zugegeben worden, damit er sie auf den einzigen Weg bringe, auf welchem sie zu ihrer verlorenen Hoheit und Glückseligkeit zurück kommen kann. Nichts desto weniger wirst du sehen, daß er zu schwach ist, sie von den

Lockungen der Freuden abzuziehen. Du siehest, wie sie dem bezaubernden Hügel immer näher kommt; die Begierden eilen, mit Rosen bekränzt, sie einzuladen; jetzt ist sie gefangen; der Instinct schüttelt seine Flügel umsonst; die Freuden binden sie mit Blumenkränzen, sie umwinden sie ganz und ziehen sie in den Arm der Thorheit.

Indem ich dieser Scene mit Aufmerksamkeit zusah, sah ich eine wundersame Verwirrung unter den Freuden und Begierden entstehen. Jene, welche diesen vor etlichen Minuten so reizend vorgekommen waren, daß sie dieselben mit der feurigsten Inbrunst umarmten, verwandelten sich jetzt in ihren Armen in die abscheulichsten Gespenster und Mißgestalten. Einige, die vorher so schön wie die Liebe geschienen hatten, wurden jetzt zu unflätigen Harpyen; andere bekamen eine andere, alle aber eine sehr häßliche Gestalt. Die Begierden bebten mit Unmuth von ihren Lieblingen hinweg. Aber, kaum hatten sie sich aus ihren ekelhaften Umarmungen losgemacht, so erschienen die kleinen Zauberinnen wieder in den reizendsten Gestalten. Die Begierden wurden aufs Neue angereizt, sich mit ihnen zu vereinigen, aber sie fanden sich bald eben so sehr getäuscht als zuvor. Einige der Freuden stellten sich spröde und flohen vor den nacheilenden Begierden; andere verfolgten diejenigen, die vor ihnen flohen. Man sah nichts als ein buntes widerliches Gewimmel, und von dem gewaltigen Getöse, welches das Klatschen der Flügel, die ungeduldigen Klagen der betrogenen Begierden und die vermischten Stimmen der Fliehenden und Nacheilenden verursachten, hätte man taub werden mögen. Dieser Lärm weckte endlich die Seele auf, die neben der Thorheit auf einem Rosenlager eingeschlafen war. Sie wollte aufstehen und ihre Begierden zusammenrufen; aber die Thorheit, welche ihren

Arm fest um ihren Leib geschlungen hielt, war ihr zu stark. Sie konnte sich nicht losmachen, zumal da ein Weibsbild von plumper Bildung, die man Gewohnheit nennt, sie mit neuen und stärkern Banden an das Lager der falschen Glückseligkeit fest machte. Unterdeß hatten sich die Begierden durch ihre beständige, aber vergebliche Bewegung so sehr ermüdet, daß sie ganz entkräftet niedersanken und einschlummerten.

Während der allgemeinen Stille, die jetzt auf ein so großes Getümmel folgte, hörte die Seele von ferne ein liebliches Getöne, wovon sie auf eine so süße und mächtige Weise ergriffen wurde, daß sie sich eine starke Bewegung gab, aufzustehen und die blumigen Fesseln zu zerreißen, womit sie gebunden war. Ich sahe auch, daß der Knabe mit den goldenen Flügeln, den ich lange nicht mehr bemerkt hatte, wieder um sie schwebte, als ob er ihr mit seinen ätherischen Flügeln Muth und Stärke zufächeln wollte. Sie riß sich zuletzt wirklich los und weckte ihre Begierden auf, um der holden Symphonie mit einander nachzugehen, von der sich nur die letzten und schwächsten Ausflüsse in ihrem Ohre verloren. Sie würde aber schwerlich so bald und so leicht aus dem bezauberten Gebiete der Thorheit hinweggekommen seyn, wenn sich nicht eine Frau von ernsthaftem Ansehen zu ihr gefunden hätte, von der mir Geoncha sagte, daß sie Ueberlegung genannt würde. Die Ueberlegung hatte eine Brille in der Hand, welche sie der Seele aufsetzte. Sie befahl ihr erstlich, die Thorheit und ihre Töchter damit anzusehen, welche ihr nun so häßlich und schändlich vorkamen, daß sie vor Ekel die Augen wegwenden mußte. Dann befahl sie ihr, vor sich hinaus zu sehen, und da entdeckte die Seele auf einem weit entlegenen Berge eine Gestalt von erhabenem

himmlischem Ansehen. Sie betrachtete sie lange, und es war ihr, als ob sie sich erinnerte, ehemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Sie eilete nunmehr, wie mit geflügelten Füßen, vom Instinct begleitet, nach der glücklichen Gegend, wo sie die schöne Gestalt gesehen hatte, von welcher auch die liebliche Symphonie kam, die sie zuweilen stärker, zuweilen aber fast gar nicht vernahm. Ihre Gefährten schwebten ungeduldig voran und schienen durch eine geheime Ahnung zum voraus zu empfinden, daß das Leere, das sie in sich empfanden, bald ausgefüllt werden sollte.

Ich sahe auch, wie sie endlich den Fuß des Berges erreichten, wo sie still hielten, um sich ein wenig zu erholen. Denn der Berg schien ihnen sehr schwer zu ersteigen. Ich wurde aber bald einer weiblichen Gestalt von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit und einer sehr sanften Gesichtsbildung gewahr, die zu ihnen herunterstieg. Sie nannte sich Mäßigkeit, zuweilen heißt sie auch Geduld. Sie erbot sich, die Seele an ihrem Arm auf den Gipfel des Berges zu führen. Was die Begierden betrifft, so waren einige so leicht auf den Füßen und so erhitzt nach der Schönheit, von der sie zwar nur eine dunkle Vorempfindung hatten, daß sie ohne Führer, ob sie gleich nicht selten ausgleiteten, den obern Theil des Berges erreichten. Andere, die etwas träger waren, nahm der Instinct auf seine Flügel und brachte sie also sicher auf den Gipfel.

Jetzo däuchte mich, als ob ich selbst durch eine unmerkliche geschwinde Bewegung auf die Stirn dieses Berges gebracht würde, damit ich Alles genau beschauen könnte, was ferner mit der Seele, gegen die ich eine zärtliche Zuneigung empfand, sich zutragen würde.

Ich sahe nun eine große Ebne, an der einen Seite von hohen Cedern umringt, an den übrigen offen und mit allerlei gesunden und wohlriechenden Pflanzen bedeckt. Die Luft, die man hier athmete, hatte die Eigenschaft, daß sie die Uebung der Leibes- und Seelenkräfte ungemein beförderte. Man schien sich selbst leichter und wie ätherisch zu werden. Aber ein entzückendes Gesicht, das sich mir anbot, versicherte sich bald meiner ganzen Aufmerksamkeit. Ich sahe die Gottheit dieses Orts, eine himmlische Gestalt, aus dem Cedernhaine hervorgehen, eben diejenige, welche die Seele durch das wunderbare Glas der Ueberlegung von fern erblickt hatte. Wenn man sie gesehen hat, so kann man nichts Anderes mehr schön heißen, als sie; aber es ist unmöglich, sie denen genugsam zu beschreiben, die sie nicht selbst gesehen haben. Sie trug ein goldenes Stirnband, auf welchem in der himmlischen Sprache ihr Name geschrieben stand, den nur die Unsterblichen nennen können; bei den Menschen aber heißt sie die Tugend. Zu ihrer Linken ging eine Nymphe, gleich einem Mädchen in der vollen Blüthe der Schönheit, aber von einer so untadeligen und glänzenden Schönheit, daß ich sie für die Einwohnerin einer höhern Welt halten mußte. Mein Ausleger sagte mir, man nenne sie Harmonie, und die goldene Laute, die an ihrer weißen Schulter hing, sey eben dieselbe, womit sie die Gestirne und Welten in richtige Bewegung und Kreisläufe gezogen und den allgemeinen Lobgesang beherrscht habe, den die neugebildete Schöpfung dem Herrn der Wesen gebracht. Ungeachtet sie jetzt nicht spielte, so floß doch noch ein sich sanft verlierendes liebliches Getöne um sie her, gleich dem milden Glanz, den die untergegangene Sonne auf den westlichen Bergen zurück läßt, wenn er sich allgemach unter die Flügel der Nacht verbirgt.

Als die Seele die himmlische Tugend auf sich zukommen sah, eilte sie in einer Art von Entzückung, sich zu ihren Füßen zu werfen und ihre Knie zu umarmen. Jetzt empfand sie zum ersten Mal, seitdem sie in den irdischen Gegenden gewallet hatte, etwas, das jener Seligkeit glich, die sie unter den Engeln unvermischt genossen hatte, und sie glaubte im Antlitz der Tugend Züge von dem Ewigen Schönen zu entdecken, den sie ehemals angebetet hatte.

Die Tugend hob sie liebreich auf, umarmte sie und führte sie mitten zwischen ihr und ihrer Schwester Harmonie zu einem erhöhten Orte, wo sie sich niedersetzten. Ich sahe auf dem Angesicht der Seele eine Zufriedenheit leuchten, die nur aus einer Glückseligkeit entspringen kann, welche ganz und gar nach unserer Natur abgemessen ist. Ich sah auch, wie die Begierden ganz erstaunt am Boden klebten und die Augen nicht von der göttlichen Majestät der Tugend und der unwiderstehlichen Anmuth der schönen Harmonie verwenden konnten. Aber, sobald diese ihre Laute hervor nahm und einen Gesang zu spielen anfing, der die ganze Natur zu erhöhen schien, so standen die Begierden auf und machten, mit den Armen in einen Kreis geschlungen, einen sphärischen Tanz um die Tugend, gleich dem Tanze, den die Welten um die königliche Sonne machen. Diese sanfte und wohl abgemessene Bewegung wiegte sie in ein Vergnügen, dergleichen sie nie empfunden hatten. Aber, was noch weit wunderbarer und für mein Aug' ein entzückender Anblick war, jede Begierde, indem sie sich solchergestalt um die Tugend als ihren Mittelpunkt herum bewegte, faßte, wie in einem Spiegel, die Gestalt derselben auf und schien eine nachgebildete Tugend, und zwar jede auf eine ihr eigene Weise, zu werden. Man hätte sie für eine Schaar von

Kindern einer Mutter gehalten, von denen jedes ein Nachbild der Mutter scheint, obgleich keines dem andern völlig ähnlich ist.

Indem ich diese wundervolle Scene mit ungemeiner Freude betrachtete, rührte mich Geoncha mit seinem Stabe an, und sogleich verschwand das Gesicht, und ich befand mich allein auf dem Gipfel des Berges Kakan.

Gesicht

von

einer Welt unschuldiger Menschen.

Episode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke.

1755.

Mitten unter tausend Welten, die der Güte ihres Schöpfers voll sind, glänzt in sanfter Schönheit eine glückliche Erde, so blühend und schön, wie damals, da sie erschaffen wurde, ein Paradies unschuldiger Menschen zu seyn, welche in der Versuchung, der wir unterlagen, standhaft aushielten und die Güte ihrer Natur unbefleckt bewahrten; ein seliger Wohnplatz seliger Menschen; oder sollen wir sie Engel nennen, die mit irdischen Leibern angethan sind? Denn der menschliche Geist ist mit der englischen Natur nahe verwandt, gleich unsterblich wie sie und zu himmlischen Geschäften und Freuden aufgelegt.

Niemals hat das Böse einen Zugang zu dieser schönen Welt gefunden, obgleich Satan einen übel gerathnen Versuch wagte, sie von ihrem Schöpfer abwendig zu machen. Niemals hat Zorn oder Neid und gewaltsamer Stolz die süße Eintracht ihrer Bewohner gestört. Gleich einer einzigen friedsamen Familie, in der Jedes die Freude des Andern ist, leben sie im Schoß der Natur und der Unschuld, unter dem Auge ihres Schöpfers, das mit segnendem Wohlgefallen auf sie herabsieht; glücklich unter seinen Gesetzen, welche die Quelle der Freude und das wahre Präservativ gegen alles Ungemach sind.

Der liebliche Morgen hatte sich mit seinen bethauten Flügeln eben auf diese Erde herabgelassen, als sie mir von ferne ins Gesicht fiel, in anmuthiger Dämmerung, gleich einer Landschaft, die der sanfte Glanz des Monds aus dem

Schatten emporhebt. Endlich senkten wir uns in ihre reine Atmosphäre, wie in ein Meer von süßen Gerüchen, die allenthalben aus den blumigen Gefilden und gewürzreichen Hügeln emporduſteten, wo der Frühling mit dem Herbst in holder Eintracht herrschen, von den unmäßigen Jahreszeiten nie vertrieben. Hier sah ich die Gestalt dieser seligen Welt, wie eines Gartens Gottes, blühend und fröhlich; eine unsterbliche Lebhaftigkeit glänzte aus allen Geschöpfen hervor, so daß auch die leblosen Dinge selbst beseelt und über ihr Daseyn erfreut zu seyn schienen. Hier entzückte mich die schönste Einfalt mit Mannigfaltigkeit gepaart. Hohe Cedernwälder, Hügel mit Myrten und Balsamstauden bekränzt, stille Thäler mit silbernen Bächen durchwunden, kühle Myrtenhaine und fette, weit verbreitete Ebenen fielen mir auf einmal wie ein einziges Paradies in die Augen, in anmuthiger Verwirrung, die das Gemüth mehr ergetzt als die regelmäßige Ordnung der Kunst. Die Stimme der Lust schallete aus allen glücklichen Geschöpfen, die diese Gegenden beleben; eine liebliche Musik, aus tausend Arten von gröbern und sanftern Tönen, die Gesänge der Vögel unter den Zweigen oder aus der hohen Luft, mit dem Blöcken der wolligen Heerden und dem stillen Summen scherzender Insecten begleitet! Jede lebende Creatur grüßt' auf ihre eigene Weise die wiederkommende Sonne, die ihr den Anblick der schönen Natur wiedergab, ihre Freude hallte von einem Hügel zum andern. So angenehm ist das Gefühl des Daseyns selbst den Thieren; mit welch einer Seligkeit muß es die Menschen erfüllen, in denen ein himmlischer Geist wallet! Menschen, welche die Unschuld ihrer Natur behalten haben und den ewigen Geist kennen, dem sie ihre Seligkeit danken, ja, dem sie selbst ähnlich sind!

Geschöpfe, die den Werth ihres Daseyns empfinden, die ins Vergangene froh zurücksehen, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht entdecken; Menschen, die mit allgemeiner Freundschaft sich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird; die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o, wie selig sind sie!

Da sich mein Geist in seiner Entzückung in diese Erde versetzt glaubte, beschäftigte eine feierliche Begebenheit das ganze Geschlecht der unschuldigen Menschen. Eine Schaar hellglänzender Seraphim war, von Gott gesandt, herabgestiegen, die ersten Menschen nebst den Stammvätern der zahlreichen Familien, in die sich das erste Paar ausgebreitet hatte, näher zu Gott in die empyreische Sphäre abzuholen. Auf diese Weise würden auch wir von unserer Erde geschieden seyn, wenn wir nie gesündiget hätten, und so wurde Henoch, der Mann, der unter den Sündern ein göttliches Leben lebte, hinweggenommen.

Auch in dieser Erde hatte Gott einen Garten gepflanzt, der von einem erhabnen Marmorgebirge über alle andere Hügel und Gefilde herabsah; ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur, mit Hainen, blumigen Lustgefilden und schattenreichen Lauben abgesetzt. Hier wohnten die ersten Menschen nebst der Familie ihrer erstgeborenen Kinder. Die Uebrigen hatten sich auf das flache Land vertheilt und den Garten Gottes, der zu eng für Alle war, willig verlassen. Denn unschuldige Herzen finden allenthalben ein Paradies. Doch begrüßten sie oft an festlichen Zeiten den geliebten Wohnplatz ihrer Stammeltern, den die Erscheinung Gottes und die Besuche menschenfreundlicher Engel heilig machten. Dort lebten sie zu den Füßen der gottseligen Patriarchen eine Reihe

glücklicher Tage und kehrten dann, von ihrem Segen begleitet, wieder zu ihren Kindern zurück.

Es war eben der festliche Tag, an welchem sie die Schöpfung des Menschen feierten, als die göttlichen Gesandten ankamen. Sie fanden die Häupter aller Familien im Paradies versammelt. Die Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft verbreitete statt Traurigkeit eine fromme Freude, die nur mit einer sanften Wehmuth vermischt war, weil sie des gewohnten süßen Anblicks und des lehrenden Umgangs der besten Eltern nicht länger genießen sollten. Aber die Engel trösteten sie liebreich; und in Herzen, die von der reinsten Vernunft regiert wurden, konnte auch eine solche Schwachheit nur wenige Minuten stattfinden.

Aber welch eine entzückende Nachricht war das für diejenigen, welche zu einer so herrlichen Erhöhung ihrer Glückseligkeit berufen wurden! Oft war dieß der geheime Wunsch ihrer Seelen gewesen, ob sie gleich in einem Paradies und von ihren schuldlosen Kindern umgeben im Schoß der Freude lebten. Denn es ahnete ihren Seelen, daß sie für noch höhere Freuden bestimmt wären. Und was hätte sie auch auf der Erde zurückhalten sollen? Sie konnte ihnen nichts geben, was der Himmel nicht ersetzte. Sie schieden zwar von ihrem geliebten Geschlecht, aber sie verließen es glücklich, im Schatten der göttlichen Güte ruhend und durch die Hoffnung einer gleichen Vervollkommnung belebt. Welch ein seliges Lächeln glänzte über ihr Angesicht, indem ihr Geist in alle die Jahrhunderte zurücksah, in unzählbare goldene Tage, in Unschuld verlebt, mit froher Arbeit und dem Lob ihres Wohlthäters zugebracht! Keine Reue schwärzte diesen Anblick; das Bewußtseyn ihrer Unschuld verbreitete die süßeste Ruhe durch ihre Brust, und die Erinnerung führte

jede gute That, die ihre Tage vorzüglich bezeichnet hatte, glänzend vor ihre Stirnen zurück. Glückliche, dreimal glückliche Menschen, die ihre Seele ihrem Schöpfer in der schönen Güte wieder darstellen konnten, die er ihnen anerschaffen! Seelen, die er lieben mußte, weil sie ihm sein Bild entgegenstrahlten!

Jetzo sah ich, wie mich däuchte, den Abschied der Stammeltern dieses Geschlechts von ihren Kindern, einen feierlichen rührenden Anblick! Sie schauten mit frohen Blicken voll Segen über alle diese blühenden Schaaren hin und emfanden zum letzten Mal die väterlichen und mütterlichen Freuden, die der Anblick wohlgearteter und glücklicher Kinder einflößt; eine süßere und reinere Wollust als die Entzückungen der ehelichen Liebe selbst, die ihnen den Ursprung gaben. Wir verlassen euch, sagten sie, um näher zu dem wohlthätigen Geist zu kommen, der uns so glücklich gemacht hat. Wie selig sind wir, daß wir zuerst gewürdiget werden, ihn in himmlischen Tönen zu loben und den horchenden Sphären die Güte, die er an uns bewiesen, zu erzählen. Sein Lob ist auch jetzt euer süßes Geschäft, wie es das unsrige bleiben wird. Lasset euer ganzes Leben ein Lob seiner herrlichen Vollkommenheiten seyn! Wir scheiden zwar aus euren Augen; aber oft werden wir unsichtbar oder im Glanze der Abenddämmerung herabsteigen, uns an dem Anblick eurer Unschuld zu ergetzen. Wie selig wird die Stunde des Wiedersehens seyn, die uns Alle in einer vollkommnern Welt auf immer vereinigen wird! — So redeten sie mit Blicken voll zärtlicher Liebe zu ihren Kindern, welche in tiefer Stille mit begierigem Ohr die letzten Worte von ihren holden Lippen auffingen.

Die Mutter der Menschen stand unter einer Schaar von ähnlichen Töchtern, die den ganzen Hügel um und um

bedeckten; die Engel selbst schienen von diesem Anblick ergetzt, obgleich ihrem Auge keine Schönheit der Schöpfung fremd war. Sie stand, die schönste unter den Weibern, vom Alter unverletzt, und segnete und umarmte sie; in ehrwürdiger Schönheit stand sie, wie wenn die Tugend eine sichtbare Gestalt angenommen hätte; sie allein war ganz Freude, da indessen Thränen der Zärtlichkeit über jede blühende Wange gleiteten.

Ein heller Kranz von jugendlichen Schwestern stand zunächst um sie und betrachtete sie mit liebevollen unersättlichen Blicken, um ihr theures Bild tief in ihre weiche Seele einzuprägen, daß keine Zeit es jemals auslöschen könnte. Die jüngsten drangen auch hinzu, ihre Knie zum letzten Mal zu umfassen. Viele brachten auf ihren sanften Armen holdselige Säuglinge herbei; die göttliche Mutter nahm sie und drückte sie zum letzten Mal an ihr Herz, das von mütterlicher Inbrunst aufwallte, indem jedes kleine unschuldige Geschöpf mit reizendem Lächeln zu ihr emporsah und liebkosend mit seinen kleinen Fingern um ihren weißen Hals spielte. Sie genoß zum letzten Mal diese Freuden, die der menschlichen Natur eigen sind, und welche sie bald mit höhern vertauschen sollte.

Denn jetzt erhoben sich die Seraphim in die Luft und riefen aus ihren goldenen Lauten himmlische Harmonien, welche jede Seele mit feierlichen Empfindungen erfüllten. Eine allgemeine Stille band die horchende Natur, ein höheres Leben drang in alle Geschöpfe, und Entzückung schlug in jeder Brust. Ein sanfter Schauer faßte die Menschen, die jetzt ohne diesen gewaltsamen Kampf, den wir Tod nennen, sich von ihrem Leibe loswanden. Plötzlich entstand ein helles Licht, weißer als Sonnenglanz, und umleuchtete die ganze Gegend; die Menschen verschwanden, und man sah an ihrer Statt eben so viele Engelsgestalten emporschimmern, da

inzwischen ihre irdische Hülle wie Asche niedersank, um sich wieder mit der Erde zu vermengen und in unverwelklichen Frühlingsblumen wieder aufzublühen. — Erstaunt über den himmlischen Anblick huben ihre Kinder die Augen empor und riefen ihnen frohlockend nach, da der seraphische Zug sich unter dem Klang englischer Triumphgesänge in den Aether erhob, durch die Pforten des Himmels einzog und den Augen der bewundernden Menschen aus tiefer Ferne einen Blick in namenlose Schönheiten erlaubte. Lange standen sie noch mit starren weit geöffneten Augen und meinten sie noch zu sehen. Eine stille sprachlose Entzückung herrschte in der Versammlung, bis sich ihre Geister wieder erholet hatten, und jeder Mund von den Empfindungen seines Herzens überfloß. Sie umarmten einander mit zärtlicher Liebe und ermunterten sich, ihrer hohen Bestimmung würdig zu seyn; oder die Alten erzählten den Jüngern von den Tugenden und den Geschichten ihrer Abgeschiedenen oder beruhigten mit tröstenden Reden diejenigen, welche allzu weichmüthig die holde Gegenwart ihrer Geliebten vermißten.

Alles dieß sah ich, selbst ungesehen, aber nicht minder von Allem, was ich sah und hörte, gerührt, als ob ich selbst einer von den glücklichen Bewohnern dieser Erde wäre. Denn ich fühlte mich ihnen verwandt und beseufzte oft bei mir selbst unsre verlorne Unschuld, mit welcher wir so viele Glückseligkeit verloren haben.

Jetzt führte mich mein Engel mit fliegender Behendigkeit in verschiedene Gegenden der Erde, um mir die Lebensart und Beschäftigung dieser Menschen zu zeigen. Der Erdboden hat hier aller Orten ein freudiges blühendes Antlitz, ob er gleich durch verschiedene Zonen und Himmelsstriche abgeändert ist, deren jeder mit eignen Reichthümern prangt.

Hier verbreiten sich unabsehbare Ebnen, mit Hügeln von Fruchtbäumen bedeckt oder durch den Fleiß der Menschen angebaut, um jedes Korn in wenigen Monaten mit tausendfältiger Frucht zurückzugeben. Dort werfen hohe Fichten- oder Cypressenwälder von der Stirne eines Berges ihren gigantischen Schatten über Thäler voll Klee und Blumen, wo das sanfte Lamm mit dem gefleckten Pardel in friedsamer Sicherheit weidet. Ob sich gleich die Zahl dieser Menschen in unzählbare Myriaden verbreitet hat, mangelt es doch der Erde, die vom Segen des Schöpfers befruchtet wird, nicht an Ueberfluß, sie alle zu ernähren. Niemals haben diese Glücklichen, die sich einander als Geschwister lieben, den Erdboden, ihr angebornes Land, ausgemessen, um die Gesetze des Eigenthums einzuführen, welche sich zu ihrer Unschuld und Eintracht übel schickten. Sie wohnen in Familien zerstreut, die durch keine andere als die Gesetze der Liebe und Ordnung regiert werden. Das Haupt jeder Familie ist der Stammvater, oder, wenn dieser in eine höhere Welt übergeht, der Nächste auf ihn. Ihre Regierung ist wie die Regierung des obersten Geistes, Vorsicht und Güte. Ihre Arbeit ist Ackerbau und Viehzucht. Beides gibt ihnen beständig Anlaß, die Werke Gottes in der Nähe zu betrachten, tausend neue Wunder in der Natur zu entdecken und aus ihrem Anblick ein frommes Vergnügen zu schöpfen.

Ihre Lebensart ist einfältig wie die Natur, der sie folgen, denn gesunde ungekünstelte Speise und eine mäßige Leibesübung sind das wahre Geheimniß, seine Kräfte immer frisch und blühend zu erhalten. Diese friedsamen Menschen wissen nichts von blutigen Speisen. Das stille Lamm gibt ihnen willig seine Wolle, ohne dafür, nach den Sitten der grausamen Bewohner unsers Planeten, unter dem

blinkenden Messer zu zappeln. Sie bedienen sich Alles dessen, was die Natur zu ihrer Bequemlichkeit und Ergetzung mit reicher Mannigfaltigkeit hervorgibt. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbnen und bepurperten Früchte zu ihnen herab; die Blumen geben ihnen ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilt ihren Honig mit ihnen, und der Wollenbaum seinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühleren Jahrszeit; oder sie machen sich ihr Gewand mit kunstreichem Finger aus vielfarbigen Federn, die sie mit malerischem Geschmack zusammenfügen.

Ueppigkeit, Schwelgerei und die kindische Thorheit, mit Kieselsteinen oder dem Schleim einer Raupe zu prangen, sind ihnen gänzlich unbekannt. Aber die schönen Künste haben sie auf einen so hohen Grad getrieben, daß die Werke unsrer größten Meister nur Versuche gegen sie sind. Ich sah ganze Felsen von Marmor in Säulengänge ausgehauen und mit Bildern ausgeziert, die zu athmen und zu denken schienen. Auf diese Weise pflegen sie das Andenken ihrer Voreltern oder der Mütter, die sich durch Erziehung vieler Kinder verdient gemacht, oder der Erfinder nützlicher Dinge und von Gott begeisterter Dichter, die mit erhabnen herzbezwingenden Accenten die Thaten des Ewigen und in sanftern Tönen die Freuden der Tugend und der Natur besingen, auf die spätesten Alter fortzupflanzen. Sie zeigen diese Bilder ihren Kindern und erzählen ihnen dann Geschichten von denen, welche sie vorstellen, um sie zu nacheifernder Tugend zu erhitzen.

Die Natur und die Kunst, ihre Nachahmerin, sind für diese Glücklichen unerschöpfliche Quellen angenehmer Beschäftigungen. Aber ihre süßesten Freuden entspringen aus der Liebe und den Verhältnissen, welche dieselbe unter

den Menschen hervorbringt. Die zärtliche Freundschaft, die aus vielen harmonischen Seelen eine einzige macht, und die eheliche Liebe, die Quelle der besten Freuden dieses irdischen Lebens, herrschen hier mit ihrer ganzen reizenden Macht und verbreiten allenthalben eine allgemeine Harmonie. Hier wird keine anmuthsvolle Schöne der Raub eines Unempfindlichen, der ihren Werth nicht kennt; hier zwingt keine unedle Gewinnsucht Menschen, die einander verabscheuen, zu unnatürlichen Umarmungen. Niemals wurden die geheimnißreichen Gesetze der ehelichen Liebe durch eine thierische Brunst entheiliget, die nur eine vorüberrauschende Lust zum Zweck hat. Alle Triebe und Bewegungen dieser Glückseligen sind sanft und gemäßigt; jede Neigung folget dem Wink der Natur und gehorcht der leitenden Vernunft, wie ein Kind, das noch zu schwach ist, sich selbst zu regieren, der liebenden Mutter gehorcht. Die Natur allein knüpft hier das schöne Band, welches die beiden Hälften der menschlichen Natur in ein vollkommenes Ganzes vereinigt. Sie lehret jede Hälfte die andere finden, die gemacht ist, sich mit ihr zusammenzufügen. Eine geheime Sympathie, die aus einer gleichgestimmten Beschaffenheit der Leiber und Gemüther entsteht, lispelt mit sanfter Stimme dem Jüngling und dem aufblühenden Mädchen ein, daß sie für einander geschaffen sind. Ihre Liebe gibt ihnen wie ein neues Leben und macht jeden Athemzug zu einer Lust. Kein Reiz, keine Anmuth, keine Tugend oder irgend ein Vorzug bleibt an dem Geliebten unentdeckt und ungeliebt. Das wiederholte Anschauen so vieler Vollkommenheiten setzt die gefühlvolle Seele außer sich. Sie sieht in süßer Entzückung zu dem Ewigen auf, der der Schöpfer und das Urbild derselben ist — und voll dankbarer Empfindung, daß er sie schuf, so

glücklich zu seyn, verlangt sie die Zahl seiner Anbeter und der Glücklichen zu vergrößern.

Doch wozu nützt es, den verderbten Einwohnern einer ausgearteten Welt, diese erhabnen Geheimnisse der Liebe zu enthüllen? Wie wenig sind deren, die nur fähig sind, sie zu verstehen! und wie seltner ist es noch, daß ein solches Paar sich zusammenfinde, welches fähig wäre, dem ehelichen Stand seine Würde und unschuldsvolle Reinigkeit wieder zu geben! Die reinsten und höchsten Freuden sind den Sterblichen unbekannt. Sie sind mit der Wahrheit und Güte, gleich schüchternen Tauben, aus unsrer verkehrten Welt aufgeflogen, um sich bei diesen unschuldigen Menschen niederzulassen, welche der Natur getreu geblieben sind. Was für einen Anspruch können wir an Glückseligkeit machen, da wir die Natur verachten und die Tugend für die Zerstörerin der Freude halten?

Mich däuchte in meinem Gesichte, als ob mich die Begierde, das häusliche Leben dieser Glückseligen zu sehen, in eine einzelne Familie geführt habe. Sie bewohnte ein Gebirge, welches einem zweiten Paradies gleich schien: so ähnlich hatte es der Fleiß, der Gehülfe der Natur, dem Garten Gottes gemacht. Es war mit Gehölzen, fruchtbaren Bäumen, mit Gärten und schattigen Lustgängen bedeckt. Zwischen denselben blickten die Wohnungen der Menschen hervor, von Cedernholz leicht aufgeführt und bequem ohne Pracht.

Ich näherte mich einer derselben. Ein Hain von allerlei süß duftenden Bäumen und Gesträuchen, mit Blumengefilden abgesetzt, die von schlängelnden Quellen erfrischet wurden, herrschte rings umher. Unter einer hohen Laube von Rosinenstrauch, mit Akanth durchflochten, sah ich eine

Frauensperson sitzen, gleich einem Engel, der sich in einem schattigen Ort irgend eines Paradieses gesetzt hat, um von einer ätherischen Reise auszuruhen. Sie war größer und von stärkerer Leibesbeschaffenheit, als die weichen Töchter unsrer Erde zu seyn pflegen. Die frische Blume ihrer Schönheit zeigte Unsterblichkeit an. Zwei Säuglinge, schön wie die Liebe, lagen an ihrem Busen und sogen mit der gesunden nährenden Milch fromme Empfindungen und harmonische Triebe ein, die sich künftig zu eben so viel Tugenden entfalten sollten. Mütterlich lachten die Augen der schönen Säugerin auf die Kinder ihrer Liebe herab, indem ihre Seele (so sagte mir der höhere Glanz ihrer Augen) von frohen Gedanken zukünftiger Glückseligkeit überfloß, die jetzt noch an ihrem Busen keimeten. Zuletzt öffneten sich ihre süß lächelnden Lippen, sie zu segnen. Wachset, blühet, sprach sie, ihr Lieblinge meines Herzens, ihr sanfte Seelen, die ihr noch in dem zarten Leibe schlummert und den Werth eures Daseyns noch nicht kennet! Wie werdet ihr frohlocken, wie wird euer Herz von Freude überwallen, wenn ihr anfangen werdet, einen himmlischen Geist in euch zu fühlen, in dessen reinem Spiegel ihr das Bild eures Schöpfers erblicken werdet! Wie süß wird meinem Ohre die erste Entzückung eures stammelnden Lobes seyn! Dann will ich euch erzählen, wie herrlich er ist und zu was für einem Leben er euch erschaffen, damit ich in euren staunenden Mienen und in jedem sanft aufschwellenden Gesichtszug lese, was in euren Seelen vorgeht. Und welche Freuden wird mir eure Liebe, eure gesellige Eintracht, eure Wissensbegierde, eure Unschuld machen! Wie oft werde ich mich selbst preisen, daß ich euch gebar! So sagte sie und hob beide auf und drückte sie an ihre anmuthsvollen Lippen.

Indem sah ich, nicht fern von hier, eine kleine Schaar von Knaben mit ihren Schwestern in holdseliger Eintracht unter den Blumen spielen. Sie betrachteten dieselben aufmerksam, und jeder wählte sich einen Liebling und gab ihm den Namen einer von seinen Schwestern. Vor der Wohnung sah ich verschiedene Mädchen beschäftiget: diese, Körbe von gespaltenem Rohre zu flechten; jene, Obst und Gewächse zum Abendmahl des Hauses zu bereiten; andere, auf wollene Tapeten, die sie selbst gewirkt hatten, nachahmende Blumen und Laubwerk zu sticken. Ihr gelbes Hauptharr war mit Rosen durchflochten, und ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn sie ihre frische Rosenfarbe über erwachte Hügel verbreitet. Jede lächelte die Andre voll Liebe an und schien sich ihrer eignen Liebenswürdigkeit nicht bewußt zu seyn. Sie sangen unter ihrer harmlosen Arbeit anmuthige Gesänge, welche die jüngste der Schwestern mit der helltönenden Laute begleitete.

„Wie schön bist du (sangen sie), o Abendsonne, auf den westlichen Hügeln, wenn du unter dem glühenden Gebüsch hervorschimmerst! Wie lieblich sind die letzten Blicke, die du auf die Fluren herabwirfst, die schon halb im Schatten liegen!

Eile, du reine Quelle des Lichts, unsern Verwandten auf der andern Hälfte der Erde den lieblichen Tag zu bringen. Jetzt färben sich dort die Spitzen der Berge! Jetzt erwachen ihre Paradiese mit neuer Schönheit, im glänzenden Thau gebadet. Jede Blume öffnet ihren balsamischen Kelch und athmet dir ein Opfer von süßen Gerüchen entgegen.

Jetzt erwachen sie, unsere Mitgenossen an Seligkeit, und grüßen frohlockend deine Ankunft, die sie zur süßen Arbeit ruft; indem wir, vom stillen Mond umglänzt, sanft ermüdet in duftenden Schatten schlummern, und lächelnde Träume gleich Engelsgestalten um unsere Schläfe schweben."

Von dem anmuthigen Nachklang dieser Stimmen begleitet, begab ich mich tiefer in den Hain, von Gedanken gedrängt, deren Entwicklung Einsamkeit und grüne Schatten befördern. Oft fragte ich mich selbst, ob mich nicht ein angenehmer Traum täusche? Aber meine Empfindungen waren so lebhaft, daß ich nicht zweifeln konnte, Alles wirklich zu sehen und zu hören, was mein Auge und Ohr bezauberte. Dann befiel mich ein sanftes Staunen, eine süße Schwermuth, und eine stille Thräne schlich sich die Wangen herab. Ach! möchtet ihr hier seyn, wünschte mein Herz, ihr, die ich liebe, ihr, deren die Welt, die ihr zieret, nicht werth ist! Möchtet ihr hier seyn, meine Freunde, mit Allen, deren Güte und Redlichkeit sie eines Paradieses würdig macht: möchtet ihr hier seyn! — So wollten wir auf diesem Berge wohnen und des Lebens froh werden, dessen Genuß uns die Thoren jener Unterwelt nicht erlauben. Hier sollte — aber mitten in diesem zärtlichen, unbesonnenen Wunsch unterbrach mich der Genius, der sich mir unbemerkt genähert hatte. Laß die Vorsicht, sprach er, für die Tugendhaften sorgen, die du gern in diese Welt der Unschuld retten möchtest. Der Stand, worin sie jetzt sind, ist ihnen von einem Wesen ausgesucht worden, das in allen Welten keinen fand, der sich besser für sie schickte. Und siehest du nicht, wie grausam dein Wunsch ist, alle Tugendhafte, die unter dem Monde zerstreut sind, an einen Ort zu bringen? Was wäre das Anderes, als vor der Zeit die Guten in einen Himmel versetzen und aus der übrigen Erde eine Hölle machen? Denn eben diese engelähnlichen Seelen, die wie süßduftende Blumen mitten unter Unkraut und Dornen hervorblühen, verhindern ganz allein, daß die Erde keine gänzliche Wildniß werde.

Da er so sprach, hörten wir fern her ein angenehmes Concert vieler Stimmen, von kühlen Zephyrn halb verwebt, durch den Cedernwald rauschen. Eilends folgten wir dem lieblichen Getön, welches uns, ungesehen unter dem Schleier einer ätherischen Wolke, zu einer liebenswürdigen Versammlung leitete. Die ganze Familie, von der ich vorher einige Glieder sah, hatte sich versammelt, um ihre gewöhnlichen Abendhymnen in den allgemeinen Lobgesang zu mischen, den die Natur unaufhörlich ihrem Schöpfer bringt. Die Väter waren mit ihren Söhnen von ihrer täglichen Arbeit in den Schoß der Ihrigen zurückgeeilt, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattin flog dem geliebten Mann mit offnen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Knie der Väter und begleiteten sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mal bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen, nicht von der Kunst verderbt, deren leckerhafte Erfindungen die Nerven der Gesundheit angreifen, um einen von Schwelgerei abgenutzten Geschmack zu reizen. Liebreiche Vertraulichkeit und unschuldige Munterkeit herrschten über dem geselligen Mahl, und hätten auch schlechte Speisen schmackhaft machen können. Alsdann gingen sie vor die Hütte, um die schöne Gegend im Mondschein zu betrachten und, eh sie sich in die weichen Arme des Schlafes legten, dem Schöpfer ihr Loblied zu bringen, dessen sanft säuselnde Gegenwart sie unter den Bäumen zu spüren glaubten. Welch ein Concert war dieses, und wie weit über diese weichen wollustathmenden Lieder hesperischer Sängerinnen erhaben, die nur eine Speise der Ohren sind, ja, allzu oft dem Gesang der Sirenen gleichen, der zu einer tödtlichen Lust an ihre gebeinvollen Ufer lud! Es war eine Symphonie von höherer

Art, welche die Seele selbst in Musik stimmte und Engel oder Geister des Aethers anlockte, auf Abendwolken sich herabzulassen oder vom Wipfel ätherischer Cedern dem frommen Gesang zuzuhören. Wir näherten uns, von der süßen Gewalt der mächtigen Harmonie gezogen, die uns in anmuthsvoller Verwirrung entgegenkam. Wie wenn an einem Frühlingsmorgen die Freude tausend liebliche Kehlen öffnet, die hervorgehende Sonne zu begrüßen: die Lerche wirbelt in der hohen Luft ihre sanften Melodien, indem die Grasmücke unter bethauten Zweigen helle durchdringende Töne schleift; mit ihrem Gesang vermischt sich das Pfeifen und Zwitschern der andern Vögel, und das Gesumse der fleißigen Bienen, die um die frischen Violen und den gewürzten Thymus flattern; der murmelnde Bach und das Säuseln junger Morgenwinde, die zwischen den belaubten Gewölben ihre Rosenflügel schütteln, vermehrt die freudige Symphonie, und dem Hirten, der auf einem Hügel mit lauschendem Ohre horcht, hüpfet vor Freuden das Herz: so, oder noch viel angenehmer, tönte uns dieß vereinte Loblied der Menschen, welches durch die ambrosische Nacht weit und breit erschallete und von dem einsamen Echo in den vorüberstehenden Bergen nachgesungen wurde. Männliche Stimmen waren mit sanftern weiblichen nach verschiednen Graden abgesetzt. Auch die Kinder versuchten, in noch wankenden, aber doch lieblichen Tönen, das Lob ihres Schöpfers, den sie besser fühlten als kannten; ja, die Säuglinge selbst stammelten mit süßem Lächeln harmonische Töne auf den Armen der entzückten Mütter.

„Wie schön bist du (so sang der heilige Chor) in deiner schlummernden Schönheit, o Erde! Wie anmuthsvoll leuchtet deine Gestalt unter dem schattigen Mondlicht hervor."

„Wie erquickt ruht das Auge, von den hohen Farben des goldnen Tages ermüdet, auf der matten Dämmrung! Indeß träufelt aus leichtschwebenden Gewölken der balsamische Thau, indem die Abendlüfte mit fächelnden Schwingen jede schlafende Blume kühlen.“

„So erneuerst du deine Kräfte, o Erde, und blühest in ewig frischer Jugend; schön, wie ein Garten Gottes, wie ein Wiederschein des Himmels, wo unser noch blödes Auge sich allmählich zum Anschauen des Göttlichen angewöhnet.“

„O du, wie soll dich der Mensch, wie soll der Himmel dich nennen, Unaussprechlicher? Oder ist nicht dein würdigster Name Liebe? Ach! könnte das entzückte Herz dir seine Empfindungen stammeln! Welch ein Gedanke ist das, für dich geschaffen zu seyn! Mit Zittern wagt die Seele, die zugleich sich selbst fühlt, den unaussprechlichen Gedanken. Aber eine mächtige Stimme (ist es nicht deine Stimme, o du allgegenwärtige Seele der Geister?) nöthigt die bebende Seele mit süßer Allmacht, den kühnen Gedanken von Neuem zu denken! Die ganze Natur und jeder Augenblick unsers Daseyns bestätigt ihn. Denn an wen erinnert uns jedes Geschöpf als an dich? Wem nähert uns jede Freude als dir? Und warum seufzet die Seele, wenn sie ganz im Vergnügen schwimmt, das von allen Seiten auf sie zufließt, nach wem seufzet sie als nach dir? Nach dir, du höchste Vollkommenheit, für die sie geschaffen ist!“

„Jede frohe Empfindung, und mit wie vielen überhäufest du uns! wirft ein Licht auf unsre Seele, in welchem wir dich erblicken und in dir den Vater, den Wohlthäter, den ewigen, geheimnißvollen Urquell des Guten, von dem auch die schwachen Ausflüsse, deren wir jetzt fähig sind, uns entzücken.“

„O, jauchze über dein Daseyn, unsterbliche Seele! Preise ihn, meine Seele, preiset ihn mit mir, harmonische Seelen, und ihr, die ihr uns umgebet, ihr sichtbare Geister, die wir oft in stillen Nächten hören, wenn ihr, auf goldnen Wolken schwebend, die heitre Luft mit begeisternden Hymnen erregt. Und ihr unsichtbare Engel, lobet ihn! Ihr Sterne, die ihr von jenem majestätischen Himmel in ruhigem Glanze herabseht, von glückseligen Geschöpfen, unsern Freunden, bewohnt, um, wie wir, zum Anschauen des Unendlichen zubereitet zu werden. — Stimmet ein in den allgemeinen Lobgesang!"

„Welch ein hoher feierlicher Anblick! Ruhe, mein Auge, mit Adlersblicken auf diesem himmlischen Schauplatz, wo die Gottheit ihre unendlichen Herrlichkeiten vor tausendmal tausend Myriaden anbetender Geister ausbreitet! Alles, was du siehest, ist ein Ganzes, ein System, ein symmetrischer Bau, ein Tempel Gottes, wo jede Sphäre ein Altar, und auch du, o Mensch, sein Priester bist. Welch ein Gedanke ist das! In welche Empfindungen löst er die entzückte Seele auf! Ja, lobe ihn, meine Seele, und Alles, was in dir ist, lobe ihn! Lobet ihn meine Gedanken! Lobet ihn, ihr stille Empfindungen, ihr noch zarte unentwickelte Neigungen, lobet ihn. O du, der du allein die unmächtigen glühenden Wünsche unserer Herzen erfüllen kannst, hauche du selbst dein Lob in unsere Seelen! Und ihr, Geister und englische Kräfte, sprechet in erhabnen Tönen aus, was die menschliche Seele nur seufzen kann!"

So sangen sie mit abwechselnden Stimmen. Der sanfte Mond stand wie entzückt am azurnen Himmel, kein murmelnder Bach, kein Lüftchen, kein flüsterndes Blatt störte die fromme Harmonie; die Hügel schwiegen ehrfurchtsvoll

umher, und die Nachtigall horchte mit lauschendem Ohr an der Spitze des Zweiges. Aber aus der hohen Luft hörte man ätherische Saitenspieler, auf goldnen Wolken schwebend, den heiligen Gesang mit einer entzückenden Symphonie begleiten; ein heller flammender Glanz streifte über den Hain und die Hügel hin; die Gegend hob sich wie verklärt aus dem Dunkeln hervor, und ambrosische Gerüche flatterten in der kühlen Luft. Die Musik hatte lange schon geschwiegen, da man noch einen lieblichen Nachklang in den Bergen vernahm und ein harmonisches Säuseln zwischen den Bäumen, als ob jedes Blatt eine Stimme worden wäre.

Die Menschen vertheilten sich hierauf nach dieser heiligen Symphonie ihrer Seelen. Einige begaben sich unter dichte Schatten oder an den blumigen Rand einer schläfrig murmelnden Quelle, wo sie auf dem Lager von Violen in frohen Empfindungen einschliefen, indem die Nachtigall die entzückte Nacht mit ihrem Gesang aufhielt; indessen Andre, gesellig oder allein, die schöne Gegend durchwandelten, um aus dem Anschauen der schlummernden Natur ein frommes Vergnügen zu schöpfen. Sie besuchten ihre bekannten Lustgänge oder abgelegene Reviere von wildem Ansehen und geheiligte Grotten, an deren weiße Felsenwände der Mond einen sanftzitternden Glanz streute; einsame Oerter, wo in tiefer Stille die Betrachtung wohnt, wo die Seele, von den Sinnen abgezogen, gleich einer unbewegten See, deren spiegelglatte Fläche selbst von keinem Zephyr gekräuselt wird, das Bild der Gottheit auffaßt und über das neue Licht, das in ihr umherstrahlet, erstaunt und über die großen Aussichten und stillentzückenden Hoffnungen, die sich plötzlich vor ihr enthüllen.

Gedankenvoll begab ich mich jetzt ins Einsame, eine stille Schwermuth umzog meine Seele, da sie von dem Anschauen

dieser glücklichen Menschen einen Blick auf die gefallene Erde warf und empfand, wie viel wir verloren haben! Ach, dacht' ich, wie selig sind diese Menschen durch die Empfindung, daß sie von Gott abhangen. Eine solche Seligkeit war auch uns zugedacht; aber wir wollten nicht von Gott abhangen, und dieß ist noch jetzt die natürliche Quelle unseres Elends. Ach! was ist aus unserer Erde worden, die ehemals ein Paradies war! Ach! was ist aus dem Geschöpf worden, welches in engelähnlicher Schönheit das Bild des Schöpfers von sich strahlte! O, dieser traurige Gedanke läßt mich keinen andern Verlust beweinen! Ich klage nicht deine verwelkte Schönheit, o Erde, ehemals ein Abglanz des Himmels, nicht deine ewigblühenden Lustgefilde, noch die Bäume mit ambrosischer Frucht und den unsterblichen Frühling, der den Fußtritt der majestätischen Menschen, wo sie gingen, mit Blumen bestreute. Aber die auf ewig verblühte Unschuld, das nicht mehr unverfälschte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die erloschne Flamme der allgemeinen Liebe, die zerstörte Harmonie – ach, diesen Verlust beweine, meine Seele! Ja, traure, mein Herz, und ihr, meine Augen, weinet; weinet, indem so viele Myriaden meiner Brüder, ihres Jammers uneingedenk, in eiteln Freuden sich verlieren und die kurze Zeit durchscherzen, die ihr Schicksal entscheiden soll.

Von welch einem Himmel ist unsre Erde herabstürzt! Von welch einer Hoheit ist die menschliche Natur gesunken! Wie verfinstert ist der Verstand, dessen Auge unverwandt auf das Urbild aller Vollkommenheit und Wahrheit gerichtet seyn sollte! Welch ein Labyrinth von wilden Begierden ist das Herz, welches bestimmt war, ein heiliger Tempel des göttlichen Geistes zu seyn, in welchem die reinste Liebe zu Gott ewig brennen sollte! Wie eitel und unbändig sind diese

Triebe, die uns wie auf Flügeln der Engel schneller zu Gott empor tragen sollten! Von der Wahrheit, dem Licht, worin Gott wohnt, und welches von ihm über alle Geister ausfließet, sind uns nur zweifelhafte Strahlen übrig geblieben, die über den Verstand hinstreifen und der Seele keine Wärme geben. Die Wahrheit, wenn sie nicht in einem verdunkelten Verstand gebrochen und zerstreut wird, senkt sich mit vollem geradem Strahl ins Herz, befruchtet seine Neigungen und macht sie in ein Paradies von Tugenden aufblühen. So wirket sie in dieser unschuldigen Welt. Aber wir Elende haben die Wahrheit mit der Unschuld verloren. Unsre von Thorheit geschwächten, von Leidenschaften geblendeten Augen können ihren Glanz nicht mehr ertragen. Wir hassen das Licht, weil es unsre Häßlichkeit aufdeckt. Kläglicher Verfall eines Geschöpfes, das in seinem Ursprung so gut, so heilig, so göttlich war! Ach! der Verfall ist so tief, daß es auch denen, die nicht darüber spotten, unglaublich und romanhaft tönt, wenn wir hören, daß der Mensch den Engeln gleich seyn sollte. Denn, ehe wir eine denkende Seele in uns fühlen, werden wir schon verderbt. Alles, was uns umringt, hemmet die Entwicklung dieser Selbstempfindung, die uns zur Erkenntniß unserer Natur und Bestimmung führen würde. Wir bilden uns nach fehlerhaften Beispielen und lieben das Böse, ehe wir das Gute kennen. Der Witz schmeichelt dem Affect, und die Welt rechtfertiget ihn durch die Gewohnheit. — O Himmel, wie kannst du einem solchen Verderben zusehen! Wie kannst du eine Welt dulden, deren Häßlichkeit Viele so sehr erschreckte, daß sie sich genöthigt sahen, einen bösen Gott, den Urheber alles Uebels zu erdichten, damit die Schmach nicht auf den Anbetenswürdigen fiele, von dem nur Gutes entspringen kann.

Indem ich so dachte, erschien mir plötzlich der Genius wieder und sah mich an, als ob er lesen wollte, was in meinem Gemüthe vorging. Ich war so sehr von meinen Betrachtungen gerührt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm alle diese Gedanken zu sagen, welche die Vergleichung der unschuldigen Menschen mit mir und meinen Brüdern auf der gefallnen Erde in mir erregt hatten. Er hörte mich liebreich an; dann sprach er mit sanfter Stimme und einem Blick voll mitleidiger Liebe:

Ich liebe diese Zärtlichkeit, die dich für deine Brüder weinen macht. Wie selten sind bei Menschen Thränen über ihr wahres Elend! Diese Wehmuth deines Herzens über den Anblick des allgemeinen Verderbens, das sich eines ganzen Geschlechts unsterblicher Wesen bemächtiget hat, ist eine Frucht des guten Geistes, der dein Herz zu beleben angefangen hat. Was ihr gemeiniglich Uebel nennt, Krankheit, Armuth, Verachtung, Trennung von seinen Freunden, so empfindlich auch diese Uebel sind, so sind sie doch den Rechtschaffnen eine leichte Last. Aber darüber trauern, darüber weinen sie, daß Menschen sind, die Gott nicht lieben; daß Menschen sind, die ihre Seele wie Spreu dahin werfen, die sich gegen die Reizungen der Wahrheit verhärten, deren Herz eine Grube der verächtlichsten und giftigsten Neigungen ist, die in der Gegenwart Gottes Uebels thun und erst zu spät zittern — das jammert den Redlichen! Darüber weinen selbst die Engel, denen der Tag, an dem ein Sünder zu Gott umkehret, ein Festtag ist.

Aber hüte dich, fuhr er fort, daß dich die Betrachtung des menschlichen Elends nicht bis in finstre Gedanken und in Zweifel treibe, die auf die Vorsehung selbst ihren Schatten werfen. Traure aus zärtlichem Mitleiden, daß die

Menschen nicht sind, was sie seyn sollten; aber glaube auch, daß die gefallene Welt so viel Gutes hat, als nöthig ist, in der grenzenlosen Sphäre der Allgegenwart Gottes geduldet zu werden. Ja, noch mehr, die gefallene Welt, der Schauplatz der Sünde und des Todes, ist durch göttliche Künste genöthiget, noch mehr als jene unschuldigen, jene himmlischen Welten, die in ursprünglicher Schönheit glänzen, ihren Schöpfer zu verherrlichen.

Damit dir dieses klarer werde, so erinnere dich, daß es eine natürliche Folge der Schwäche des menschlichen Verstandes ist, wenn du in einem Ganzen, das aus unendlich vielen Theilen zusammengesetzt ist, Unordnung findest. Denn eben so scheinen auch die Sterne, die in heitrer Nacht aus den Tiefen des Aethers hervorschimmern, in ungefährer Verwirrung durcheinander geworfen; da du doch, als ich dich in den wahren Gesichtspunkt stellte, über die unaussprechliche Schönheit ihrer Anordnung entzückt wurdest. Eben so scheint öfters die menschliche Welt ein Werk des Zufalls zu seyn, worin kein fester Plan, keine Grundideen und Absichten eines über das Ganze regierenden Geistes sind; aber die Ursache dieser Anscheinung ist in der Blödigkeit und engen Sphäre unseres Auges. Der oberste Geist, vor dem Alles aufgedeckt liegt, siehet die Harmonie mit seinen Absichten, die einzige Schönheit, die vor ihm gilt; er sieht Zusammenhang und Ordnung in eben dieser Welt, vor deren Anblick dir grauet, wenn du sie nur von der dunkeln Seite anschauest. Dem Menschen soll genug seyn, zu wissen, daß Gott seine Absichten erreicht sieht. Die moralische Ordnung ist eine unsichtbare Schönheit für euch, in viele Decken und Schleier eingehüllt, welche zuletzt fallen und euren erstaunten Augen eine ganz vollkommene Gestalt und untadelige Schönheit darstellen werden.

Staatl. Bibliothek Passau

Vielleicht erwartest du mehr von mir, als Vertröstung und Hoffnung einer künftigen Erhöhung deines dämmernden Verstandes. Aber es ist euch in eurem jetzigen Zustand nichts nöthiger, als zu glauben, daß das Ganze gut sey und zur Ehre des Schöpfers ausfallen werde, ob ihr gleich nicht deutlich einsehet, wie dieses zugehe. Mache es wie Maria, die reinste unter den Seelen, die jemals ein weibliches Herz belebt haben: als sie über das, was ihr Gabriel ankündigte, bestürzt war, weil sie nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, so beruhigte sie sich doch vollkommen, sobald ihr der Engel antwortete: Die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. So oft Zweifel dein Gemüth bewölken, so oft die sittliche Unordnung auf Erden und die Labyrinthe der göttlichen Wege deine Gedanken verwirren, so stille dich selbst nach dem Beispiel des Patriarchen mit der Versicherung: Der Herr wird's besorgen!

Indessen ist es möglich, auch ehe die Zeit des Glaubens sich in die Zeit des Anschauens verwandelt, mitten durch die Decken, von denen ich dir sagte, einige Blicke in die verborgene Schönheit der Welt zu thun, deren Fall dein frommes Herz beklagt.

Meinest du wohl, daß eben diese gefallne Welt Schönheiten, selbst in den Augen des Ewigen, hat, welche keine andere Sphäre zeigen kann? — Eine kleine Ueberlegung wird dir zeigen, daß es Tugenden unter euch gibt, die nur in einer gefallnen Welt möglich sind. Was ist schöner als die Geduld einer gefühlvollen Seele, die sich willig ihren Leiden unterzieht, weil sie glaubt, daß sie ihr von der Hand des Herrn auferlegt sind? Was ist herrlicher als der Kampf des Tugendhaften mit seinen Leidenschaften? Je mehr Hindernisse die Tugend zu besiegen hat, desto heller und größer

bricht sie hervor; der Widerstand nöthigt sie, alle ihre Kräfte zusammen zu fassen. Der Sieg ist desto edler, je mehr er kostet, und die Tugend desto größer, je schwieriger sie ist. Die Keuschheit eines Joseph ist in gewisser Absicht schöner, als die Reinigkeit eines Seraphs; denn jener mußte Reizungen verachten, denen fast alle Menschen unterliegen; er mußte in eben demselben Augenblick die Schönheit und die Wollust, Zulika und sich selbst überwinden. —

Wie oft ergetzen wir uns, obgleich euren Augen unsichtbar, wenn wir Seelen sehen, welche mitten im Gedränge der bethörten Sterblichen die Wahrheit suchen, unermüdet, ob sie ihnen gleich immer wieder zu entfliehen scheint; Seelen, die vom Beispiel der Welt unverderbt auf dem Weg der Redlichkeit fortgehen, die in innerlicher Stille über sich selbst wachen, die einen Bund mit ihren Augen machen und ihren Sinnen einen Zügel anlegen, die über ihre kleinsten Fehler zittern und jeden neuen Schritt auf der Bahn der Vollkommenheit für einen Gewinn ansehen; Seelen, welche der Anblick des Todes, mit allen seinen Schrecknissen bewaffnet, nicht bewegen kann, die Wahrheit zu verleugnen. Solche Seelen zu sehen, ist für himmlische Geister entzückend; wir spähen sie sorgfältig aus; die Niedrigkeit, die sie verhüllet, kann sie vor unsern Blicken nicht verbergen; die Welt sieht nur ihre äußere Gestalt, wir bewundern die inwendige Schönheit, die für den Himmel reifet.

Ist es nicht ein wunderbares, ein erstaunliches Schauspiel und himmlischer Zuschauer würdig, in einer Welt, wo das Böse seinen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, englische Tugenden, göttliche Schönheiten zu sehen? Aber Alles dieses ist ein Werk der Gnade; nur der Geist,

dessen Weisheit Liebe, dessen Liebe Allmacht ist, konnte ein solches Werk ausführen; nur er kann eben diese Welt, die ihm Satan entwenden wollte, eben diese Welt, die ihren Schöpfer zu verunehren drohete, zum herrlichen Schauplatz seiner wundervollen Vollkommenheiten und zum Augenmerk aller Engel und Geister machen.

Platonische Betrachtungen

über den Menschen.

1755.

In der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Geschöpfe steht der Mensch, wie es scheint, in der Mitte und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reiche der Thiere. Seiner Gestalt nach scheinet er weiter nichts als das schönste und vornehmste unter den Thieren; aber seine Werke zeigen, daß englische Fähigkeiten in diesen Leib eingeschränkt sind. Die Vernunft gibt auch seinem sinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren. Mit Augen, welche schwächer sind als des Adlers, sieht er die entferntesten Gestirne, dringt in die Tiefen des Meeres und entblößt das Eingeweide der Erde. Seine Einbildungskraft entdeckt ihm unzählbare Welten und ahmet von ferne dem Schöpfer nach, der in einem Anblick einen Himmel voll Ordnung und Schönheit aus dem Nichts hervorrufen kann. Er holt das Vergangene zurück und gibt ihm eine zweite Wirklichkeit; er überschaut das Gegenwärtige und deckt sogar den Vorhang der Zukunft auf. Durch die Fähigkeit, seine Begriffe in Ordnung zu bringen, ist er im Stand, unzählige Empfindungen und Vorstellungen zu erhalten, die sich sonst in der Menge verloren hätten. Und durch das Vermögen, die Regel des Schönen und Angenehmen zu entdecken, kann er die Grenzen seiner Vergnügen fast ins Unendliche erweitern. — Nehmet ihm die Vernunft und lasset nur das Thier übrig: der Mensch wird in einem sehr kleinen Kreise empfinden, er wird immer die

gleichen Vorstellungen haben, er wird wenigen Trieben der Natur immer gleich genug thun; jeder Tag wird ihm der vorige seyn, er wird eine Uhr seyn, die immer gleich läuft, bis sie die Bewegung verliert. Ein Thier ist nicht Meister weder über die Eindrücke, die es von außen bekommt, noch über die Triebe, die dadurch erregt werden. Es kann weder seine Freuden vergrößern, noch seine Schmerzen verringern. Der Mensch empfindet fast jedes Vergnügen dreifach und jedes Mal mit eigenen Reizungen begleitet. Er sieht es zum voraus, er genießt es, eh' es da ist, und die Hoffnung vergrößert es vor seinen Augen. Nachdem er es genossen hat, kann er es wieder erneuern, so oft er will, und vermittelst einer kleinen Entzückung, welche durch die wunderbaren Triebfedern der Imagination hervorgebracht wird, es fast bis zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindung erhöhen. Seine Gefühle sind feiner, ordentlicher und verknüpfter, und sie sind auch mehr in seiner Gewalt. Selbst die widrigen sind es; denn er kann sie verkleinern, entfernen oder mit angenehmen Farben übermalen; ja, so groß ist die Gewalt der Vernunft, daß sie aus dem Schmerz selbst Vergnügen erzwingen kann.

So große Einflüsse hat die Vernunft auf die sinnlichen Kräfte der Seele. Sie erhöhet, verschönert und erweitert sie und adelt das Thier zu einer Art von Engeln.

Aber wie vortrefflich ist diese Vernunft, an sich selbst betrachtet, und wie groß macht sie den Menschen, da sie das Reich der Wahrheit vor ihm aufschließt und ihn in den ewigen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiset! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlichen vollkommnen Wesen; — doch sie braucht dazu keinen so langen Weg; sie zeigt es ihm in einem jeden Object, in einer

Blume des Feldes, in einem Insect, das seine Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die blosen Augen dem Thier zeigen; sie liest darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen, was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten fließt und in ihm wieder zusammenlauft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richtschnur aller Bewegungen unserer Seelen, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daß die Grundgesetze, von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht, eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Lasset uns jetzt einen Blick thun auf das, was der Mensch auf diesem Planeten ausgerichtet hat, der zum ersten Theater seiner Fähigkeiten geschaffen worden. Allenthalben werden wir den Beherrscher der Erde finden. Hier sehen wir Wüsten zu blühenden Gärten umgeschaffen, Wildnisse und grauenvolle Wälder in fruchtbare Ebnen verwandelt und genöthigt, unzähligen Einwohnern Ueberfluß zu geben, ganze Länder dem Wasser entrissen, Felsen in bequeme Wohnungen der Menschen ausgehauen. Hier zeugen Pyramiden und Tempel von der allmächtigen Kunst des Menschen. Die blosen Ruinen von Persepolis sind Denkmäler, daß einmal Geschöpfe da gewohnt haben, welche der Natur befehlen konnten. Sehet dort einen Praxiteles dem todten Marmor Leben und Anmuth geben und Halbgötter aus Steinen hervorziehen! — Hier ist eine leere Tafel und etwas geriebne Erde.

In weniger Zeit wird die Hand eines Apelles, welche einem unsichtbaren Geiste nacharbeitet, unsere Augen mit der reizenden Gestalt einer Nymphe bezaubern, die von keiner lebenden Schönen ohne Eifersucht gesehen wird. — Wer wird glauben, daß in diesen stummen Saiten Harmonien verborgen sind, welche das Herz schmelzen und die Seele in wenigen Minuten durch den ganzen Labyrinth der Leidenschaften fortreißen? Aber lasset einen Tonkünstler mit Fingern, deren jeder eine Seele zu haben scheint, diese stummen Saiten beherrschen, und ihr werdet lauter Ohr, lauter Harmonie werden, erstaunen über das, was ein Mensch vermag.

Durch den Einfluß der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das ist, was den Menschen seines Urhebers würdig machen kann; diese Güte, die ihre höchste Freude im Glück aller Geschöpfe findet; diese liebreichen Neigungen, welche immer beschäftigt sind, wohl zu thun; diese Liebe zu Allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an das Göttliche erinnert; diese richtige Stimmung der Affecte und Empfindungen, welche mit der Vernunft oder den ewigen Gesetzen der Ordnung die angenehmste Symphonie machen. Was ist schöner als der tugendhafte Mensch? Und daß er es seyn könne, beweisen eben diese Jahrbücher aller Zeiten, die durch die edeln, großmüthigen und wohlthätigen Beispiele rechtschaffner Menschen den Abscheu mildern, den die Beispiele der Laster und Ausschweifungen der größern Anzahl uns gegen unsere eigne Natur einhauchen, und die uns Muth machen, zu glauben, daß weder die Gewalt einer zwingenden Fatalität, noch eine innerliche Bosheit unserer Natur auch uns verhindern könne, so gut zu werden, als Menschen bereits gewesen sind.

Sollte nun der Mensch mit solchen Fähigkeiten nur für diesen engen Kreis, für diese kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelstand zwischen Seyn und Nichtseyn als einem wahren Leben gleicht, geschaffen seyn? — Wir wollen nicht lange muthmaßen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo sich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewißheit verlieren. Gott redet und entdeckt uns die Zukunft und seine Absichten! Erhabne Absichten! Glänzende Zukunft!

Der Mensch ist einer unendlichen Veredlung fähig, der Mensch ist für die Ewigkeit erschaffen! Nur diese Wahrheit löset das sonst unbegreifliche Räthsel der menschlichen Begierden auf, die unter den unendlichen Dingen keinen Gegenstand finden, der sie erschöpfen könnte. Dieses dunkle Gefühl unsrer Bestimmung, dieser Hang zum Unendlichen arbeitet insgeheim in jeder menschlichen Brust. Ein Alexander, der am äußersten Gestade des Oceans weint,

> Daß, andre Welten zu bezwingen,
> Der Himmel keine Brücke hat;

Nero, der durch ungeheure und gigantische Freuden den Ekel seiner Seele heilen will; — diese selbst, so sehr sie sonst die menschliche Natur verunehren, geben hierin ein Zeugniß ihrer angebornen Größe, die noch aus ihren Ruinen hervorschimmert. Diese unersättlichen Neigungen waren für das Unendliche bestimmt.

Wie schön ist dieses Gemälde vom Menschen, und wer wollte glauben, daß es nicht der Wahrheit gemäß sey, oder daß die blose Einbildungskraft eines Dichters etwas Schöneres sollte herausbringen können, als der Schöpfer schaffen wollte? Aber ich habe nichts Anderes vom Menschen gesagt, als was Erfahrung und göttliche Orakel bestätigen. Der

Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, ein Bild der Gottheit, ein Verwandter der Engel oder ein Engel in thierischer Gestalt, welche durch den inwohnenden Geist geadelt und verschönert wird; eines von den erhabenen Wesen, welche, gleich kleinen subordinirten Göttern, ihre Sphären beherrschen und durch Weisheit und Güte an dem gemeinschaftlichen Zweck des ganzen Weltsystems arbeiten. Engel sind seine Geschlechtsverwandte, Engel sorgen für ihn und zeichnen seine Thaten auf. Der Mensch allein denkt klein vom Menschen, sagt Young. — Aber sollte uns nicht eben dieses an der Wahrheit unseres Gemäldes zweifeln machen? — Nein. Der Mensch ist in seiner Anlage und nach seiner Bestimmung, wie wir ihn beschrieben haben; es braucht nicht wenig, ein so herrliches Werk zu verunstalten; aber auch in den Ueberbleibseln der Zerstümmlung entdecken wir genugsam ein bewundernswürdiges Werk eines göttlichen Verstandes.

Die ganze Vollkommenheit des Menschen besteht in Fähigkeiten, die gleichsam in einander gewickelt im Schoß der Seele liegen und Zeit, glückliche Einflüsse und die treibende Wärme gemäßigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen. Wird der Ausbruch dieser Fähigkeit gehemmt, wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmerksamkeit auf den Fingerzeig der Natur versäumt; so muß nothwendig eine Mißgestalt herauskommen, welche durch ihre Ungleichheiten und den Mangel an Ebenmaß den Weisen selbst im Zweifel läßt, wie er ihr Daseyn in einem so vollkommnen und regelmäßigen System, als die Welt Gottes ist, rechtfertigen soll.

Die Natur des Menschen ist eine sehr hinfällige Schönheit. Diese Bemerkung wird von allen Kennern gemacht

und, wie ich befürchte, zuweilen mißbraucht. Gewiß ist, daß die Verhältnisse der Seelenkräfte unter einander so fein sind, daß es sehr leicht ist, die Harmonie derselben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach sich, aus welchen zuletzt sehr große Uebel entstehen. Und weil zur Tugend oder zur Richtigkeit und Gesundheit der Seele eine wohl abgemessene Wirksamkeit aller Seelenkräfte, zum Laster hingegen nur eine übermäßige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig ist: so ist unleugbar das Laster leichter als die Tugend und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch so unzählig viel Wege sich in die Seele einschleicht und seinen Sitz in solchen Kräften nimmt, wo es so leicht Nahrung findet und um sich fressen kann. Wem der Zustand der Menschen nicht ganz fremd ist, der wird sich eher wundern, daß sie noch so gut, als daß sie so schlimm sind, wie die Erfahrung sie zeigt.

Die goldenen Zeiten, wenn sie jemals außer den Ideen der Dichter existirt haben, sind längst dahin, die Menschen sind nicht, was sie seyn könnten und sollten, obgleich dieß die göttlichen Absichten mit dem Menschen gar nicht umkehrt. Wir sind berechtigt, nach der obigen Abschilderung eines der schönsten und liebenswürdigsten Geschöpfe auf diesem Planeten zu suchen; aber wir finden nur Ruinen oder verschüttete Ueberbleibsel, die entweder verstümmelt oder nur halb und beschmutzt aus dem Moder hervorragen. Es ist ganz natürlich, daß bei solcher Bewandtniß die Verschiedenheit, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu desto größrer Schönheit des ganzen menschlichen Systems dienen sollte, in eine so seltsame Ungleichheit ausgeartet ist, daß man oft Mühe hat, Geschöpfe, die so sehr disharmoniren, für Kinder eines Stammvaters zu erkennen. — Fast sollte

man es satirischen Köpfen unter den Heiden vergeben, daß sie auf den Einfall gekommen sind, die unbefiederten zweibeinigen Bewohner der Erde für lächerliche Mißgeburten zu halten, welche zum Vorschein gekommen, da irgend eine Gottheit den wunderlichen Einfall gehabt, mit allem Fleiß groteske Arbeit zu machen.

Indessen findet man doch bei genauerem Anschauen mehr Spuren der Hoheit der menschlichen Natur und mehr wirklich Schönes in der menschlichen Welt, als man finden würde, wenn man sie nur aus den Urkunden eines Rabelais oder aus Gullivers Reisen studirte. Ich bin hiervon überzeugt worden, da ich gefunden oder zu finden vermeint habe (denn so sollten wir uns gewöhnen zu sagen), daß alle menschenähnliche Geschöpfe, denen die alten Schulweisen das Reden, Lachen und Grauwerden, zusammengenommen, als unterscheidende Vorrechte vor andern Thieren zuerkannt haben, bei aller ihrer Verschiedenheit der äußerlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion und Sitten, sich dennoch unter fünf Classen bringen lassen, welche sehr genaue Verhältnisse unter einander haben und zusammen kein so gar übel eingerichtetes System mit einander ausmachen. Ich will von einer jeden dieser Classen, so kurz als die Deutlichkeit erlaubt, eine Beschreibung geben.

Die erste ist die niedrigste und dem Thierreich die nächste. Ich rechne zu ihr den großen Haufen von Menschen, deren bester Theil nicht nur in seiner natürlichen Rohheit bleibt, sondern überdas nach und nach so sehr verunstaltet wird, daß er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit fast gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt geblieben, theils im Bearbeiten verdorben werden; die nie zu wahren Menschen reif werden. Ihre Unwissenheit

wird mit den Jahren zur Dummheit; und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen aufwachsen und keiner gesetzmäßigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äußerlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig und doch leichtgläubig und also leicht zu betrügen. Die Einbildung ist ihre Vernunft, der äußere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind größtentheils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine niedrige und thierische Denkart zu, daß sie sich niemals über die Erde, wo ihr Futter wächst, erheben können. Ihre Sitten sind so plump wie ihr Geschmack, ihre Vergnügungen sind wenig und von der gröbsten Art; hingegen vergrößert die Unwissenheit, der Aberglaube, die Furcht, die Kleinmüthigkeit die Zahl ihrer Uebel ungemein. Es ist kein Wunder, daß diese Art von Menschen das glückliche Leben nicht kennt, da sie so sehr wenig sind, was der Mensch seyn soll, und ein geheimer Instinct ihnen immer sagt, daß sie keine blose Thiere sind, ob sie gleich von Tyrannen, die oft zu ihrer eignen Art gehören, so gehalten werden.

Man sieht leicht, daß daran nicht zu gedenken ist, daß diese Mittelgattung zwischen Menschen und Yahoos jemals zu etwas Höherm geadelt werde. Ich besorge, daß das so viel als unmöglich sey. Aber man sieht auch gleich, daß die Natur dieser Menschen sie nicht nur fähig, sondern es

ihnen unentbehrlich macht, regiert zu werden. Wenn man sich theils ihrer Neigung zum Neuen und Wunderbaren, theils ihrer Trägheit und Furchtsamkeit und ihrer andern Leidenschaften klüglich zu bedienen weiß, so müssen eben diese helfen, sie in so vieler Ordnung zu erhalten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß unsre Erde kein Chaos werde. Man muß nicht vergessen, daß es auch unter diesem Pöbel wieder Grade gibt; aber, wenn wir genau untersuchen, so wird der Unterschied zuletzt kaum größer seyn, als der Unterschied zwischen einer Hofcoquette im Gallakleid und zwischen einer Coquette im Mieder, oder zwischen einem Narren im Zwillichkittel und einem Narren mit einem Ordensbande.

In die andre Classe setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beinahe den größten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsre Erde für einen großen Maskeradeplatz anzusehen, wo es Jedem erlaubt ist, zu seyn, was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Classe. Sie rennen nach Vergnügen; alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hangs zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt sie die giftige, aber süße Kunst, sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten und bläbet kleine kindische Freuden zu Riesengröße auf. Er erhitzt die Phantasie und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, erweitert sie und läßt sie nach. Der

Mensch wird zu einem feinen wollustathmenden Vieh gemacht, dessen Freuden nur mannigfaltiger, weitläufiger und künstlicher sind als der übrigen Thiere. Ihre Seele scheint in ihrem Blute zu sprudeln; solange dieses wallet, so sind sie. Sie befinden sich so wohl in dieser Welt, daß sie keine Zeit haben, an eine bessere zu denken; und wenn es geschehen würde, so müßten es Mahommeds Paradiese seyn.

Diese Classe ist allerdings von der ersten unterschieden. Eine feinere Anlage, zartere Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geistes, Geschmack, Witz und Artigkeit machen diesen Unterschied. Das, was sie mit einander gemein haben, will ich jetzt nicht untersuchen. Diese Leute sind es, denen wir den angenehmen Mißbrauch der schönen Künste, der den Gebrauch fast ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Instrumente der Wollust, Zierrathen und Artigkeiten, Moden und Spiele — zu danken haben. Sie haben ganz gewiß einen Theil der Erde verschönert, aber immer auf Unkosten eines andern. Die Menschen von der ersten Classe sind die Sklaven der Vergnügungen ihrer Brüder von der zweiten. Sie müssen sich ermüden, diesen die Nothdurft und die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und werden gezwungen erfindsam zu seyn, um sie immer mit neuen Spielwerken zu versehen. So halten sie einander wechselsweise in Thätigkeit.

Wie schön und gut würden die Menschen werden, wenn man sie bereden könnte, die Gegenstände ihrer Neigung mit bessern zu verwechseln und die Freude aus reinern Quellen zu schöpfen. Die Wahrheit kann etwas hierzu thun, wenn sie sich gefallen läßt, sich mit Witz zu schminken. Doch wirkt selten etwas kräftiger auf solche weichliche Gemüther, als der Ueberdruß, das Alter, und was man Unglücksfälle zu nennen

pflegt. Die gewöhnlichen Wirkungen davon sind bei ihnen entweder Misanthropie, eine Art von Fieber, welches seine guten Stunden leidet, in denen sie sich ihrer ehemaligen Freuden wenigstens erinnern — oder ein gewisser fanatischer Schwung der Einbildungskraft und des Herzens, der eine Neigung hervorbringt, sich vom Leibe zu entkörpern, der seine Dienste versagt; eine große Verachtung dieser Welt, die uns verläßt, und eine schwärmende Sehnsucht nach der unsichtbaren, die jetzt am bequemsten ist, weil man, sie zu genießen, nur eine erhitzte Einbildung nöthig hat. Es ist bekannt, daß man vornehmlich dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts Schuld gibt, daß viele desselben auf den Einfall kommen, reine Geister zu werden, nachdem sie sich genöthiget sehen, sich des Titels irdischer Engel zu begeben.

Diese beiden Classen haben das Unglück gemein, daß die sinnliche Seele den ganzen Menschen auf eine despotische Art beherrschet, woraus nothwendig tausend regellose excentrische Bewegungen und einheimische Unruhen entstehen müssen, welche oft seine ganze Glückseligkeit in Gefahr setzen.

Die dritte Classe wird von den speculativen Köpfen eingenommen, die einen beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen, von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchstabe im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der sich bemüht, über den tiefsinnigsten Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller Dinge, selbst zu Nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn, sie gaffen sie an, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten; und zu allem Unglück verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Classe theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem), haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnung und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglich aufzulösen bestreben. Man könnte glauben, sie borgten von den Sphären Feuer zur Erweckung und Nährung der Andacht und der Richtung der Seele gegen das Ewige; sie gewöhnten sich an eine höhere und reinere Denkart, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herumdrehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde absteht. — Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Contemplation der Sommervögel und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Namen. Andere kriechen unter dem Schutt alter Ruinen herum, sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Andere zerquälen sich, den ganzen Umfang der Sittenlehre aus einem einzigen Grundsatz zu demonstriren; Andere beweisen die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft; Einige erfinden neue Lehrgebäude, um Andern die Mühe zu machen, sie wieder umzuwerfen. Einige speculiren so lange, bis sie an Allem, was ist, zu zweifeln anfangen; Andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses

aller andern Scribenten zusammenzulesen, ohne darauf zu sinnen, was sie mit diesem Schatz anfangen wollen. — Der größte Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten, und die Wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen blosen Gegenstand der Betrachtung zu halten, für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntnisses, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den Hütern der schönen Sklavinnen eines Sultans, welche zwar die Erlaubniß zu sehen, aber nicht das Recht zu genießen haben, oder den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Höhlen große Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Classe ist (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorige; und nun werden wir gleich errathen, daß sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabholen kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmonischen Gemüthsart, eine feine Empfindung des Schönen und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem außerordentlichen Grad zu haben, sind sie scharfsichtig genug, das Wahre von dem Schein zu unterscheiden und durch die Verblendungen der Einbildungskraft, der Leidenschaft und Gewohnheit hindurchzudringen. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur sich selbst liebt. Ihre Freude ist Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben, sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewacht, und beide leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können

irren, sie können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offner Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. — Wenn es wahr ist, daß lebende Beispiele und redende Gemälde der Tugend mehr nutzen als moralische oder metaphysische Dissertationen, so trägt gewiß diese kleine Anzahl von thätigen Weisen, beiderlei Geschlechts, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bei, als die ganze unabsehbare Welt der speculativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Classen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daß man sie mit dem Namen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es gibt gutthätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten und, wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hindernisse nur muthiger machen; eine Freiheit der Seele, die so ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daß sie manchmal

auch die nothwendigen Schranken überspringt; eine gewisse Begeisterung der Imagination, die ihnen tausend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das sie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwicklung und Ausbildung dieser großen Fähigkeiten vermittelst der Wissenschaften, des Nachsinnens, der Kenntniß der Welt und der Erfahrung gelangen sie zuletzt zu dieser durchdringenden Schärfe des Geistes und männlichen Stärke des Gemüths, welche sie so sehr über die gemeinen Menschen hinwegsetzt. Der Kreis, worin solche Kräfte wirken sollen, muß nothwendig groß seyn. Sie sind zu Gesetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menschlichen Geschlechts bestimmt. Sie sollen das Ganze übersehen, für das Ganze sorgen. Von ihnen sollen die Entwürfe herkommen, wie die Beschwerden der Menschen zu verringern sind, und wie ihre Vortheile vermehrt werden können. Und eben, weil die Hindernisse, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht so groß sind, wurden sie mit so vieler Stärke, mit so weitsehenden hellen Einsichten, mit einem so lebhaften Instinct zum Großen und Ruhmwürdigen, mit einem so mächtigen Enthusiasmus versehen, damit sie den Menschen das Gute wirklich thun, was schwächere, obgleich gutwillige Geister ihnen nur wünschen können. Diejenigen unter diesen Genien, die ihrer Bestimmung getreu sind, sind den englischen Schutzgeistern ähnlich, welche nach der frommen Meinung der Alten über die Welt wachen, die Sphären regieren und den Befehl des Schöpfers diesseits des Himmels vollziehen. Sie haben Alles, was den übrigen Menschen abgeht, um sich selbst glücklich zu machen; sie sind zum Regieren, wie diese zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwissenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktischen

Irrthümer, tausendmal schädlichere Ungeheuer als diejenigen, deren Vertilgung dem Hercules einen Platz bei den griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern, bilden und poliren ihre Sitten; lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne — und so machen sie gewisser Maßen die Fabel wahr, welche der zaubrischen Laute des Orpheus die Kraft, wilde Thiere zu besänftigen, andichtete.

Wie traurig ist es, daß solche Fähigkeiten mißbraucht werden können! daß solche Geister ihres Endzwecks verfehlen und von ihrer Hoheit herabstürzen können; daß sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen verlieren und, von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Chimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können. Wenn ich einen Alexander nach Lorbeern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels Werke eines Insects verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dieß nicht kann, hat das Recht verloren, sich der Regierung der Menschen anzumaßen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt es darauf an, daß diese wissen, was wahrhaftig groß und ruhmwürdig ist. Wie nöthig ist es, daß diese fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen, daß seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daß sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie, der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Erobrer, ein Zerstörer, ein

Verführer der Menschen ist ein desto häßlicheres Ungeheuer, je größer und liebenswürdiger er gewesen seyn würde, wenn er in seiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein gefallner Engel ist tausendmal häßlicher, als der schlimmste Mensch.

Die Liebe zum Ruhm hat eigentlich nur bei großen Seelen Statt und wächst nur bei ihnen so groß, daß ihr alle übrige Neigungen Platz machen müssen. Was man bei Leuten, die eigentlich in die Classe des Pöbels gehören, Ruhmsucht und Ehrgeiz heißt, ist nur ein verkleideter Eigennutz; sie wünschen angesehen und groß zu seyn, um niedrigen Begierden desto besser nachhängen zu können. — Weil die Leidenschaften einmal die Winde sind, die uns in Bewegung setzen, so seh' ich diesen edeln Ehrgeiz großer Geister für nöthig an, um sie zu ihrer Bestimmung zu befördern und die Hindernisse zu überwinden. Wir sehen aber aus der Geschichte, wie schädliche Stürme er hervorbringt, wenn ihn die Vernunft nicht mäßigt und ihm die wahre Richtung gibt. Genien haben sich noch nie mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ihre Bemühungen interessiren immer den Menschen, und das erstreckt sich bis auf ihre Spiele. Es gibt Leute, die in Kleinigkeiten groß sind; sie gehören aber in die dritte Classe.

Wir haben nun die Menschen, wie sie wirklich sind, in ihren verschiedenen Classen übersehen; und die Gradation verdient bemerkt zu werden, die sich in denselben zeigt. Wir fanden unreife, ungebildete Menschen, und dieser waren die meisten; Menschen, die nur die sinnlichen Vollkommenheiten ausbilden; solche, welche nur Intelligenzen seyn wollen; eine kleine Zahl von solchen, deren moralische Güte sie liebenswerth macht; und endlich ganz ausgewickelte, und

(soweit es diese Welt verstattet) vollständige Menschen, welche daher große und majestätische Geschöpfe seyn müssen. Wenn wir das Beste aus allen diesen Classen zusammennehmen, so bekommen wir den Menschen, den ich anfangs geschildert habe. Und so habe ich einen Theil meiner Absicht erreicht.

Das menschliche Geschlecht hat also unstreitig eine sehr schöne Seite. Aber was wollen wir uns schmeicheln? Sie wird von der häßlichen fast ganz verdunkelt. Ich erröthe, ich erschrecke, wenn ich die unzähligen Ausbrüche des Unsinns, die schwarzen Thaten, die Schande, womit so viele Menschen ihr Geschlecht gebrandmarkt haben, überdenke; wenn ich die Zahl und die Größe der Uebel bedenke, die uns drücken. Regellose, thierische Leidenschaften, die am gefährlichsten werden, wenn sie der Witz in seinen Schutz nimmt; niederträchtige Selbstheit, die Alles in ihren Strudel hineinzieht, was sie erreichen kann; Vergessenheit der heiligsten, unwidersprechlichsten Pflichten, die wir gegen unsern Schöpfer und Oberherrn, gegen die Welt und die menschliche Gesellschaft haben; schändliche Heuchelei, womit man den Allwissenden selbst zu betrügen glaubt; Aberglauben, der der Ruhe und Ordnung des menschlichen Geschlechts allein mehr geschadet hat, als alle übrige Laster; Tyrannen und willkürliche Gewalt — mit einem Wort, ein so tiefer Grad der Unordnung, daß ich mir, unmittelbar unter demselben, nichts Anderes als ein moralisches Chaos denken kann. Der größte Haufen sind Sklaven, willenlose, gebundene, mißhandelte Sklaven; Sklaven der willkürlichen Gewalt, der Schwärmerei, der Gewohnheit und, was das Aergste ist, ihrer eigenen Unvernunft und ihrer Leidenschaften. Ohne diese innerliche Sklaverei hätten jene Ungeheuer

keine Gewalt über sie. Und was thun diese großen königlichen Geister, diese Genien, von denen man so viel erwarten sollte? Die meisten mißbrauchen ihre Obermacht, jene elenden und verführten Sklaven noch tiefer ins Verderben hineinzuführen, und glauben es am besten gemacht zu haben, wenn sie die Unglücklichen bereden können, freiwillig an die Schlachtbank zu gehen oder wenigstens angenehm zu träumen, wenn sie wachend unglücklich sind. — Und diese scharfsichtigen denkenden Köpfe, welche die Geschicklichkeit hätten, die Größe unsers Elends, seine Quellen und die dienlichsten Gegenmittel auszuspähen? — Sie zählen den Sand des Meers, messen das Unermeßliche, wühlen im Eingeweide der Natur herum, als ob alle wichtige Geschäfte schon gethan wären, und bringen ihr Leben mit Spitzfindigkeiten zu, deren größter Werth ist, daß sie dadurch abgehalten werden, etwas Schlimmeres zu thun. — Wie kränkend sind diese nur allzu gegründeten Betrachtungen für ein Herz, das ein Gefühl für das Wohl oder Elend seiner Mitgeschöpfe hat!

Es ist wahr, daß es vortreffliche Gesetzgeber und Lehrer gegeben hat, — und wie wäre es auch ohne solche ergangen? Ich bewundre und ehre einen Konfucius, einen Minos, einen Lykurgus. — Ich erkenne die Stärke ihres Geistes, den weiten Umfang ihrer Einsichten, ihre tiefe Kenntniß der Menschen. Die Entwürfe, die sie gemacht haben, sind, wie man sie von der Schärfe ihres Geistes erwarten und zur Dauer eines wohleingerichteten Staats fordern konnte. Es ist hier nicht die Absicht, sich in die Beurtheilung ihrer Gesetze und Anordnungen einzulassen. Man bemerke nur, daß keiner von diesen großen Geistern eine bessere als eine politische Tugend in seinem Staat pflanzen wollte. Sie machten alle Ueberlegungen, welche sie zu ihrem Zwecke machen

mußten. Sie kannten die Leute, die sie vor sich hatten, ihre Lebensart und alle äußerliche Umstände, von denen sie abhingen; sie übersahen das Gegenwärtige und schauten tief in die Zukunft. — Aber sie nahmen sich die Freiheit, der menschlichen Natur Gewalt zu thun, um ihre Absichten zu erreichen; riefen Unwissenheit, Betrug und Aberglauben zu Hülfe; bekümmerten sich wenig um die Abweichung ihres Systems von den unveränderlichen und göttlichen Gesetzen der Natur, welche ohne Unterschied des Orts, der Zeit, des Klima, des Nationalcharakters alle Menschen verbinden. Große Fehler, welche nothwendig großen Schaden thun mußten. Sie sahen, ungeachtet alles ihres Scharfsinns, nicht tief genug in die Natur und Bestimmung des Menschen. Sie vernachlässigten seine unmittelbare Abhängigkeit von Gott (die Grundfeste aller Wahrheit, aller Gesetze und Verbindungen) und wußten oder bedachten nicht, daß der Mensch für die Ewigkeit erschaffen ist.

Ist denn kein Gesetzgeber, der den Menschen ganz und gar durchschaut und seine Absichten auf Alle ausgedehnt hat? dem der Indianer im Federnkleide, der glühende Mohr, der wollüstige Persianer, der träge Lappländer, der flatternde Franzose und der tiefsinnige Engländer, Alle gehorchen könnten? und dessen Gesetze die Fehler des Klima, des Temperaments, des Nationalcharakters, welchen die übrigen Gesetzgeber so viel nachsehen, verbessern und einschränken würden? — Gesetze, die den Trägen beleben, den Hitzigen mäßigen, den Wilden besänftigen; die dem Huronen, dem Kaffern, dem Indianer, dem Europäer, dem Grönländer gleich wohlgefallen müssen? Einfache wenige Gesetze, die sich auf ein unfehlbares Ansehen gründen, die ihre Belohnung mit sich führen, die auf Grundsätzen stehen, welche uns die höchste Glückseligkeit versichern.

Wenn solche Gesetze sind, würde Sokrates sagen, so muß sie Gott gemacht haben. Und wirklich hat sie Gott gemacht. Es sind keine andere, als die Gesetze der moralischen Tugend, mit den allmächtigen Beweggründen der christlichen Religion unterstützt. Die Seele des Christenthums besteht in der lebendigen Erkenntniß dieser beiden Grundsätze: daß Gott, der Schöpfer, Oberherr und Richter der Menschen, zugleich ihr Vater und Erbarmer ist und sich alle mögliche gütigen Verhältnisse gegen uns gegeben hat, um sich uns auf alle mögliche Weise zu verbinden; und dann: daß der Mensch, der für die Ewigkeit geschaffen ist, dieses Leben nie anders als in Verhältniß mit dem künftigen ansehen soll, von welchem es erst seinen Werth und wahre Bestimmung erhält.

Der Mensch ist als Geschöpf, als vernünftiges Geschöpf, als ein zum Handeln geschicktes Geschöpf den allgemeinen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterthan, welche diese Welt zu dem, was sie ist, machen. — Diesen Gesetzen gehorchen, ist der Stimme Gottes gehorchen. — Und, als ein unsterbliches und im Himmel entsprungenes Wesen, muß er leben, wie es der Würde seiner Natur und der Hoheit seines künftigen Standes gemäß ist.

Sein gegenwärtiges Leben muß also eine beständige Uebereinstimmung mit den Gesetzen Gottes und eine ernste Vorbereitung auf das künftige seyn.

Schon längst hat die allgemeine Erfahrung gelehrt, daß Ehrfurcht vor Gott und Hoffnung eines ewig glücklichen Zustandes nach dem Tode sehr viel über des Menschen Herz und Sinne vermögen. Alle Völker haben Proben hievon gegeben. Der Fehler ist nur, daß man diese beiden Gefühle nicht genug geltend macht und sich nicht ihrer ganzen Stärke

bedient. Man treffe, um dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit die Herrschaft über unsere Seele zu verschaffen, nur so viele Anstalten, als Lykurgus, um Liebe zum Vaterland und Streitbarkeit in seinem kleinen Staate zu den Alles bewegenden Triebrädern zu machen; man schaffe nur, nach seinem Beispiel, alle entgegenstehende Begriffe, Maximen und Gewohnheiten ab und richte hingegen Alles nach diesen Grundideen ein, und der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben. Oder sollte es etwa unmöglich seyn, einen Staat nach denselben einzurichten? Wahrlich, wofern die Republik des Lykurgus noch in der blosen Idee existirte, so würde sie jeder Kenner der menschlichen Natur für ungleich schwerer zu bewerkstelligen halten, als eine Republik von Christen!

Was ist eine schöne Seele?

Beispiele malen oft mit einem einzigen Zug unsre Idee besser als leere und schwankende Schulerklärungen. Was ich eine schöne Seele nenne, wüßte ich nicht anschaulicher zu machen, als durch etliche Beispiele aus dem schönen Werke meines Lieblingsautors unter den Alten, aus der Cyropädie des Sokratischen Xenophon.

Das erste gibt mir die junge Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Achtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten. Cyrus hatte mit dem besiegten Könige von Armenien, dem Vater dieses Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Kinder zu geben gedächte. Er wendete sich darauf an Tigranes: „Und wie viel würdest du geben, um deine Gemahlin wieder zu erhalten?" — Man muß aber wissen (sagt Xenophon), daß Tigranes erst seit Kurzem vermählt war und seine junge Gattin aufs zärtlichste liebte. — Ich, sagte der Prinz, ich würde sie eher mit meiner Seele loskaufen, ehe ich zugeben wollte, daß ein so liebenswürdiges Geschöpf dienen sollte. Cyrus fand das Recht eines solchen Liebhabers besser, als das Recht des Siegers, und gab sie ihm auf die edelste Art wieder. Er that noch mehr: er machte den armenischen Fürsten aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freund, schloß einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeldlich auf freien Fuß und schloß die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmahle.

Diese Umstände mußten voraus geschickt werden, um, was nun folgt, verständlich zu machen.

Als die Armenier mit ihren Frauen nach Hause fuhren (so fährt Xenophon fort), machte Cyrus den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der Eine erhob seinen Verstand, der Andere seine Tapferkeit, ein Dritter seine Leutseligkeit, und noch Jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Gestalt. Hier wandte sich Tigranes an seine junge Frau: Sage mir, Liebe, ist dir Cyrus auch so schön vorgekommen? — „Die Wahrheit zu sagen," antwortete sie, „ich habe ihn nicht angesehen." — Und wen sahest du denn an? — „Wen anders hätte ich ansehen können, als den, welcher sagte, daß er seine Seele geben würde, um mich von der Dienstbarkeit loszukaufen," erwiederte die junge Frau. — Diese junge Frau, vorausgesetzt, daß sie fühlte, was sie sagte, war, was ich eine schöne Seele nenne.

An eben dieser Stelle der Cyropädie wird eines Weisen Erwähnung gethan, der ehemals Hofmeister des Prinzen von Armenien gewesen war. Cyrus, der ihn vermißte, fragte den Tigranes nach ihm: — „Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten lassen?" versetzte der Prinz. — Und was hatte er denn Uebels gethan? fragte Cyrus. — „Mein Vater beschuldigte ihn, er verführte mich. Und doch, mein bester Cyrus, war es ein so guter, so rechtschaffener Mann, daß er mich noch unmittelbar vor seinem Tode zu sich bitten ließ, um mich zu beschwören, daß ich seine Hinrichtung meinem Vater verzeihen möchte. Er thut es nicht aus bösem Herzen, sprach er, sondern, weil er nicht weiß, was er thut. Was aber die Menschen aus Unwissenheit sündigen, das nehme ich ihnen so auf, als ob sie es wider Willen thäten." — Wie Schade um einen solchen Mann! rief Cyrus. — Dieser Mann,

meine Freunde, hatte, was ich eine schöne und zugleich eine große Seele nenne.

Noch ein Beispiel aus eben diesem Sokratischen Heldenbuche! Wem sollte wohl Panthea, die reizende und tugendhafte Gemahlin des Königs Abradates von Susiane, unbekannt seyn? Es ist augenscheinlich, daß Xenophons Absicht war, uns in dieser Panthea das Ideal einer an Leib und Seele schönen Frau darzustellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Assyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab sie dem Araspes, einem jungen Krieger, den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgestellt hatte. Sie wurde nach einem festen Bergschlosse gebracht, und Araspes leistete ihr Gesellschaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas Menschliches. Er wurde in die schöne Panthea verliebt, und seine Leidenschaft gewann, nach langem Widerstand, endlich so viel Gewalt über ihn, daß er sich gezwungen fand (sagt Xenophon), sie um etwas anzusprechen, das ihm die schöne Panthea, welche ihren abwesenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abschlagen mußte. Gleichwohl wollte sie bei Cyrus noch keine Klage deßwegen führen, weil sie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte, einen so wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, säumte sie sich nicht, dem Cyrus wissen zu lassen, was für einem unsichern Hüter er sie anvertraut habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück und fand ein Mittel, ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Diese Prinzessin benachrichtigte inzwischen ihren Gemahl von Allem, was er in Rücksicht ihrer dem großmüthigen

Cyrus schuldig war, und rieth ihm, sich je bälder je lieber von der assyrischen Partei loszumachen und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rath seiner Gemahlin, und Panthea genoß das Vergnügen, die Stifterin eines schönen Bundes zu seyn und dem Cyrus sein edles Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwischen diesem Prinzen und dem König Krösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl insgeheim eine prächtige goldne Waffenrüstung machen lassen, und nun, da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhofft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber, daß sie sich ohne Bedenken habe entschließen können, ihr kostbarstes Geschmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als dich, erwiederte ihm Panthea, und womit sollte ich mehr prangen, als wenn dich Jedermann mit meinen Augen ansieht?“ Mit diesen Worten legte sie ihm die schönen Waffen an; aber, wiewohl sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich einer der schönsten Männer war, sah in dieser herrlichen Rüstung so reizend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenophons Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war im Begriff, seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte und mit diesen, der edelsten Spartanerin würdigen Worten Abschied von ihm nahm. „Abradates, sprach sie, wenn jemals ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt,

so weißt du, ob ich eine von diesen Weibern bin. Wozu sollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen besser davon überzeugt zu haben, als durch Alles, was ich jetzt sagen könnte, geschehen würde. Aber, wiewohl ich so für dich gesinnt bin, wie du weißt, so schwör' ich dir doch bei deiner und meiner Liebe, daß ich lieber neben dir, als einem tapfern Mann, von gemeinschaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämest, ehrlos mit einem Ehrlosen leben wollte. So denke ich, und so muß ich denken, wenn ich dich und mich den Besten unter den Sterblichen gleich schätze. Ueberdieß, welchen Dank sind wir nicht dem Cyrus schuldig, der, als das Kriegsglück mich zu seiner Sklavin machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde und mich dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den großmüthigen Mann thun, der so viel für uns gethan hat?"

Wer müßte der gewesen seyn, den eine solche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr schied, um sie vielleicht nie wieder zu sehen, nicht begeistert hätte? Mit Bewunderung und Entzücken legte Abradates seine Hand auf ihr Haupt, sah gen Himmel auf und betete: Laß mich, o großer Oromasdes, durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieser Panthea und der Freund des Cyrus zu seyn! Mit dem letzten Worte entriß er sich ihren Armen, stieg den Wagen hinauf, und die Thür ward hinter ihm zugeschlossen. Panthea, da sie ihn selbst nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen so lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, sie bat, gutes Muthes zu seyn und sich zu entfernen.

Xenophon malt seine Bilder selten aus; es sind nur leichte Umrisse; aber, o! wie viel mehr sind diese Umrisse werth,

als die Gemälde von tausend Andern, und wie stark ist nicht oft die Wirkung eines einzigen Zuges! „In der That, sagt er, machte Abradates und sein Wagen einen schönen Anblick, aber Niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war.“

Abradates kam nicht lebendig aus der Schlacht zurück; aber er hatte sie gewinnen helfen und starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäftigte den Sieger so sehr, daß etliche Tage vorbeigingen, eh' er sich des unglücklichen Fürsten erinnerte. Wo ist Abradates? fragte er endlich. Man sagte ihm, er sey in der Schlacht umgekommen, und seine Gemahlin (setzte einer von den Bedienten hinzu) hat seinen Leichnam aufgesucht und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hierher an das Ufer des Paktols gebracht, und während ihre Kämmerlinge und Sklaven sein Grab graben, sitzt sie auf der Erde, sein Haupt in ihren Knien haltend, nachdem sie sich allen ihren Schmuck abgerissen, um ihn damit auszuschmücken.“

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels; aber, wie er die schöne Unglückliche mit dem Leichnam auf ihrem Schoß auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz; seine Thränen fallen auf die Leiche herab. Du edle und getreue Seele, ruft er, so bist du gegangen, und uns hast du zurückgelassen. Er will ihn mit diesen Worten bei der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen, denn sie war mit einem ägyptischen Säbel vom Arm getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küßte sie und fügte sie wieder an, so gut sie konnte. So ist alles Uebrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich — ich weiß, daß ihm Alles das um meinetwillen widerfuhr. Ich Thörin war es, die ihn anreizte, Alles zu wagen, um sich als deinen Freund

zu beweisen und deine Achtung zu verdienen. Und, o! ich bin gewiß, er dachte nicht, was ihm begegnen könnte, sondern blos, was er thun wollte, um sich dir angenehm zu machen. „Und so gab er, ohn' es zu bereuen, sein Leben hin — und ich — sitze hier neben ihm und athme!"

Cyrus antwortete ihr eine Zeit lang nur mit Thränen. Endlich, da er wieder Worte fand, bemühte er sich, sie durch die einzigen Vorstellungen, die ihre Seele in einem solchen Zustand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er Alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausschmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Bestattung herbei zu schaffen befohlen hatte. Und denke nicht, sagte er, daß du nun verlassen seyest. Ich ehre deine Keuschheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, dir Beweise davon zu geben, und überdieß will ich dich Einem von den Meinigen übergeben, der dich geleiten soll, wohin du selbst verlangst. Sage nur, zu wem du gebracht werden willst.

Sey ruhig, Cyrus, versetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.

Cyrus mußte sie verlassen. Er ging (sagt Xenophon), und ihn jammerte des Weibes, das einen solchen Mann verloren, und des Mannes, der ein so vortreffliches Weib sein genannt hatte und nun nicht mehr sehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen, sich zu entfernen; laßt mich, sprach sie, bis ich mich recht satt über ihm geweint habe. Nur ihre Pflegemutter bat sie zu bleiben. Wenn ich todt bin, sagte sie zu ihr, so hülle ihn und mich in das nämliche Tuch. Die unglückliche Alte fiel ihrer Königin zu Füßen, flehte ihr, keinen solchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte sich die Brust mit einem Dolche, den sie schon lange auf diesen Fall bei sich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz und starb.

Was ist Wahrheit?

Diese Frage ist dadurch, daß sie schon so mannigmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts desto schlechter geworden. Wessen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieser Frage überrascht wird? Schon tausend- und zehntausendmal entschieden, wird sie immer wieder als ein Räthsel aufgeworfen werden und in zehntausendmal tausend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber, so gewiß dieß auch ist, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unsers Gesichtes dadurch zu helfen, daß sie uns vollends blind machen! Das Wahrste von Allem, was jemals wahr genannt wurde, ist: daß mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumgebilden, wovon wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade so viel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit ist, wie alles Gute, etwas Verhältnißmäßiges. Es kann Vieles für die menschliche Gattung wahr seyn, was es für höhere oder niedrigere Wesen nicht ist, und eben so kann etwas von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein anderer mit gleich starker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinstimmung eines Gefühls oder einer Vorstellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der

Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen, und dieser kann eben sowohl bei der wahresten Vorstellung fehlen, als bei der täuschendsten zugegen seyn. Geschieht nicht öfters, was Jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unserer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unserer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen, was möglich oder unmöglich ist; Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben Alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen; bei diesen ist Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens und macht sie eben so geneigt, an Allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, Alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen Jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraussehende, immer raisonnirende Vernunft, was von jeher am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unseres armen

Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von je her ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber, da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden raisonnirt: und dennoch haben unleugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtseyn dessen, was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dieß unleugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zaubrerin, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren; beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte, so bliebe nichts übrig, als ihn stehendes Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt, ja, was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist, daß er gefühlt hat. Das Einzige,

wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eignen Gefühls oder, was eben dasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Daseyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der arabischen Erzählungen, die Herr Galland le Dormeur éveillé betitelt) der Kalife Harun Alraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weise, die Folge hatte, daß Abu-Hassan darüber in Raserei verfiel und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für Empfindung hält, was blose Einbildung ist? wo er einen Gegenstand in dem verfälschenden Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig geschieht es, daß von Zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, Beide betrogen werden; daß, während der Eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der Andere uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundveste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein Jeder an sein eignes Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz, von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuscht werden; aber, solange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl

mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philosophen, die mir a priori beweisen wollten, ich träume oder rase.

Freilich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat, oder wenn er in sehr zusammen gesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge anderer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn Jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Untersuchung ausweicht und immer nur auf sein Gefühl oder unser Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten, wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen oder zwischen unserer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter seyn? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amphiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphysischen und ästhetischen Dingen, das ist, in Sachen, wo das Meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das Billigste, einen Jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, solange er Andere in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das Andere an? Aber freilich, sobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landstraßen herum reitet und

Alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar, daß sie allein schön, und jedes andere Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr Unangenehmes für Leute, die keine Lust haben, sich zu balgen: und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sich's doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Mauleseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete, noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten und genießt ihrer, wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sey. Und sobald ihrer Zwei sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Ariost: während die tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon und lacht über beide.

Ist dieß Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein anderes, das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier, noch da, — sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge,

ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; Jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; Jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, Keiner die nämlichen. —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat oder gesehen zu haben glaubt, und ja nicht böse darüber werden, wenn sich's von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor Allem aber, liebe Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsere Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen und Andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich gibt. — Bescheidenheit würde uns vor dem Einen und vor dem Andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre, wie Nestor, und so weise, wie siebenmal sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum, weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger

von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß, daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehntausend in Dämmerung und zehnmal zehntausend im Dunkeln vor uns liegen, und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen und in ihrem Lichte dieß ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie Jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dieß nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammenlaufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der, in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke, das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben, und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen

überzeugten Dogmatikers für baren Skepticismus halten müßte.

Ein Anderes ist, wenn ein Esel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuversichtlichkeit spricht: Dafür ist aller Respect zu tragen; denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott (dem es gleich viel gelten kann, durch welches Organ er sich hörbar macht), der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sey denn, er könne uns beweisen, daß er sich im Falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angesichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben ist, von Zeit zu Zeit auf seine Füße zu sehen und — bescheiden zu seyn.

Philosophie.

Als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet.

Die Menschen haben gelebt und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben eine Kunst seyn könnte; und nach aller Wahrscheinlichkeit ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst, Fliegen zu fangen (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, versichert, daß es keine so leichte Sache sey, als viele Leute sich einbilden), schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst, zu leben, Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bei Weitem der größte Theil der Menschenkinder ließ sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen, wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Moliere's bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir Alle Athem holen, verdauen, uns auf mancherlei Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daß unter Tausenden nur Einer weiß oder zu wissen verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das Alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Africa, America und den Inseln des Südmeers, weiße und

olivenfarbne, schwarzgelbe und pechschwarze, bärtige und unbärtige, beschnittne und unbeschnittne, tättowirte und nicht tättowirte, mit und ohne Ringe durch die Nase, von den Riesen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudsonsbay u. s. f. — sondern auch selbst von dem größten Theile der Einwohner unsers aufgeklärten Europa's läßt sich mit gutem Fuge behaupten, daß sie von besagter Kunst, zu leben, eben so wenig wissen und sich eben so wenig darum bekümmern, als das leichtsinnige Völkchen in Otaheity oder als die halb erstarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber sind.

Das Wunderbarste bei der Sache ist, daß alle diese Menschen (die, nach einer sehr billigen Berechnung, beinahe das ganze menschliche Geschlecht ausmachen) gleich ihren Voreltern bis auf Adam und Eva — die von wohl besagter schönen Kunst auch nichts wußten — dessen ungeachtet so herzhaft drauf losleben, als ob sie ausgemachte Meister darin wären; ja, daß der größte Theil dieser Pfuscher sich so wohl dabei befindet, daß, in Rücksicht der sämmtlichen wesentlichsten und wichtigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens, nicht leicht einer von den auf- und abgedungenen Meistern und Professoren der Kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

Cicero sagt irgendwo: die Natur sey die beste Führerin des Lebens, welches vermuthlich so viel sagen soll, sie zeige uns am besten, wie wir uns durch dieß Erdenleben durchhelfen können; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse. — Darauf müssen sich nun wohl von jeher die Menschen verlassen haben. Eben diese Natur (dachten sie), die uns athmen, essen und trinken, Hände nnd Füße brauchen lehrt u. s. w., lehrt uns auch unsre Sinne, unser Gedächtniß, unsern Verstand, alle

unsre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch, was sich für uns schickt oder nicht. Es bedarf nur so vieler Aufmerksamkeit, als uns jeder Gegenstand selber abnöthigt, so sehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind ist. Unsre Nase und unsre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viele Umstände. Für alle unsre dringenden Bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die Sache, die wir brauchen, schon da — so haben wir, was vonnöthen ist, sie zu ergreifen und zu genießen; oder wenigstens sind die Materialien dazu da — so haben wir gerade so viel Verstand und Kraft und natürliches Geschick in unsern Gliedmaßen, um sie zu unserm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erste Mal nicht geht, geht beim zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwei Arme nicht, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unsrer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen und werden Meister durch Uebung, ohne zu merken, wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt, als daß wir es, da wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden seyn mit dem, was wir haben, macht uns durch Unwissenheit glücklich und hat uns diese wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbesserer täglich so viel Klagen erheben, blos dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe, unsern Zustand zu bessern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergebe, wie Jenem, der, um sich besser zu befinden, sich zu Tod arzneite und zur Grabschrift erhielt: Per star meglio, sto qui.

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen sind; und in Allem dem ist, wie ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst. Das berühmte Quam multis non egeo! jenes alten Weisen ist die angeborne Philosophie aller Samojeden, Lappen, Eskimos u. s. w., eine Philosophie, worin die Neuholländer oder Neuwalliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkür der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen lassen müssen) es am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches Leben sey ein Austernleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glücklichleben (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklärte Leute vor lauter Menge der Wege, die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theophrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „daß sie dem Menschen so wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehrlicher Kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die Kunst, zu leben, endlich in etwas begriffen habe.“ — Wo hat ein Neu-Holländer jemals eine so unbillige Beschwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden (was bei ihnen nichts Seltnes ist), so hat er just hundert Jahre gelebt und steht von dem Gastmahle der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem Gastmahle, wo die Natur so schlecht zu essen gibt, daß der strengste Candidat der Heiligsprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeigehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als daß Theophrast die Albernheit gesagt habe

die man ihn sagen läßt. Die Leute an seinem Bette verstanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeister lange hinter drein, wollte Sinn draus machen und machte, daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theophrast meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor sechzig oder siebzig Jahren nicht schon so klug gewesen sey, zu sehen, daß er sich die Mühe ersparen könne, das als Kunst und Wissenschaft zu studiren, was ihn die Natur ohne Studium weit besser und sichrer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte, auf sie zu merken. — Nicht die unschuldige Natur, sondern seine eigne Thorheit klagte er an, wie die Meisten es in seinem Falle zu machen pflegen, wiewohl sie es eben so wohl bleiben lassen könnten; denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat, es besser zu machen?

Bei Allem dem ist meine Meinung keinesweges, der wohlgedachten Kunst, zu leben, ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sey im Grunde nichts Anderes als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen ausbilde und zur Vollkommenheit bringe — Wenn die Kunst das ist, und sofern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn sie blos der geschwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kommt, ist sie, wie die Arzneikunst, zuweilen wohlthätig, obgleich eben so ungewiß und oft eben so unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend seyn will, muß die Kunst freilich flicken und stützen, kleistern und quacksalben, so gut sie kann. Oder,

richtiger zu reden, auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind gesorgt, hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äußern und inwendigen Menschen, so daß der Kunst nichts übrig bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den Leidenden! Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat sie noch Kräfte genug, sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamiren. Lebenskraft kann sie nicht geben, wo keine ist.

Es ist schon lange, daß man der Philosophie wegen dieser Aehnlichkeit mit der Arzneikunst den Namen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich scheint diese Qualification geschickter zu seyn, ihr Zutritt zu verschaffen, als wenn sie Anspruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunst leben zu lehren. Denn welcher Mensch, der den freien Gebrauch seiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht, daß er ohne sie leben kann? Sobald sie sich hingegen nur als Arzt anbietet, so wissen die Gesunden, daß sie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inseln der Südsee kennen, wie es scheint, keine Arzneien; aber sie wissen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bei ihnen von selbst, und an den tödtlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind, von einer Seele an und für sich keinen Begriff zu haben, sondern ein Mensch ihnen immer ein Mensch aus einem Stück ist: so wissen sie auch nichts von besondern Seelenkrankheiten; und wenn sie ja zuweilen einen Anstoß dieser Art bekämen, so ist die

Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bei einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur eine Person seyn sollten — als zwei Mächte von verschiednem Interesse behandelt werden, wo (wie bei unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem Alles Sinn und Kraft und Seele oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo Eines auf Unkosten des Andern lebt, das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte, Jedes das Andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen, was Gott zusammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Uebel aufs Höchste gestiegen ist, jene Seelenarzneikunst ihre Hülfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten und entweder purgando, saignando et clysterizando diesem oder jenem Patienten einige Erleichterung — oder wenigstens durch angenehme Opiate etwas betrügliche Ruhe verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, daß sie fähig gewesen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daß ein Volk, wenn es einmal in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, schon zum voraus unwiederbringlich verloren sey. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneien bersten müßte: sondern, weil, sobald man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel schon

zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Philosophie könne als Arzneikunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten, daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen, als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nämlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneikunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sey. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dieß eine Anmaßung, die man beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. Solange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht, sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern, ob Jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder und liest (wie Voltaire's Zadig) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund seyn könne. Es gibt freilich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Uebel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten und können dem großen Haufen der sich wohl Befindenden an ihrem wohl hergebrachten Rechte, gesund zu seyn, keinen Abtrag thun.

Betrachtungen

über

J. J. Rousseau's

ursprünglichen Zustand des Menschen.

1770.

1.

Die Aufschrift über der Pforte des delphischen Tempels:

„Lerne dich selbst kennen!"

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber daß es, wie Rousseau versichert, „wichtiger und schwerer sey, als Alles, was die großen dicken Bücher der Moralisten enthalten," — ist (mit seiner Erlaubniß) nichts gesagt.

Diese Moralisten, von denen Rousseau so wenig zu halten scheint, konnten doch wohl keinen andern Zweck haben, als in ihren großen dicken Büchern den Inhalt dieses nämlichen γνωθι σεαυτον zu entwickeln. — Und daß unter so vielen, welche von Hermes Trismegistus Zeiten bis auf diesen Tag an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben sollte — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesetzt auch, sie hätten sammt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabei verloren: so begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — was uns die delphische Pforte lehrt, nämlich — „daß es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen." — Und was haben wir da gelernt?

Der große Punkt ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht

uns diese Pforte nicht klüger, als der elendeste Commentar, der jemals über die Ethik des Aristoteles geschrieben worden ist.

Der obige Ausspruch unsers Freundes Jean Jaques ist also, wie viel er auch beim ersten Anblick zu sagen scheint, um nichts weiser, als wenn Jemand sagte: der erste Vers des ersten Buchs Mose enthalte unendliche Mal mehr Wahrheit, als die sämmtlichen Werke aller Naturforscher, weil am Ende doch Alles, was uns diese Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein sehr kleiner Theil von dem ist, was Himmel und Erde in sich fassen, und (wie Shakespeare's Hamlet sagt) noch gar viel in beiden ist, wovon sich unsre Philosophen (selbst den neuesten, dem so viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen lassen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Modephilosophen unsrer Zeit schuldig sind, sey es gesagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, die nur so lange etwas Feines oder Großes oder Neues sagen, als die Leser gefällig oder bequem oder unwissend genug sind, sie für das gelten zu lassen, wofür ihr Gepräge sie ausgibt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde, etwas Neues, novum, audax, indictum ore alio, zu sagen, schon oft die feinsten Köpfe sagen gemacht! — Zumal in Zeiten, wie die unsern, da Witz und Beredsamkeit einen Freibrief haben, die gesunde Vernunft zu mißhandeln, wenn es nur auf eine sinnreiche Art geschieht; wo Hippiasse und Karneaden durch rhetorische Taschenspielerkünste die Bewunderung

ihrer Zeitgenossen erschleichen, und neuer Unsinn, in schöne Bilder gekleidet, mit spielenden Gegensätzen verbrämt und mit den Schellen des rednerischen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlichten sokratischen Mantel!

War es die Begierde, zu schimmern, oder war es Laune oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daß es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welchen wir vorhin zu tadeln uns die Freiheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert die Philosophie der alten Gymnosophisten wieder in Achtung bringen zu wollen und, ohne Hoffnung, auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abenteuerlichen Satz zu behaupten: „daß der ursprüngliche Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen sey," — und daß man allen Nationen, unter denen sich (nach seinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören lassen, keinen bessern Rath geben könne, als „in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen sie eine unselige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe."

Man braucht die Schriften dieses sonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäßigen Gabe von Gutherzigkeit gelesen zu haben, um sich gern überreden zu lassen, daß vielleicht niemals ein Schriftsteller von der Güte seiner Absichten und von der Wahrheit seiner Grillen so überzeugt gewesen sey, als Rousseau. Man kann sich nicht erwehren, dem Manne gut zu seyn, der die verhaßten Paradoxen mit einer so aufrichtigen Miene von Wohlmeinenheit vorbringt, — mit einer so ehrlichen Miene die seltsamsten Fehlschüsse macht und uns

aus der Fülle seines Gefühls zuschwört, daß Alles gelb sey, ohne den kleinsten Verdacht zu haben, daß doch wohl vielleicht er selbst mit der Gelbsucht behaftet seyn könnte.

Und, gesetzt auch, der Zusammenhang seiner Grundsätze und der dogmatische Ton, den er, aller seiner Protestationen ungeachtet, aus so vollem Munde anstimmt, könnte einige Zweifel — —

Doch nein! Wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Los aller Sterblichen erfahren und sich auf seinem Wege verirrt hat. Lassen wir die Anmaßung — die Herzen der Schriftsteller aufzureißen, um die geheimen Absichten derselben vor einen unbefugten Richterstuhl hervorzuziehen, lassen wir diese verwegene Anmaßung jener verachtenswürdigen Art von Gleißnern, welche unter dem scheinbaren Vorwande, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtscheuen Absichten an der Vernunft und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe seine Mißgestalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freiheit, zu philosophiren (welche, solange wir nicht mit dem Rousseauischen Menschen in die Wälder, oder, was noch ein wenig schlimmer wäre, solange wir nicht in die Barbarei der Gothen und Vandalen zurückzukehren gedenken, eine der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfahrt ist), muß sich auf Alle erstrecken, welche von Gegenständen, die innerhalb des menschlichen Gesichtskreises liegen, ihre Meinung mit Bescheidenheit sagen, wie seltsam und widersinnig auch immer ihre Meinung scheinen mag. Wie oft ist etwas in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden worden, was anfangs alle Stimmen gegen

sich hatte! — Und auch der Irrthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, gibt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzuforschen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menschliche Geschlecht.

3.

Ein Schauspiel, das die Menschlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite ansieht, — der Anblick der ausschweifendsten Ueppigkeit und zügellosesten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptstädten Europens, in diesem modernen Babylon, — welchem ein Philosoph im siebenten Stockwerke, um seiner liebenswürdigen Narrheiten, um seiner artigen Talente und auf den äußersten Grad verfeinten Künste willen, seine Laster nicht so leicht verzeihen kann, als der Philosoph zu Ferney, wenn er das Glück gehabt hat, wohl zu verdauen, aus seinem kleinen bezauberten Schlosse; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Classe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, dessen Werkzeuge sie sind, spotten; — der traurig machende Anblick eines unterdrückten Volks unter dem besten der Könige: — solche Ansichten — aus einem Dachstübchen betrachtet — sind sehr geschickt, den Betrachtungen eines philosophischen Zuschauers über unsre Verfassungen, Künste und Wissenschaften eine solche Stärke zu geben und ein so schwermüthiges Helldunkel über sie auszubreiten, daß man nichts Anderes nöthig hat, um zu begreifen, wie dieser Philosoph mit einer schwärmerischen Einbildungskraft, einem warmen Herzen und etwas galliger Reizbarkeit auf den Einfall kommen

konnte: „Es würde diesem Volke besser seyn, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben.“

Laßt in diesem Augenblick eine Akademie die Frage aufwerfen: „ob Wissenschaft und Kunst dem menschlichen Geschlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht habe?“ — wird er wohl in einer solchen Gemüthsstimmung Bedenken tragen, Wissenschaften und Künste, die er als Sklavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der sittlichen Verderbniß und Beförderinnen der Unterdrückung ansieht, für die wahre Ursache alles menschlichen Elends zu erklären?

Und, noch voll von den lebhaften Gemälden, in welchen ihm seine Phantasie die Evidenz dieser vermeinten Wahrheit anzuschauen gibt, — wird er nicht, wenn eine andere Akademie seine Galle durch die Frage herausfordert: „welches der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sey, und inwiefern selbige durch das natürliche Gesetz berechtigt werde oder nicht?“ — die Auflösung dieses Problems schon gefunden zu haben glauben und uns mit dem zuversichtlichsten Tone der Ueberzeugung überreden wollen: daß alles Uebel, wovon das menschliche Geschlecht gedrückt wird, blos aus dieser Ungleichheit, als der wahren Büchse der Pandora, hervorgegangen sey, und daß es kein gewisseres Mittel, davon befreit zu werden, gebe, als alle Gewänder und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Polizei, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen und nackend — gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstiche seines Buches — zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Vierfüßigen, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieß nicht die geheime Geschichte des Rousseauischen Systems gewesen seyn?

4.

Dieses vorausgesetzt, scheint es einigermaßen begreiflich zu werden, wie Rousseau auf den Einfall habe kommen können, sich den ursprünglichen Stand der Menschheit als einen solchen zu denken, worin der Mensch von dem übrigen Vieh, außer einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unselige Möglichkeit, aus demselben herauszugehen" — unterschieden gewesen sey.

„Betracht' ich, spricht er, den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, so sehe ich ein Thier, das zwar nicht so stark als einige, nicht so behend als andere, aber, Alles zusammengenommen, doch unter allen am vortheilhaftesten organisirt ist; ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nämlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget." —

Doch nicht gar alle! — Es gibt Augenblicke, — welche ich nicht so natürlich beschreiben möchte, als es der eleganteste Schriftsteller aus dem politen Zeitalter Augusts gethan hat, und die man sogar in London (wo so viel erlaubt ist, was man anderswo für unzulässig halten würde) nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzustellen wagt, wie es Aristophanes zu Athen, dem Sitz der griechischen Urbanität, wagen durfte — Augenblicke — doch wir wollen unsern Schriftsteller selbst davon reden lassen.

„Zu fressen haben (fährt Rousseau fort), schlafen und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat."

Und damit wir uns nicht etwa einbilden, er lebe mit seinem Weibchen und mit seinen Jungen in einer Art von

Familiengesellschaft, wovon wir sogar bei einigen thierischen Gattungen Beispiele sehen; setzt er — nicht ohne den Grotiussen und Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben — hinzu:

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereiniget vorstellen, das hieße den Fehler derjenigen begehen, die, wenn sie über den Stand der Natur raisonniren, die Ideen mit hineinbringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben: da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein Jeder sich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammenthaten, ohne daß die Sprache ein sehr nothwendiger Dolmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen."

Man kann sich leicht einbilden, daß Leute, die so wenig Umstände mit einander machen und der süßen Werke der goldenen Venus auf eine so thierische Art pflegen, nicht sehr zärtliche Eltern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Rousseau's Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts. Und wie sollte er? da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbeigehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäßigen Vätern den Verstand hat, beim Anblick solcher kleiner Geschöpfe die tiefsinnige Betrachtung anzustellen, — „daß er vielleicht durch eine gewisse Operation, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe."

Was die Mutter betrifft, so ist es freilich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht, sich eine Zeit lang mit

ihrem Kinde abzugeben. — „Sie säugt es anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen (spricht Rousseau), hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen des Bedürfnisses des Kindes selbst. Aber, sobald die Kinder groß genug sind, sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlaufen sie sich von der Mutter, und so kommt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen."

Eh' es dahin kommt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herumzuschleppen. — „Wahr ist's (sagt unser Philosoph), wenn die Mutter umkommt, so läuft das Kind Gefahr, mit ihr umzukommen; aber (setzt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind, ihre Nahrung selbst zu suchen."

Der natürliche Mensch des Philosophen Jean Jaques ist also (die verwünschte Vervollkommlichkeit ausgenommen) weder mehr noch weniger, als ein anderes Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Insel Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat.

Der Rousseauische Mensch ist es, dem der Name eines Wilden — den die Spanier den Americanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten gegeben haben — im eigentlichen Verstande zukommt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine körperlichen Bedürfnisse hinaus; das große Schauspiel der Natur ist unvermögend, ihn aus seiner schlafsüchtigen

Dummheit aufzuwecken; in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch das Letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört in der That beinahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber, was Rousseau in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Ursache gegeben, nichts natürlicher zu finden, als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den ursprünglichen Stand ausmacht, — kann ich nicht errathen.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beigetragen, welche sie zum Untergang ihrer Freiheit und Glückseligkeit unter einander getroffen haben."

Was für wunderliche Dinge Witz und Galle einen Philosophen sagen machen können!

5.

Ungeachtet Rousseau sich gleich anfangs erklärt, daß es bei Untersuchung der akademischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Thatsachen ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben und beruft sich daher einige Mal auf die Hottentotten, die Karaiben und die wilden Indier in Nordamerica; wiewohl in der That niemals, wo es auf Befestigung der Hauptsätze seines Systems ankommt. Was hätten sie ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen

kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, eheliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst, und es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß sie erst durch das unmenschliche Verfahren der Kastilianer in eine gewisse Wildheit hinein geschreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Aber, gesetzt auch, die Wildheit aller dieser wirklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wunderliche Dinge erzählt, von den Kyklopen des alten Vater Homers bis zu den Kaliforniern des Vaters Venegas, wäre noch ein wenig größer, als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daß „Menschen zufälliger Weise sehr nahe zu den Thieren herunter sinken können, und daß, wenn es einmal so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluß vieler günstiger Umstände erfordert wird, um die Menschheit wieder bei ihnen herzustellen?“ — und wem ist jemals eingefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bei einer Untersuchung des ursprünglichen Standes der Menschen scheint die Frage, „wo die ersten Menschen hergekommen,“ nicht ganz überflüssig zu seyn. Rousseau hat (wir wissen nicht warum) nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfertigen, daß dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesetzt sey. Denn aus diesem Grunde hätte sich Rousseau seine ganze Untersuchung ersparen können, und überhaupt

bewies man vor neun hundert Jahren aus diesem Grunde, „daß man über gar nichts philosophiren müsse, was der Mühe werth ist.“ — Es ist das nämliche weise Argument, kraft dessen der saracenische Kalif Omar die Bibliotheken zu Alexandria, als diese Hauptstadt Aegyptens in seine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilt haben soll. — Wenn es erlaubt ist, über den ursprünglichen Stand des Menschen zu philosophiren, so muß sich diese Freiheit auch auf seinen Ursprung selbst erstrecken; es ist für Eines so viel Grund als für das Andere.

Gesetzt nun, wir wollten — welches sehr weit von uns entfernt ist — die Gefälligkeit für die alten Priester zu Memphis so weit treiben und alle die Ueberschwemmungen und Ausbrennungen des Erdbodens, von denen sie Nachrichten zu haben vorgaben, für wahr annehmen; ja, gesetzt, wir wollten den Ursprung der Menschen so weit hinaus setzen, als die fabelhaften Japaner, so würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die ersten gewesen wären. Eine Reihe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphysischen Gründen eben so möglich seyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß ist, daß sie, wie sehr viele andere transcendentale Dinge, den Fehler hat, daß sie unvorstellbar ist.

Diese Ersten also, woher kamen sie?

Sind sie aus dem Monde herabgefallen?

Oder, wie Manko-Kapak, der Orpheus der Peruvianer, aus der Sonne herab gestiegen?

Oder, nach der gemeinen Meinung der Alten, aus dem Boden hervor gewachsen?

Oder sind sie, nach der sinnreichen Hypothese des Philosophen Anaximander, aus einer Art von Fischen hervor gekrochen?

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lucrez uns glauben machen will, erst eine Menge Versuche machen müssen, bis es ihr endlich gelungen, einen vollständigen Menschen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manko-Kapak, Demokritus, Anaximander, Lucrez, und wie ihr alle heißt, es möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu untersuchen, welcher von euch die lächerlichste Meinung habe; — aber, was ihr Alle zugeben müßt, ist: „daß nur derjenige den Namen des ersten Menschen verdienen kann, welcher — der erste Mensch war; das ist, bei dem sich zuerst die vollständige Anlage Alles dessen befunden, was den wesentlichen Unterschied unserer Gattung von den übrigen Geschöpfen ausmacht.“ Und wenn wir einmal so weit einig sind, so werden wir, denke ich, kein Orakel entscheiden lassen müssen: „ob die Natur (wenn anders Verstand und Absicht in ihren Wirkungen ist) nicht wenigstens ein Paar solcher Menschen, welches die Gattung zu vermehren geschickt war, habe hervorbringen müssen?“

Nun läßt sich wohl nichts Anderes denken, als daß der erste Zustand dieser Protoplasten, wie vollkommen wir auch ihre Organisation voraussetzen, wenig besser als eine Art von Kindheit seyn konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angeborne Kenntnisse leihen wollten, wozu wenigstens die blose Vernunft ihre Stimme nicht gibt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verschlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten sie ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um sich aus der ersten Betäubung so vieler auf sie zusammen drängender Eindrücke zu erholen. Allein Aufmerksamkeit und Uebung mußten sie bald den Gebrauch ihres Körpers und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens bestimmt schienen,

kennen lehren, und es brauchte — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erschaffen wollen, welche in der Natur nirgends sind — weder Jahrtausende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Rousseau ist nicht dieser Meinung. Er sieht den Uebergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policirung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unübersteiglichen Schwierigkeiten umgeben ist. Er kann nicht begreifen, wie ein Mensch zuerst habe auf den Einfall kommen können, ein Weibchen für sich selbst zu behalten, eine Hütte für sie zurechte zu machen und der Vater von seinen Kindern zu seyn? — Oder wie etliche Menschen auf den Gedanken hätten gerathen können, Gesellschaft mit einander zu machen und anders, als nach Verfluß vieler tausend Jahre, eine so tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, als diese ist: daß vier Arme mehr vermögen als zwei, und vier und zwanzig mehr als vier. In diesem Stücke scheint es ihm (ohne Vergleichung) wie dem berühmten Sultan Schach-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichsten Sachen zu erstaunen pflegte und nichts so gut begreifen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beispiel, daß Witz und Dummheit auf ihrem äußersten Grade einerlei Wirkung thun.

Rousseau hätte vieler Bemühung des Geistes bei dieser Gelegenheit überhoben seyn können; denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypothese zieht? — Die Hypothese selbst ist es, was wir ihm geradezu wegleugnen. Ganz gewiß würde das wilde, ungesellige,

dumme, Eicheln fressende Thier, daß er seinen Menschen nennt, in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons ist. Wer wollte sich die Mühe geben, einen solchen Satz erst durch tiefsinnige Erörterungen zu beweisen? Das heißt die Gründe weitläufig aus einander setzen, warum, vermöge der Gesetze der Mechanik, ein Gichtbrüchiger schwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die schönen Antithesen, die er bei dieser Gelegenheit spielen läßt!

Doch, wir wollen ihm nicht Unrecht thun: es ist sein ganzer Ernst; er sieht alle diese ungeheuren Schwierigkeiten wirklich, von denen er spricht, und sie müssen wohl gewiß entsetzlich in seinen Augen seyn, weil sie ihn beinahe dahin bringen, seine Zuflucht zu einem Deus ex machina zu nehmen. Gleichwohl würden alle diese Phantome auf einmal verschwunden seyn, wenn er nur diese zwei Sätze, die einfachsten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„Daß die Menschen, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Anfang an in Gesellschaft lebten — und von allen Seiten mit natürlichen Mitteln umgeben sind, die ihnen die Entwicklung ihrer Anlagen erleichtern helfen.“

8.

Man könnte übrigens unserem Philosophen den Satz: „daß, der Vervollkommlichkeit ungeachtet, die meisten Fähigkeiten des Menschen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können,“ eingestehen, ohne daß seine Hypothese viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge psychologischer

Erscheinungen erklärt — die daher rührende Begnügsamkeit an jedem leidlichen Zustande, in welchem dieser Trägheit am wenigsten Gewalt geschieht, und die durch beides verdoppelte Macht der Gewohnheit lassen uns leicht begreifen, wie ein Volk (zumal in einem Erdstriche, dessen Beschaffenheit die Wirkung dieser Ursachen noch verstärkt) Jahrtausende durch, wofern es sich selbst überlassen bleibt, in einem sehr unvollkommnen Zustande beharren könne.

Sittliche und politische Ursachen hemmen in Sina den Fortschritt der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuren und in einigen Stücken sehr gut policirten Reiche noch immer in der Kindheit befinden. — Physische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrornen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daß Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seehundsfellen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für viehisch zu erklären.

Aber mit der Geselligkeit, diesem wesentlichen Zuge der Menschheit, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurück gehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben und einen andern Menschen zu erblicken, um die süße Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines Gleichen zieht.

Und etwa nur zu seines Gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle jener aus Bewunderung,

Freude und Dankbarkeit gemischten Gefühle, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Hang der ältesten Menschen, Allem in der Natur eine Seele zu geben und sich einzubilden, daß Alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden (sagt der größte Kenner des menschlichen Herzens, der mir bekannt ist) mit dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba reisen kann und ausrufen: Alles ist öde! — Ich erkläre, sagte ich, indem ich meine Hände mit einer zärtlichen Bewegung zusammen schlug, daß ich auch in einer Wüste etwas ausfindig machen wollte, über welches ich meine Zuneigung ergießen könnte. — Könnt' ich nichts Bessers thun, so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrte heften oder mir irgend eine melancholische Cypresse aussuchen, um eine Art von Freundschaft mit ihr zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten liebkosen und sie zärtlich um ihrem Schutz begrüßen. — Ich wollte meinen Namen in sie schneiden und schwören, sie wären die liebenswürdigsten Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr Laub, so würd' ich mit ihnen trauern und mich mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aussehen mich beredete, daß sie sich freueten."

Stellen wir uns einen Menschen vor, der, aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel oder eine Maus oder, in Ermangelung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? — daß

diese Spinne nach und nach in seinen Augen so schön werden könnte, als die reizendste toscanische Amaryllis in den Augen ihres Platonischen Schäfers; daß er sie auf seinem Teller essen lassen, daß er ganze Tage mit ihr spielen, daß er sich, durch die anhaltendste Aufmerksamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinsten Bewegungen interessiren, bei der mindesten Gefahr für ihr Leben zittern und, wenn er unglücklich genug wäre, sie zu verlieren, sie mit heißen Thränen beweinen und über ihren Verlust eben so untröstbar seyn würde, als er in andern Umständen über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre?

Ich erinnere mich, ehemals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lausun gelesen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Bastille, des Donjon von Vincennes, des Königsteins und anderer Einsiedeleien dieser Art erfahren zu seyn Gelegenheit haben, ähnliche Beispiele zu erzählen haben werden.

Man würde vergeblich einwenden, daß sich von einzelnen Beispielen nicht auf die menschliche Natur überhaupt schließen lasse. Denn Alles, was wir seit etlichen tausend Jahren aus gemeiner Erfahrung von unserer Gattung wissen, nöthigt uns, den Trieb der Geselligkeit und das Verlangen nach Gegenständen, denen wir uns mittheilen können, für ein wesentliches Stück der Menschheit zu halten. Die Ausnahmen sind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Milzsucht oder irgend einem andern innerlichen Beruf sich freiwillig der menschlichen Gesellschaft begeben haben.

Und, wie wenig es auch dieser kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich sey, den geselligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiset die Geschichte der alten Thebaischen und

anderer Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn Alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem Teufel pflegten, daß sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich: so haben diejenigen, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur hinein getragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Rousseau in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Uebergang in einen entgegen gesetzten, sondern ein bloser Fortgang in dem nämlichen Stande; ein Fortgang, dessen Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bei den Völkerschaften, wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsere Einwendungen helfen, „wenn (wie Rousseau sehr wahrscheinlich findet) es wirklich eine Art von Menschen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten und sich, mit einem Worte, noch dermalen in dem ersten Stande der Natur befänden?"

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdigen Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern

von Majomba in der der africanischen Provinz Loango und im Königreiche Kongo, welches, nach Dappers Bericht, voll von Waldmenschen ist, — die allem Ansehen nach die nämliche Art von Geschöpfen sind, welche in Africa überhaupt Pongo's oder Quojas-Morro's und in Ostindien Orang-Utang genannt werden.

Diese Geschöpfe sind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Größe eines Menschen, aber viel dicker und so stark, „daß zehen Neger nicht genug wären, um einen davon lebendig zu fangen." Sie gehen auf zwei Beinen, bedienen sich der Hände wie wir, sind proportionirlich gestaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit schwarzen Haaren bedeckt. Ihre Gesichtsbildung ist von der Neger ihrer nicht gar sehr verschieden, außer „daß ihnen die Augen tief im Kopfe liegen, und daß ihre Miene etwas Wildes und Gräßliches hat." Ihre Weibchen haben eine volle Brust, wiewohl nicht völlig so gewölbt — und vermuthlich auch nicht völlig so weiß, als die schönen Ober-Walliserinnen, deren unschuldige Dienstfertigkeit dem Philosophen St. Preux so beschwerlich war.

Diese Thiere sind sehr böse, wenn man ihnen zu nahe kommt, und so launisch, daß sie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Gesicht sieht. Indessen sind sie doch große Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Neger, — (ein Umstand, aus welchem Rousseau hätte folgern können, daß sie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigenen Weibchen muß doch wohl jede Negerin eine Venus seyn) — und die besagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über diesen Artikel von ihnen. Man sieht sie truppenweise in den Wäldern ziehen, und dann sind die reisenden Schwarzen des Lebens nicht vor

ihnen sicher, ob sie gleich keine andre Waffen führen als ihre Fäuste oder einen Prügel. — Sie fressen kein Fleisch, sondern nähren sich (wie alle andre Affen) blos von Früchten und wilden Nüssen. Sie pflegen sich um die Feuer, welche die Neger, wenn sie durch die Wälder reisen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu versammeln und gehen nicht eher vom Platze, bis das Feuer erloschen ist, „ohne den Verstand zu haben (sagt Battel), Holz oder Reiser herbei zu tragen, um es zu unterhalten."

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, die in Sierra Leona den Namen Barry's führen. Die Barry's lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwei Beinen gehen und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen und den Bratspieß zu wenden. Die Neger lassen sich nicht ausreden, daß diese Paviane so gut reden könnten als sie selbst, wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich sehe nicht, warum Rousseau, der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die ungeselligen Pongo's auszudehnen, diese ehrlichen Barry's vorbei geht, welche doch in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen. — Aber ist es etwa gerade diese störrische Ungeselligkeit der Pongo's — wodurch sie so gut in seine Hypothese passen — was ihn zu dieser parteilichen Vorliebe verleitet hat?

Was hindert uns übrigens, aus ähnlichen Gründen auch die großen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in seiner Reise nach den canarischen Inseln spricht, den Rousseauischen Menschen beizugesellen? Sie thun sich truppenweise

zusammen, wenn sie auf die Nahrung ausgehen, und unterdessen, daß die übrigen Beute machen, steht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nämliche Weise auf dem Rücken, wie die Negerweiber die ihrigen, und bezeigen eine Zärtlichkeit für sie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewissen Kräutern, welche sie erst kauen und dann auf die Wunde legen.

Wer weiß, wie viel andere Züge von Witz, Empfindung, Geselligkeit und Vervollkommlichkeit an diesen Geschöpfen noch zu entdecken wären, wenn sie — von Leuten, welche Alles sehen, was sie sehen wollen — von Philosophen beobachtet würden!

Doch Rousseau scheint sich zu begnügen, einen neuen Zweig des menschlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Indessen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns diese Ehre erweiset, Vieles (wo nicht das Ganze) von ihrer Stärke verlieren, sobald man das Interesse nicht dabei hat, das den Erfinder einer neuen Hypothese begierig macht, Erscheinungen zu Bestätigung derselben aufzutreiben.

„Die Nachrichten (spricht er), welche Battel, Purchaß und Dapper von ihnen geben, beweisen, daß diese Herren keine gute Beobachter waren; sie machen falsche Schlüsse; man merkt, daß ihnen gar nicht in den Sinn gekommen ist, daß diese edeln Geschöpfe etwas Besseres als Affen seyn könnten."

Alles wahr; aber was gewinnen die Pongo's dabei?

„Unsere Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe, welche von den Alten unter dem Namen der Satyrn und Faunen für

Götter gehalten wurden, zu Thieren herab zu würdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind: — „denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte."

Es gebe ein gutes Mittel, meint er, wodurch auch die dümmsten Beobachter sich bis zur völligen Gewißheit überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und seine Brüder zur menschlichen Gattung gehörten oder nicht.

Was für ein Mittel mag das seyn? — Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt, sich hierüber deutlich zu erklären; — eine Bedenklichkeit, die an einen Cyniker, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben scheinen möchte; — indessen gibt er doch hinlänglich zu verstehen, daß man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müßte, um zu sehen, was daraus würde.

Der Gedanke ist der einfachste von der Welt, und wir bedauern nur, daß er (wie Rousseau selbst bemerkt) nicht ausführbar ist; — wo nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unserm Philosophen hier aufstößt, doch gewiß des höchst beschwerlichen Umstands wegen, weil diese Pongo's, seine Schutzverwandten, die brutalste Art von Liebhabern sind, die man sich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Neger hätte sich der Fall, den Rousseau andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerin, die in ihre Hände fiel, mit dem Leben davon gekommen. — Und so dürfte freilich der Vorschlag einer Colonie nicht ins Werk zu setzen seyn.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen im Stande seyn werde, den Pavianen in Loango, Kongo, Borneo und Java Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, glaubt Rousseau wenigstens eben so viel Grund zu haben, sich über

diesen Artikel an den Capuziner Merolla, „einen gelehrten Religiosen, welcher in dieser Sache ein Augenzeuge und bei aller seiner Natureinfalt dennoch ein Mann von feinem Verstande gewesen sey,“ — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß und andere Zusammenstoppler.

Und was sagt denn Pater Merolla, auf dessen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla sagt: die Schwarzen fingen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber.

Das ist Alles, was ihn Rousseau sagen läßt, und das ist wenig. Er hätte hinzu setzen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewissen Leonard gehört, ein gewisser Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem portugiesischen Statthalter zu Loanda ein Geschenk gemacht habe; — und das ist auch nicht viel mehr als nichts. Alles, was wir zur Sache Dienliches daraus nehmen können, ist: „daß die Einwohner zu Borneo und die Neger eine gewisse Art von Affen wilde Männer nennen;“ — und dieß sagen zehn andere Reisebeschreiber (Batteln, Dappern und Purchassen mit eingerechnet) auch.

Ich würde mich bei dieser Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein stärkeres Beispiel wüßte, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypothese thun kann.“

Rousseau glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Existenz seines wilden Menschen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in seiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidischen weit hinter sich zurück läßt und beinahe noch wunderbarer ist, als die Erhebung eines Affen in den Menschenstand. Merolla, der abergläubigste und einfältigste Mann, der vielleicht jemals einen spitzigen Capuz getragen hat, wird auf einmal ein gelehrter Mann

und — fidem vostram, Quirites! — ein homme d'esprit. Ein sehr entscheidendes Beispiel wird diejenigen, welche sich überwinden können, die nachstehende Erzählung zu lesen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'esprit der ehrliche Merolla war.

Ein gewisser sogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Missionarien in dem africanischen Königreiche Kongo, hatte nach dem Absterben des Königs Don Alvarez einen von den Thronprätendenten, Namens Simantamba, unter betrüglichem Versprechen, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben und ihm zur Krone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem größten Theile seines Gefolges ermorden lassen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieser brachte gleichfalls ein großes Heer auf (sagt Merolla, der damals in Kongo war) und ging gerade auf seines Gegners Hauptstadt los. Er fand sie leer; alle Einwohner waren davon gelaufen. Seinen Soldaten blieb also kein anderes Mittel übrig, den Feinden Abbruch zu thun, als Alles aufzuessen, was sie zurück gelassen hatten. Unter Anderm bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich großen Hahns, der einen starken eisernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieser Ring kam einem von den Klügsten (sagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er versicherte seine Cameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute versicherten ihn, daß sie den Hahn essen würden, und wenn er den Teufel zehnmal im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt und in einem großen Topfe so lange gekocht, bis er fast sehr zersotten war. Hierauf schütteten sie ihn in eine Schüssel, sprachen ihr Tischgebet (denn es waren so gute Christen, als es die neu bekehrten

Neger gewöhnlich zu seyn pflegen) und setzten sich heißhungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schlüssel greifen wollten, siehe! da fingen die gesottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüssel herauszusteigen und sich wieder so gut zusammenzufügen, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Kurz, der Hahn stand in wenig Augenblicken wieder frisch und gesund auf seinen Füßen, ging etliche Mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreimal mit den Flügeln, machte ein entsetzliches Getöse — und verschwand. — Ob mit Hinterlassung des gewöhnlichen Wahrzeichens, hat der ehrwürdige Capuziner vergessen zu berichten. — „Jedermann (setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Einfalt und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) kann sich leicht einbilden, was für ein Schrecken die Anwesenden bei diesem Anblick überfallen mußte, welche unter tausend Ave Maria vom Platze liefen und den meisten Umständen dieser schrecklichen Begebenheit nur von ferne zusahen. Sie schrieben ihre Erhaltung lediglich dem Gebete zu, das sie vor Tische gesprochen hatten, sonst wären sie gewiß Alle umgekommen oder vom Teufel besessen worden.“ So viel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten! einen homme d'esprit!

10.

Man könnte sich wundern, warum Rousseau — welchem aus einer kleinen Parteilichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse und Vermuthungen, die seiner guten Meinung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, —

einen Umstand von der größten Wichtigkeit vorbeigegangen, den er in dem nämlichen Buche, woraus er seine Nachrichten zog, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz anderer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser Zeuge ist Franz Moore, Factor der kön. africanischen Gesellschaft in England, ein Mann von schätzbarem Charakter, dessen Nachrichten überdieß die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der sogenannte wilde Mann angetroffen wird.

Er erzählt, als er den 6. April 1735 unweit der Factorei zu Joar spazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich gesehen und mit Haaren eines Zoll lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Neger darüber befragt und von ihnen vernommen, „es wäre der Fuß von einem Thiere, welches sie in ihrer Sprache den wilden Mann nenneten; es gäbe deren viele in diesem Lande (nämlich um den Fluß Gambra), sie würden aber selten gefunden; sie wären so schlank als ein Mensch, gingen eben so wie wir auf zwei Beinen und bedienten sich einer Art von Sprache."

Dieses Letzte wäre, wofern es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über unsre Verwandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig ließe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was diese ihm sagten (vermuthlich Alles, was sie ihm davon sagen konnten), ist zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daß die Schwarzen in Sierra Leona von den Barry's das Nämliche glaubten; und

es wird, wenn man alle Nachrichten zusammenstellt, sehr wahrscheinlich, daß diese Barry's zu eben derselben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongo's und die zu Borneo Orang=Utang nennen. Die Sprache, welche die Neger diesen Affen zuschreiben, scheint sich mehr auf Schlüsse als auf Beobachtungen zu gründen; und so gern wir besagten Negern glauben wollen, wenn sie von dem reden, was sie sehen oder hören (insofern es nur einiger Maßen glaublich ist), so billig ist das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüsse setzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen diesen verworrenen und zu Festsetzung eines sichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugnissen haben mag, so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugsamer moralischer Gewißheit behaupten zu können: „daß diese menschenähnlichen Affen keine wilde Menschen sind.“ Wären sie es, warum sollten sie sich nicht schon längst zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum sollte ein junger Orang=Utang, dergleichen schon einige gefangen worden sind, unter policirten Menschen nicht eben die Fortschritte machen, die ein junger Karaib oder Hottentotte macht, wenn er auf europäische Art erzogen wird?

Doch genug und vielleicht schon zu viel von Hypothesen, welche man an jedem minder ernsthaften Manne, als Rousseau ist, für Ironie halten müßte!

11.

Die Thorheit des Philosophen Jean Jaques, so wenig Ehre sie der Menschheit macht, ist doch am Ende weiter

nichts als lächerlich; aber diejenige, welche uns Swift in Gullivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig.

Die Freunde dieses außerordentlichen Mannes — vor dessen Genius sich der meinige so tief bückt, daß ich es kaum wage, ihn zu tadeln, so sehr er's auch in diesem Stücke verdient — möchten seine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß sie uns bereden wollen, sie für eine satirische Erfindung zu halten, wodurch er blos die Häßlichkeit des Lasters und die wichtige moralische Wahrheit, daß der Mensch dadurch unter das Vieh herabgesetzt werde, in das helleste Licht habe setzen wollen.

Aber Niemand, der den dritten Theil der Reisen Gullivers mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich eine Sache überreden lassen, welcher der Augenschein auf allen Blättern widerspricht.

Swift, dessen eingewurzelter Menschenhaß außerdem durch so viele eigne Geständnisse in seinen vertrauten Briefen nur allzuwohl bestätiget ist, scheint nichts Angelegeneres gehabt zu haben, als seinen Lesern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu lassen, ob die besagte Erfindung aus einem andern Geiste geflossen seyn könnte, als dem Haß der menschlichen Natur — einer so unnatürlichen Leidenschaft an einem Menschen, daß Swift vermuthlich, so wie er der Erste ist, der Einzige bleiben wird, der diesen abscheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieser, nicht mit der zufälligen Verderbniß derselben, hat er es zu thun. Seine Yahoos sind von Natur die übelartigsten, boshaftesten und unfläthigsten von allen Thieren; und diese Yahoos sind ihm gerade das, was Rousseau natürliche oder wilde Menschen heißt. Unser ganzer Vorzug vor ihnen besteht, nach ihm, blos darin, daß wir uns durch Kunst und

mit der Länge der Zeit einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unsre natürlichen Untugenden zu vergrößern und sie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat.

Rousseau ist also, in Vergleichung mit Swift, noch sehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Der Rousseauische Mensch ist von Natur ein harmloses, gutartiges Thier, wenigstens so gutartig als irgend ein anderes von der grasfressenden Art; die Gesellschaft allein ist die Quelle seiner Verderbnisse. Der Swiftische Yahoo hingegen ist das abscheulichste unter allen Ungeheuern, von Natur und durch Kunst; die letztere vergrößert seine angeborne Häßlichkeit, indem sie dieselbe schminken will. Rousseau formirt seinen Wilden, indem er so lange von einem Menschen herunterschnitzelt, bis nichts übrig bleibt, als das Thier; Swift seinen Yahoo, indem er dem Menschen alles Schöne abstreift, alles Gute bis auf die zartesten Fasern aus seinem Herzen herausreißt und aus allen möglichen Lastern und Häßlichkeiten, welche er von den verdorbensten unsrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern seltne Erscheinungen gewesen sind) abgezogen hat, ein Ungeheuer zusammensetzt, dessen Daseyn, wenn es erwiesen werden könnte, ein unüberwindlicher Einwurf gegen das Daseyn Gottes wäre. Rousseau will uns überreden, zu den Thieren in den Wald zu gehen, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Scheusalen, deren sich die Natur schämt, die der Abscheu der ganzen Schöpfung sind, die sich selbst eines in dem andern verabscheuen; und wenn er eine menschenfreundliche Absicht dabei gehabt hat, nun, wahrhaftig!

so hat er ein Mittel dazu gewählt, wobei es unmöglich war, seinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch es kann keine Frage seyn, was seine Absicht war. Seine Galle, seinen von vielen Jahren her gesammelten Haß gegen seine Landsleute und besonders gegen die Hofpartei unter Georg dem Ersten auszulassen und sich auf einmal für tausend wirkliche und eingebildete Beleidigungen zu rächen, das war seine Absicht; aber nur ein so hartes Herz, wie das seinige, war fähig, diese Rache an der menschlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicher Weise für ihn selbst hat er dieser unwürdigen Leidenschaft nicht Genüge thun können, ohne seinem eigenen Nachruhm mit dem nämlichen Streiche, den er auf seine ganze Gattung führt, eine tödtliche Wunde beizubringen. Er mußte ungerecht gegen seine Mitmenschen und ein Lästerer gegen die Natur werden, um ein Geschöpf, an welchem, bei allen seinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne so viel Liebenswürdiges sieht, zu einem so gräßlichen Mittelding von Affe und Teufel umzuschaffen. Er mußte erst alle Proportionen der menschlichen Form zerstören, alle ihre Züge und Lineamente verzerren, alle die feinen Schattirungen verwischen, durch welche die Natur unsre Vollkommenheiten und unsre Mängel, wie ein geschickter Colorist abstechende Farben, in einander verblendet und durch tausend fast unmerkliche Mischungen im Ganzen die reizendste Harmonie zuwege bringt; mit einem Wort, er mußte das schönste Werk der Natur, um einen Yahoo daraus zu machen, verstümmeln, zerkratzen, übersudeln; — und wie hätte er sein Genie, seinen Witz, seine Kenntnisse, welche vielleicht noch kein Schriftsteller in solchem Grade beisammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn seine

Absicht gewesen wäre, sich selbst mitten unter dem menschlichen Geschlecht eine unzerstörbare Schandsäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des berühmten Genfer Bürgers der mindesten Zweideutigkeit unterworfen wäre; so könnte man sich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftische Absicht dabei gehabt, da er seinen primitiven Menschen in den Pongo's von Majomba und Kongo gefunden zu haben glaubt. Denn in der That, wenn etwas in der Natur ist, das dem Menschenhasser Gulliver eine Idee zu seinen Yahoos geben konnte, so müßten es die Paviane seyn, von deren Brutalität die Reisebeschreiber aus dem Munde der Neger Beispiele erzählen, welche sie dieses Namens würdig machen. — Aber der ganze Zusammenhang der Rousseauischen Theorie beweiset, daß er keinen solchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftischen Huyhuhnms und Yahoos einzulassen, um dadurch zu beweisen, wie sehr er sich durch beide an der menschlichen Natur versündiget habe, würde eine wahre Beleidigung der letztern seyn.

Es bedarf keines mühsamen Beweises gegen Rousseau, daß die Wilden in Neuholland nur Embryonen von Menschen sind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu bestimmt ist, ewig Embryo zu bleiben: aber es bedarf noch weniger eines Beweises, daß Homer seine Helden, Plutarch seine großen Männer, Xenophon seinen Sokrates, seinen Cyrus und seine Panthea — und die Phidias, Alkamenes und Apelles der Griechen ihren Apollo, ihre Venus, ihre Grazien von keinen Yahoos abcopirt haben.

Indessen schien uns doch das Unrecht, welches zwei so berühmte Misanthropen — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, diese Rüge um so mehr zu verdienen, da das Beispiel solcher Männer, theils durch Ansteckung, theils durch die natürliche Wirkung ihres Ansehens, die ohnehin nur zu große Anzahl der Schriftsteller zu vermehren droht, die sich ohne Bedenken an der menschlichen Natur versündigen, indem sie den Menschen bald übermäßig erhöhen, bald unter sich selbst erniedrigen.

Wenn wir die Natur nicht beschuldigen wollen, daß ihr gerade dasjenige von allen ihren Werken, worauf sie selbst den größten Werth gelegt zu haben scheint, mißlungen sey, so haben wir gewiß keine Ursache, uns verdrießen zu lassen, daß wir weder Pongo's, noch platonische Ideen, weder arkadische Schäfer, noch stoische Weisen, weder Feenhelden, noch Engel, noch Huyhnhnms, sondern — Menschen sind. Aber desto größere Ursache haben wir, gegen Alle und Jede auf unsrer Hut zu seyn, die uns zu etwas Schlechterm als Menschen, ja sogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns, aus Hinterlist oder mißverstandener guter Meinung, zu etwas Bessern machen wollen.

Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiß auch recht daran gethan, daß sie uns gerade so machte, wie wir sind; und, wahrlich! es ist nicht ihre Schuld, wenn gewisse Leute, aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, tausend Schönheiten an der menschlichen Natur überschielen oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler ansehen.

Uns däucht, man sollte die menschliche Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen lange beobachtet und sehr fleißig, nicht in Systemen oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studirt haben, ehe man sich anmaßen darf, ihre Auswüchse und üppigen Schößlinge abschneiden und zuverlässig bestimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit bestehe.

Verstümmelungen sind keine Verbesserungen, gothische Zierrathen keine Verschönerungen, — und eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und die wahren Proportionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, verstößt eben so gröblich gegen die allgemeinen Gesetze des Schönen, als die Vertugaden, Wülste und Halskragen des sechzehnten Jahrhunderts, die der Gestalt einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß sie der Tugend (deren Bollwerke sie vielleicht seyn sollten) zu sonderlichem Schutze dienen konnten.

Die Fehler der menschlichen Natur sind großen Theils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben. Sie hat auch liebenswürdige Schwachheiten, die man ihr lassen muß, weil sie dazu dienen können, gewissen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann.

Alle Verderbnisse der Menschheit scheinen mir aus zwei Hauptwurzeln zu entspringen, der Unterdrückung und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränkesucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerei, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt.

Die Verderbnisse von der zweiten Classe würden von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung, vorgebauet würde. Aber ungereimt ist es, einigen dauerhaften Nutzen von den Maßnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen einzelnen Zweig der sittlichen Verderbniß besonders nimmt, solange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift oder angreifen darf; das ist, solange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, in welche die Tyrannei des Aberglaubens und willkürlich ausgeübter Staatsgewalt in gewissen Jahrhunderten und in gewissen Strichen des Erdbodens sie geschmiedet hat.

Bis dahin scheint Alles, was die Philosophie — es sey nun auf einem Thron oder auf einem Lehrstuhl, aus dem Cabinet eines Ministers oder eines Schriftstellers, — zum Besten des menschlichen Geschlechtes oder eines jeden Volkes, welches noch (mehr oder weniger) die Ketten des Aberglaubens und der willkürlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln (welche das Uebel meistens nur so lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen zu bestehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbesserung näher gebracht werden.

Diese gründliche Verbesserung scheint bei einem jedem Volke, das in der Ausbildung schon so weit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fähig zu seyn, demjenigen aufbehalten zu seyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesetzgebung und Staatsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind; durch welche

die möglichste Freiheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat, als das Beste des gemeinen Wesens; wo die verschiedenen Stände und Classen zu ihrer Bestimmung durch die zweckmäßigsten Institute gebildet werden, und die Gesetze nicht als Gesetze, sondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun; wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenstaate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen, und dem Laster so gut vorgebauet ist, daß die Gerechtigkeit nur selten strafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunst, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig und nicht blos der Antheil einer kleinen Anzahl privilegirter Glücklichen ist; mit einem Worte, wo dieser letzte Wunsch eines jeden Menschenfreundes, öffentliche Glückseligkeit, nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht: — — eine Gesetzgebung und Staatsverfassung, deren Möglichkeit nur solche leugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt sind, zu ihrer Bewerkstelligung mitzuwirken.

Talia saecla, suis dixerunt, currite, fusis,
Concordes stabili fatorum numine Parcae.

Aber, dieses Befehles der Parcen an ihre Spindeln ungeachtet, schmeichle man sich nicht, diese goldnen Zeiten durch einen plötzlichen Fall vom Himmel oder, wie man in den Schulen spricht, durch einen Sprung ankommen zu sehen. Wahr ist's, der Anfang der Zubereitungen dazu ist

seit dem fünfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in den verflossenen dreihundert Jahren mancher Schritt auf diesem Wege gethan worden; aber wir werden die Füße im Fortschreiten etwas weiter auseinander setzen müssen, wenn wir vor dem nächsten platonischen Jahre beim Ziele zu seyn wünschen. Jede Pause wirft uns um etliche Schritte zurück; — was Niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem schwer bepackten und schlecht bespannten Wagen einen steilen Berg hinaufgefahren ist.

Alles müßte mich betrügen, oder diese Sätze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen ist, und welche (wie ich nicht zu leugnen begehre) entweder der Kern oder der Zweck oder der Schlüssel von — oder zu allen meinen Werken, Rhapsodien, Geschichten und Mährchen in Prose und Versen sind — dürften wohl noch nicht so allgemein erkannt und angenommen seyn, daß es überflüssig wäre, wenn sich Alle, an welchen der fromme Wunsch der juvenalischen Amme —

Sapere et fari quod sentias,

erfüllt worden ist, mit uns vereinigten, nicht müde zu werden, sie in Prose und Versen, in Scherz und Ernst, in beweisender oder überredender Form so lange vorzutragen, zu entwickeln und einzuschärfen — bis sie endlich über lang oder kurz ihre wohlthätige Wirkung thun werden.

Ueber die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen

Versuche

den wahren Stand

der

Natur des Menschen

zu entdecken.

Nebst einem Traumgespräch mit Prometheus.

1770.

1.

Ich habe mir seit vielen Jahren (ohne Ruhm zu melden) einige Mühe gegeben, diese sonderbare Art von Menschenkindern, die man (seit der Aufwartung, welche Pythagoras bei einem kleinen Fürsten der Phliasier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand schwerlich zu kennen die Ehre hätten) Philosophen, zu deutsch Weisheitsliebhaber nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiße zu studiren; und ich schmeichle mir, sie (den Schotten Johannes Duns und die Uebrigen seines Gelichters etwa ausgenommen) so ziemlich ausfindig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich die Gabe, mit den Augen zu sehen, nicht (nächst der guten Mutter Natur) den besagten Weisheitsliebhabern oder weisen Meistern größten Theils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig seyn mag, kann mich nicht verhindern, zu gestehen, daß die Meisten unter ihnen zu Zeiten — sehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That in Rücksicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn, zum Beispiel, diese gänzliche Vertiefung in das betrachtende Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen daß er in einsamen Orten, ja wohl gar

unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studiren oblag, seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachlässigen machte — wenn, sage ich, diese Vertiefung in die erhabensten oder subtilsten Speculationen das Wunderlichste wäre, was man diesen Herren nachsagen könnte, so möchte es noch hingehen!

Aber, wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Krates mit der schönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beilager hält; Parmenides die Bewegung leugnet; Anaxagoras behauptet, daß der Schnee schwarz, Zeno, daß der Schmerz kein Uebel sey; Plato in seiner Republik auf Gemeinschaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeugniß der Empfindung für betrüglich ausgibt; Plotinus versichert, daß er den Vater der Götter und der Menschen mit leiblichen Augen gesehen habe; Julian zu gleicher Zeit den Kaiser, den Cyniker und den Zaubrer spielt; die Scholastiker mit großer Ernsthaftigkeit untersuchen, num Deus potuerit suppositare cucurbitam; Cardanus uns bereden will, daß er bei hellem Tage Gespenster sehe; Cartesius der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn sie ihm zu einem neuen System verhelfen wollte, u. s. w. — so begreife ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieser Weisheitsliebhaber Besseres sagen könnte, als — daß ein Philosoph seine Launen, Grillen, Abweichungen und Verfinsterungen habe, so gut als ein Anderer, und daß, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche specifische Unterschied zwischen einem philosophischen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darin bestehe, daß jener seine Narrheit in ein System raisonnirt, dieser hingegen ein Narr geradezu ist; ein Unterschied, wobei sich noch auf Seiten des Philosophen unter andern dieser Vorzug darstellt, daß er, ordentlicher

Weise, ein ungleich mehr belustigender Narr ist, als ein gemeiner Narr.

2.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einstimmigen Glauben des menschlichen Geschlechts zu behaupten, daß der Schnee schwarz sey, hat in unsern Tagen (unsers Wissens) Keinen stärker angefochten, als den berühmten Verfasser des Emils und der neuen Heloise, des Devin de village und des Briefs gegen das Theater, des gesellschaftlichen Vertrags und der beiden Abhandlungen, daß die Wissenschaften und Künste der Gesellschaft, und daß die Geselligkeit dem menschlichen Geschlechte verderblich seyen u. s. w. — Doch, was sag' ich von unsern Tagen? Niemals hat ein Sterblicher die Neigung, allen andern Geschöpfen seiner Gattung ins Angesicht zu widersprechen, weiter getrieben, als dieser mit allen seinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm Unrecht thue, wenn ich unter den letztern den Einfall oben an stelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit u. s. w. hatte, der Welt zu sagen: „Daß eine gute Auflösung des Problems:

Was für Erfahrungen wären erforderlich, um zu einer zuverlässigen Kenntniß des natürlichen Menschen zu gelangen? Und wie könnten diese Erfahrungen im Schoße der Gesellschaft angestellt werden? —

der Aristotelesse und Pliniusse unsrer Zeit nicht nur nicht unwürdig wäre; sondern daß in der That, diese Erfahrungen

zu dirigiren, die größten Philosophen nicht zu groß, und, die Unkosten dazu herzugeben, die mächtigsten Könige nicht zu reich seyn würden;" — eine doppelte Bedingung, die unserem Weisen selbst so wenig unter die Dinge, auf die man Rechnung machen darf, zu gehören scheint, daß er alle Hoffnung aufgibt, eine dem menschlichen Geschlechte so ersprießliche Aufgabe jemals aufgelöst und realisirt zu sehen.

Ich weiß nicht, was Rousseau für Ursache hat, dem guten Willen oder dem Vermögen aller der Kaiser, Könige, Sultane, Schachs, Nabobs, Kans, Emirs u. s. w., welche den Erdboden beherrschen, so wenig zuzutrauen; — denn die Aristotelesse und Plinius̈se unserer Zeit kann sein Mißtrauen unmöglich zum Gegenstande haben. Ich meines Orts habe mir, des gemeinen Besten und meiner eigenen Gemächlichkeit wegen, zum Gesetze gemacht, von unsern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will, daß man von den Göttern denken soll. „Man kann unmöglich eine zu gute Meinung von ihnen haben, sagt er, und man würde sich weniger an ihnen versündigen, wenn man vorgäbe, sie seyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daß es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte." Ich glaube, sage und behaupte also, im Nothfall mit Faust und Ferse, ohne einen Heller dafür zu verlangen: daß — „vorausgesetzt, das Rousseauische Problem und die dazu gehörigen Erfahrungen seyen so beschaffen, daß dem menschlichen Geschlechte wirklich daran gelegen sey, daß sie gemacht werden," — und vorausgesetzt, „daß sonst Alles, was zur Auflösung des Problems erfordert wird, vorhanden sey," — es an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen solle, der sich das größte Vergnügen von der Welt daraus machen wird, seine Maitresse, seine Pferde und Hunde, seine Oper und vier oder fünf Duzend andere

entbehrliche Personen und Sachen an seinem Hofe abzuschaffen, um die Unkosten zu einer so schönen Unternehmung ohne Belästigung seines Volkes vorschießen zu können.

3.

Aber, wie wenn alle Wissenschaft der gelehrtesten Akademisten in Europa und alle Macht der Könige in Asien zusammen genommen nicht vermögend wäre, zu Stande zu bringen, was bei näherer Untersuchung — unmöglich scheint?

Ohne Zweifel ist die Erfahrung das kürzeste und sicherste Mittel, hinter das Geheimniß unserer Natur zu kommen. Versuche sind der gerade Weg; das heißt die Natur selbst fragen: und dieses Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andere, wenn wir nur die Kunst verstehen, es recht zu fragen.

„Und welches sind denn die Mittel, diese Erfahrungen im Schoße der Gesellschaft anzustellen?" fragt Rousseau. —

Das mögen die Götter wissen! — Denn, wenn diese Mittel so gewählt werden müssen, daß wir gewiß seyn können, der Natur die Antwort, welche sie uns geben soll, nicht selbst untergeschoben zu haben, so — müssen wir die menschliche Natur schon sehr genau kennen; und eben, weil wir sie gern kennen möchten, sollen diese Versuche angestellt werden.

Mir däucht, es ist nur ein Weg, aus diesem Cirkel zu kommen, und er ist in der That so leicht zu finden, daß man (mit Tristram zu reden) nur seiner Nase folgen darf; nämlich:

„Weil es unmöglich ist, Versuche anzustellen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann; so müssen wir solche in Vorschlag bringen, deren Möglichkeit sich wenigstens träumen läßt."

Ferne sey von uns die Vermessenheit, ein Problem auflösen zu wollen, an welches sich sein Erfinder selbst nicht gewagt hat! er, der ein so großer Meister ist, auf die verwickeltsten Fragen eine scharfsinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu seyn glauben, ist, daß wir — bis die neuesten Stagyriten und Plinius'se, denen dieses Abenteuer aufbehalten bleibt, ihre Auflösung gegeben haben werden — uns bemühen, einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, die irgend ein abgeneigter Dämon diesen nämlichen Erfahrungen entgegen zu stellen scheint, von welchen, nach Rousseau's Meinung, die Entdeckung der wahren ursprüngchen Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängt.

4.

Diese Erfahrungen oder Versuche, wovon die Rede ist, müssen mit kleinen Kindern angestellt werden, daran ist kein Zweifel; und diese Kinder können nicht jung genug ausgehoben werden, wofern sie zu unserm Zwecke taugen sollen. Unstreitig wäre das Allerbeste, wenn wir sie schon als blose Homunculos bekommen könnten; — wenigstens könnten wir dann am gewissesten seyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Polizei, Religion und Sitten aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich besorge, daß dieses schlechterdings nicht möglich zu machen seyn werde.

Inzwischen fragt sich, woher diese Kinder kommen sollen? und es ist leicht zu sehen, daß diese Frage nicht ohne Schwierigkeit ist. In der bürgerlichen Gesellschaft werden wohl

keine andere als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der Venus Volgivaga zu diesen Versuchen gebraucht werden können. Denn die Philosophen haben entweder selbst keine andere — oder, wenn sie andere haben, würde schwerlich ein einziger unter ihnen Philosoph genug seyn, sie zu einem solchen Versuch herzugeben, wie gemeinnützig auch die Absicht desselben immer seyn möchte.

Nun ist zwar, was die Findlinge betrifft, die günstige Meinung des Vanini von diesen armen Geschöpfen, wie ärgerlich sie auch dem Doctor Warburton ist, noch immer die gemeinste: aber daran ist sehr zu zweifeln, ob in allen Findelhäusern des größten und policirtesten Reiches von Europa auf einmal eine so große Anzahl von gesunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben seyn würde, — und dieß, nebst verschiedenen andern Umständen, wohl erwogen, glaube ich nicht, daß man werde vermeiden können, eine eigene Fabrik zu unserm Zweck anzulegen.

In diesem Falle wollte ich ohne Maßgabe die Caraiben oder die Esquimaux in America oder auch die Californier vorgeschlagen haben, welche, wenn wir den nicht gar zu wohl zusammenhängenden Berichten des Pater Venegas glauben, unter allen Anthropomorphis dem Rousseauischen Mann-Thier am Nächsten kommen. Jedoch sehe ich auch nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unsere Plinius̈se oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Commodore Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen möchten; — wenn sie auch gleich nicht völlig so sehr Riesen wären, als Blaubart oder der schreckliche Popanz Petit Poucet, — wie man uns anfangs glauben machen wollte.

5.

Gesetzt nun, unsere Fabrik von Caraiben, Californiern oder Patagonen — wie ihr wollt — wäre im Gange (wiewohl so etwas im Project freilich schneller geht, als in der Ausführung), und gesetzt, die erforderliche Anzahl von Kindern wäre fertig, — alle so gut, sauber und auf die Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch, den wir von ihnen machen wollen, erfordert; so fragt sich nun: Wo finden wir einen bequemen Ort, unsere Versuche mit ihnen anzustellen?

Nach meinem Plane — den ich, aus schuldiger Hochachtung für den Genius unserer Zeit, so ökonomisch gemacht habe, als es nur immer möglich ist, — wird dazu wenigstens ein Umfang von hundert und zwanzig deutschen Meilen im Durchschnitt erfordert. Denn wir haben nichts gethan, wenn wir nicht verschiedene Versuche zugleich anstellen, und ein jeder verlangt einen ziemlichen Raum, weil Alles davon abhängt, daß die verschiedenen Haufen, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigstens dreißig Meilen ringsum von einander abgesondert werden. Fänden sie einander, einer so beträchtlichen Entfernung ungeachtet, dennoch und wüchsen in e i n e Gesellschaft zusammen; so dürfte dieses sodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche Erklärung der Natur angesehen werden können:

„Daß sie, alles Einwendens von Seiten Rousseau's ungeachtet, zum geselligen Leben erschaffen seyen."

Aber wo, ich bitte alle Geographen und Seefahrer beider Halbkugeln, wo finden wir ein Land von vierhundert Meilen im Umfange, welches unter einem sehr milden Himmel liege und entweder noch gänzlich unbewohnt oder von so gutherzigen Leuten bewohnt sey, daß sie willig und bereit

wären, einer physikomoralischen Aufgabe zu Gefallen auszuziehen und uns ihr Land zu Versuchen zu überlassen, wobei sie, allem Ansehen nach, sehr wenig zu gewinnen haben werden?

6.

Doch, bei einem Project muß man auch dem Zufall etwas zutrauen. Diese Schwierigkeit soll gehoben seyn: es werden sich bald wieder andere zeigen, die bei der Ausführung die Geduld eines Job ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unseren Versuchen gebraucht werden sollen, dürfen — weil sie in allen Betrachtungen blose Kinder der Natur seyn müssen — keine Eindrücke aus der Gesellschaft mitbringen, sollte es auch nur eine californische seyn. Sie müssen also so früh hinweggenommen werden, daß sie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieß ist ein sehr beschwerlicher Umstand!

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenschaften einer guten Amme sagen, welche — nach Allem dem, was die Philosophen und Aerzte dazu erfordern — seltner als ein weißer Rabe ist. Man hat uns seit einigen Jahren Alles, was sich über die körperlichen und moralischen Tugenden einer Amme philosophiren läßt, so oft und auf so vielerlei Art zu lesen gegeben, daß ich meine Leser und mich selbst nicht schnell genug auf ein anderes Capitel bringen kann.

Ich sage nur so viel: Wenn diese Damen unsern Kindern Liedchen verleiern, mit ihnen schwatzen, sie ihre eigene schöne Sprache lehren und ihnen Mährchen meiner Mutter Gans erzählen dürfen; — so haben wir alle diese unsägliche Mühe und Ausgaben, welche schon auf unsere Anstalten verwendet worden sind, umsonst gehabt!

„Gut, sagt man; es müssen philosophische Ammen seyn—"

Ein philosophischer Fiedelbogen! — würde der alte Herr Walther Shandy ausrufen. Wissen die Herren auch, was man eine unmögliche Bedingung nennt? Ihr werdet eben so leicht ganz Europa nach Rousseau's Grundsätzen umschaffen, als hundert Rousseauische Ammen bilden. — Stumm müssen sie seyn, oder Alles ist verloren!

Doch was ist für einen König, der ein Philosoph, oder für einen Philosophen, der ein König ist, unmöglich! — Und was für unglaubliche Dinge hat nicht schon oft der launische Dämon, den man Zufall nennt, zu Tage gefördert! Gesetzt, daß nun auch die Ammen gefunden wären, und daß unsere Kinder —

Aber da sticht schon wieder eine neue Schwierigkeit hervor!

7.

Die Ammen essen, trinken, gehen auf zwei Beinen und thun zwanzig andere Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andere Manier thut. Ihr Beispiel würde unsere Kinder verführen; sie würden von den Ammen lernen, was sie allein von der Natur lernen sollen. — Rathet, was zu thun ist!

Wie gefiele euch folgender Vorschlag? — ich weiß keinen bessern! — Wir haben die Ammen — stumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder — blind machten?

Man versteht schon, wie dieß gemeint ist: nicht so stockblind, wie uns gewisse Leute, die ich nicht nennen will, gern auf unser ganzes Leben machten, — vermuthlich um uns die Mühe zu ersparen, zu sehen, wie sie mit uns wirthschaften

würden; denn ein Blinder, insofern er eine schöne Frau, eine gute Tafel und guten Wein im Keller hat, ist der brauchbarste Mann von der Welt; — sondern nur blind, solange wir's vonnöthen haben.

Ohne geschicktern Mechanikern, als ich bin (d. i. den allerungeschicktesten unter allen mit eingeschlossen), vorgreifen zu wollen, könnte dieß am füglichsten durch eine Art von Binden geschehen, welche eben nicht völlig so fest anschließen müßten, als das magische Diadem, womit die schöne Seilerin dem Amor die Augen verbindet, die ihm die Göttin Narrheit ausgeschlagen hatte; aber doch fest genug, daß die Kinder unvermögend wären, sie wegzuschieben oder auf irgend eine Weise eher abzunehmen, bis es Zeit wäre, sie wieder davon zu befreien.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrießlich zu werden, und dennoch ist wenigstens noch eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als — nach König Alexanders Weise werden auflösen können.

8.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unserer jungen Colonisten hinaus setzen mag, so muß sie endlich kommen, und die Kinder müssen ihre Nahrung selbst suchen lernen.

Es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich ohne Anweisung würden helfen können, möchte desto gefährlicher seyn, da Rousseau selbst kein Bedenken trägt, dem Menschen den Instinct abzusprechen, womit die Natur auch das verworfenste Insect in diesem Stücke versorgt hat — und ihnen

Anweisung zu geben, würde ein Eingriff in das Geschäft der Natur seyn, der mit unseren Absichten nicht wohl bestehen könnte. Doch in zweifelhaften Fällen wählt man das Sicherste.

Rousseau läßt seinen natürlichen Menschen seine Speise unter einer Eiche suchen. Vermuthlich muß dieser Philosoph, bei aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohlschmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Namen Kastanien in ganz Europa — von den arbitris lautiliarum selbst — gegessen werden.

Unsere Kinder werden also wenigstens diese Eicheln (wenn es ja Eicheln seyn müssen) finden und essen lernen, und erst alsdann, wenn wir uns dieses Punkts versichert haben, wollen wir's wagen, Abschied von ihnen zu nehmen, um sie, für die nächsten zwanzig Jahre, der Mutter Natur und sich selbst zu überlassen.

9.

Und so hätten also diese großen Philosophen, welche, nach Rousseau's Meinung, die Oberaufsicht über diese Experimente haben sollten, am Ende sehr wenig dabei aufzusehen?

Es scheint nicht anders; es wäre denn (wenn es thunlich seyn sollte), daß man diese Kinder, um das Spiel der

Natur mit ihnen zu belauschen, in eine Art von Reaumurschem Bienenkorb einsperrte, welcher aber so eingerichtet seyn müßte, daß die Philosophen Alles sehr genau beobachten könnten, ohne selbst wahrgenommen zu werden.

Wir getrauen uns zu behaupten, daß sich (wofern die besagten Naturforscher sich nicht etwa in Sylphen verwandeln und aus Silbergewölken auf die Gegenstände ihrer Beobachtung herabsehen wollen) kein anderes Mittel erdenken lasse, wie die Entwicklungen der Natur bei unseren Zöglingen von Tag zu Tage bemerkt werden könnten.

Es ist wahr, man kann nicht sagen, wie weit die Künste noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmsten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bei Allem dem kann es erlaubt seyn, zu zweifeln, ob es jemals möglich seyn werde, gläserne Glocken oder Bienenkörbe von so ungeheurer Größe zu machen, als wir sie zu unserem Experimente brauchen. Denn sie müßten ohne alle Vergleichung größer seyn als die große Aquavitflasche der Feen; und wir gestehen, daß es uns schlechterdings ungereimt scheint, ohne den Beistand aller Feen und Zauberer, welche jemals in den Mährchen gezaubert haben, sich von einem solchen Stück Arbeit nur träumen zu lassen.

Welchemnach also, wie gesagt, für unsere Philosophen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hause zu gehen und (falls sie wider Vermuthen nichts Anderes zu thun haben sollten) sich hinzusetzen und a priori ausfindig zu machen, in was für einem Zustande sie die junge Colonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr seht, zu Speculationen, Hypothesen, Theorien und Disputen, deren Vergleichung mit der Facti Species, welche

man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr Belustigendes seyn müßte und, wie wir nicht zweifeln, eine uralte, aber wenig geachtete Wahrheit von Neuem bestätigen würde; nämlich —

„Daß es eine eitle Bemühung des Geistes sey, durch alle die Dädalischen Irrgänge der Imagination, willkürlicher Begriffe und seichter Vermuthungen etwas zu suchen, welches uns die Natur — unmittelbar vor die Nase hingelegt hat.“

10.

Ob nun gleich bei diesen Versuchen das Meiste der Natur gänzlich überlassen werden müßte: so könnten doch unsere Philosophen vor ihrer Abreise eine Abtheilung der oft besagten Kinder vornehmen, um verschiedene Versuche zu gleicher Zeit anzustellen, durch welche der abgezielte Endzweck, den natürlichen Menschen oder, welches auf das Nämliche hinaus zu laufen scheint, die menschliche Natur kennen zu lernen, desto vollständiger erhalten werden dürfte.

Unmaßgeblich könnten wir das ganze Stück Landes, — welches, wie gesagt, ungefähr vierhundert Meilen im Umkreis halten müßte, — in vier große Bezirke abtheilen.

In den ersten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder sechs einzelne Kinder von einerlei Geschlecht verschließen;

In den anderen etliche Paare von beiderlei Geschlecht, aber jedes Paar so weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine größere, aber gleiche Anzahl Kinder von beiderlei Geschlecht, zerstreut, doch nahe genug, daß sie einander ohne große Reisen finden könnten;

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zwei abgesonderte Colonien theilen könnte, eine merklich ungleiche Anzahl von beiderlei Geschlecht: zum Beispiel, eine Colonie aus zwanzig Knaben und sechs oder acht Mädchen und eine andere aus zwanzig Mädchen und sechs oder acht Knaben; — zwei sehr wichtige Colonien, weil sie über einige Puncte des Matrimonial-Gesetzes der Natur kein geringes Licht verbreiten würden.

11.

Und nun, wenn wir, mit Ueberwindung so vieler unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, das ganze Project zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreißig Jahren, die Dalambert und Büffon derselben Zeit gingen, zu sehen, wie die Sachen unserer Experimental-Colonien ständen, um dem menschlichen Geschlecht über den Befund Bericht zu erstatten — was meinen wir daß sie finden würden?

Ferguson hat, wie es scheint, ein solches Experiment im Gesichte gehabt, da er sagte: „Wir haben alle Ursache, zu glauben, daß, wenn man eine Colonie von Kindern aus der Ammenstube verpflanzte und sie eine ganz eigene Gesellschaft ausmachen ließe, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daß wir, sage ich, nichts als dieselben Dinge wiederholt finden würden, die wir schon in so verschiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. s. w.“

Ja, wohl haben wir alle Ursache, das zu glauben, und eben so viele Ursache würden wir haben, uns zu verwundern, wenn unsere Leser nicht schon lange gemerkt haben sollten,

daß das große Problem, womit uns Rousseau so viel zu schaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger ist, als

„zu wissen, was für Erfahrungen man anzustellen hätte, um mit überzeugender Gewißheit entscheiden zu können, ob der Schnee weiß oder schwarz sey?"

In ganzem Ernst, es wäre sehr unnöthig, dem größten oder kleinsten Monarchen in Europa die geringste Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig Neues lehren würden. Das große Experiment wird auf diesem ganzen Erdenrunde schon viele tausend Jahre lang gemacht, und die Natur selbst hat sich die Mühe genommen, es zu dirigiren, so daß den Aristotelessen und Pliniussen aller Zeiten nichts übrig gelassen ist, als die Augen aufzuthun und zu sehen, wie die Natur von jeher gewirkt hat und noch wirkt und ohne Zweifel künftig wirken wird, — und, wenn sie lange und scharf genug geguckt und das Ganze aus dem gehörigen Standpunkt aufmerksam genug übersehen haben — zu gehen und ihre Theorien, Compilationen, Systeme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heißen, zu verbrennen oder umzugießen oder auszubessern oder zu ergänzen, so gut sie immer können und wissen — und weiter nichts!

Nein, lieber Rousseau! so arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so ungeheuren Grade, daß wir nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben sollten, neue unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren — was die Natur mit uns vorhabe.

Und wofern sich auch alle Könige und alle Philosophen des Erdbodens vereinigten, solche Experimente zu machen: was für Ursache haben wir, zu hoffen, daß wir etwas Anderes oder Besseres daraus lernen würden, als was uns die

allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen und aus dem glühenden Sande von Nigritien zuruft:

„Daß der Mensch zur Geselligkeit gemacht sey," — und

„daß die vereinigten Kräfte der Barbarei, des Aberglaubens und der Unterdrückung immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Samen jeder gesellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen;"

„dieses sympathetische Gefühl, welches den Menschen mit einer süßen Gewalt nöthiget, sich selbst in andern Menschen zu lieben, und welches, wie Cicero göttlich spricht, die Grundlage alles Rechts ist."

12.

Sollte sich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmal ein müßiger Schach-Baham, müde, immer Fliegen zu fangen oder Bilder auszuschneiden und sich Mährchen erzählen zu lassen, auf den weisen Einfall kommen sollte, sich die lange Weile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: so wollen wir diesem edeln Vorhaben durch alles bisher Gesagte nicht nur im Geringsten nichts präjudicirt haben; sondern versichern Seine Sultanische Hoheit noch zum Ueberfluß, daß es, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr unterhaltend seyn müßte, in einer solchen Menagerie von Menschenkindern sich mit etlichen Duzend Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren und andern solchen witzigen Personen zu erlustigen; nichts davon zu gedenken, daß es bei diesen Experimenten vermuthlich eben so ergehen würde,

wie es denen, die an dem Steine der Weisen arbeiten, zu ergehen pflegt, nämlich, daß man am Ende immer etwas finden würde, wo nicht das, was man suchte, vielleicht etwas Anderes, das man nicht suchte, und das uns eben darum desto angenehmer zu seyn pflegt, sollte es gleich von Allem, was wir auf den Proceß verwenden mußten, kaum die Tiegel bezahlen.

13.

Der kleine Scherz, den ich mir die Freiheit genommen habe — nicht mit Rousseau — sondern blos mit einer von seinen Lieblingsgrillen zu treiben, hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn meine Leser Pythagoräer wären, und ich wäre — Pythagoras; — oder sie wären ägyptische Priester, und ich ihr Oberpriester: — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, ihnen meinen Traum zu erzählen; denn diese beiden Gattungen Seher waren große Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit ist es ein ziemlich allgemein angenommener Satz: daß es wider die Regeln der feinen Lebensart sey, in guter Gesellschaft seine Träume zu erzählen. —

Das Beste wäre also, meinen Traum nicht zu erzählen.

Und gleichwohl glaube ich wahrgenommen zu haben, daß es mit Träumen — wofern man sich nur einige Unterhaltung davon verspricht, zumal mit Träumen von der wunderbaren und mystischen Gattung — beinahe dieselbe Bewandtniß wie mit den Geister- und Gespenstergeschichten hat. Niemand, der sich besser als der Pöbel dünkt, will heut zu

Tage dafür angesehen seyn, daß er solche Geschichten glaube: aber Jedermann hört sie gern erzählen; und ein neues Gespenstermährchen ist das unfehlbarste Mittel, in einer großen Gesellschaft, in welcher man kurz zuvor kaum sein eignes Wort hören konnte, plötzlich allgemeine Stille und Aufmerksamkeit hervorzubringen.

Lassen Sie uns also aufrichtig gegen einander seyn, meine Damen und Herren! — Mein Traum könnte, denken Sie, gleichwohl des Anhörens werth seyn, sonst würde ich doch wohl so manierlich gewesen seyn, gar nichts davon zu sagen. Gestehen Sie es, ich habe Ihre Neugier rege gemacht — Sie möchten meinen Traum gerne hören, das ist gewiß, aber — nicht gerner, als ich ihn erzählte, das ist eben so gewiß; — und also ist beiden Theilen geholfen, wenn ich anfange.

So aufrichtig sind nicht alle Schriftsteller — und dann werden Sie sehen, daß es nur an mir lag, aus meinem Traum ein so gutes, ernsthaftes und kunstmäßig zugeschnittenes System zu machen, als irgend eines von allen denen, die binnen heut und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für ein Ansehen hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich anführen, wie manchen widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie manchen erklären und wie manchen emendiren können! Denn warum sollte ich das Alles nicht eben so wohl können, als so viele Andere, die am Ende doch auch nicht größere Hexenmeister sind, als ich? Ich sage dieß Niemand zu Leide, blos um die Herren und Damen gestehen zu machen, daß ich der gutherzigste Autor bin, der vielleicht seit undenklichen Zeiten gesehen worden ist. Andere geben ihre Träume für wirkliche Erscheinungen, oder träumen wohl bei hellem Tageslichte mit offnen Augen und muthen uns zu,

daß wir der Himmel weiß welche übermenschliche Weisheit in ihren Träumereien finden sollen: ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für seine Leser tragen und den Leuten zutrauen, daß sie — Augen haben.

Also, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm ist!

14.

Ich weiß nicht, wie es zuging, — ein Fall, worin sich gewöhnlich alle Träumer befinden, — genug, ich befand mich plötzlich mitten auf einem hohen Gebirge, welches keine andere Einwohner als Löwen und Drachen zu haben schien, und dessen oberster Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, seine Stirn in den Wolken verbarg.

„Das fängt zu poetisch an.“ — Sie haben Recht! ich muß ein wenig niedriger stimmen.

Aechzende Töne, durch kleine Pausen unterbrochen, gleich dem Aechzen, welches die Heftigkeit des Schmerzens oder die lange Dauer eines mißbehaglichen Zustandes endlich der Geduld selbst auspreßt, drangen durch die schreckliche Stille in mein Ohr.

Ich folgte dem Tone, wiewohl mir das Herz pochte, und nun sah ich auf einmal — was Sie schwerlich errathen hätten, aber, sobald ich's Ihnen sage, sehr natürlich finden werden — den alten Menschenbildner Prometheus vor mir, in dem nämlichen jammervollen Zustande, wie ihn der Tragödiendichter Aeschylus an einen Felsen des Kaukasus angeschmiedet schildert.

Der lang entbehrte Anblick eines Menschengesichts schien etwas Linderndes für ihn zu haben. Er rief mir, näher herbeizukommen, und wir wurden, wie es in Träumen gebräuchlich ist, in einem Augenblick die besten Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menschen stehe, und wie sie sich das Daseyn zu Nutze machten, welches sie seiner plastischen Kunst und seiner Gutherzigkeit zu danken hätten?

Der Gott der Träume trieb hier eines seiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwa blos der Fabel vom Ursprung der Menschen, wie ich sie in den alten Dichtern gelesen hatte; sie wurde in dem nämlichen Augenblicke zur Wahrheit für mich.

Ich glaubte wirklich den Urheber meiner Gattung vor mir zu sehen, diesen Prometheus, der aus Lehm und Wasser Menschen gemacht und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieses wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das sie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die Fabelzeit versetzt, ohne darum weniger nach den Begriffen eines Menschen aus meinem Zeitalter zu sprechen.

Ich befriedigte seine Neugier durch Nachrichten — welche ich (aufrichtig zu reden) Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der einfältigsten Ursache von der Welt. Es gibt übel gesinnte Leute, welche sie für eine Satire ausrufen würden, — und gute, wohlmeinende Personen, welche fähig wären, mich wegen dessen, was ich im Traume gesagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl sie sich aus ihrem Montesquieu belehren könnten, daß dieß etwas sehr Unbilliges ist. Indessen wirft man sich doch nicht gern mit solchen Leuten ab.

Man wird mir also vergeben, daß ich weiter nichts davon sagen kann, als daß Prometheus den Kopf schüttelte und ich weiß nicht was in seinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, — keine Lobrede auf seinen Vetter Jupiter war, der ihm, wie er sagte, die Freude nicht gegönnt habe, seine Geschöpfe glücklich zu machen.

Ich sagte ihm, unsre Weisen gäben sich viele Mühe, der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht besser mit uns werden, bis wir uns entschlössen, in den Stand der Natur zurückzutreten.

Und was nennt dieser weise Meister den Stand der Natur? fragte Prometheus.

Nackend oder in eine Bärenhaut eingewickelt unter einem Baume liegen (versetzte ich), Eicheln oder Wurzeln fressen, Wasser aus einem Bach oder einer Pfütze dazu trinken und mit dem ersten besten Weibchen, das einem aufstößt, zusammenlaufen, ohne sich anfechten zu lassen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den größten Theil seines Lebens verschlafen, nichts denken, nichts wünschen, nichts thun, sich nichts um Andre, wenig um sich selbst und am allerwenigsten um die Zukunft bekümmern: dieß nennt der Weise, von dem ich dir sagte, den Stand der Natur. In diesem seligen Stande, spricht er, hätten wir keine Künste, keine Wissenschaften, kein Eigenthum, keinen Unterschied der Stände, keine Gesetze, keine Obrigkeit, keine Priester, keine Philosophen vonnöthen; — und solange man dieser Dinge vonnöthen hat, ist, seiner Meinung nach, an keine Glückseligkeit zu denken.

Prometheus, — ungeachtet sein Zustand so elend war, daß nur ein Gott fähig seyn konnte, ihn erträglich zu

finden — erhob über die Einfälle des anmaßlichen Weisen ein so herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Philosophen sind noch immer — was ihre Vorgänger waren — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstractionen für Wahrheit umfangen und nie sehen, was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer wer weiß wie weit über ihre Nase hinauszusehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die ihrigen noch mit einem halben Duzend Brillen bewaffnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daß ein gewisser Präsident einer gewissen Akademie sich große Hoffnung machte, wenn er nur den Hirnschädel eines Patagonen von zwanzig bis dreißig Ellen in seine Gewalt bekommen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Vorstellungen gewahr zu werden.

Eure Philosophen haben seltsame Einfälle, sagte Prometheus.

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unsere großen Herren, seitdem sie Philosophen um sich haben, ihre Hofnarren abgeschafft; und, unparteiisch zu reden, ich denke, sie haben beim Tausche mehr — verloren als gewonnen.

Aber, wieder auf deinen Sophisten zu kommen, fuhr er fort; ich merke, er hat vom goldnen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetisch vor, und da streifte er, nach Gewohnheit dieser Herren, so lange an ihr ab, bis ihm vom Menschen nichts als das blose Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn sehr leicht angekommen seyn mag! —

Aber ich denke doch, — ich, der die Menschen gemacht hat, sollte am besten wissen, wie ich sie gemacht habe.

Das denk' ich auch, versetzte ich; und du würdest mir keine geringe Wohlthat erweisen, wenn du mir Nachrichten geben wolltest, welche mich in den Stand setzten, gewisse Philosophen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund hast, unterbrach mich der Menschenmacher, so kann ich mir die Mühe ersparen. Deine Philosophen scheinen mir die Leute nicht zu seyn, die sich von Prometheus belehren lassen; und je natürlicher das, was du ihnen aus meinem Munde sagtest, wäre, desto rascher würden sie seyn, auszurufen: Ist's nichts als dieß? — Jupiter sagte das Nämliche, da ich mit meinen Menschen fertig war. Das alberne Machwerk! rief er; ich wollte in einem Nektarrausche was Besseres gemacht haben! — Doch ich habe seit langer Zeit mit keinem Menschen geschwatzt; und du kannst dir einbilden, ob einem die Weile zuletzt lang wird, wenn man etliche tausend Jahre so allein an den Kaukasus angeschmiedet ist, ohne eine andere Gesellschaft zu sehen, als einen unsterblichen Geier, der einem die Leber aus dem Leibe pickt und, sobald er sie aufgegessen hat, sich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachsen ist. Ich bin froh, daß du dich zu mir verirrt hast, und ich habe gute Lust, mich einmal wieder satt zu schwatzen, weil mir doch der verwünschte Geier eben Zeit dazu läßt.

Ich bezeugte ihm mein Mitleiden und meine Lernbegierde; und Prometheus fing seine Erzählung also an.

15.

„Es ist dir vielleicht nicht unbekannt, daß ich, so gut als Jupiter und seine Brüder, vom Geschlechte der Titanen bin, denen Hesiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter gibt.

„Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den Klügsten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperlichen Vorzüge stolz, es nicht der Mühe werth hielten, Verstand zu haben.

„Damals war die Erde noch ohne Bewohner, und weil ich gerade nichts Besseres zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, sie mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Anfangs vertrieb ich mir die Zeit damit, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genug aussehen, um die Laune zu verrathen, worin ich sie machte. Unzufrieden mit meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche besser gerathen sollte.

„Dieß ging so lange fort, bis mir endlich die Lust ankam, eine Gattung zu versuchen, welche eine Mittelart zwischen uns Göttern und meinen Thieren seyn sollte. Meine Absicht war die unschuldigste von der Welt; es war ein bloses Spiel: aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entstehen; und nun setzte ich mir vor, glückliche Geschöpfe aus ihnen zu machen.

„Ich glaubte, sie wegen der Aehnlichkeit, die sie mit den andern Thieren hatten, nicht schadlos genug halten zu können, und organisirte sie deßwegen an den beiden Theilen, die an den Thieren gerade das Schlechteste sind, so vollkommen, als es die Materie, worin ich arbeitete, nur immer möglich seyn ließ.

„Ich spannte die unendlich subtilen Saiten, woraus ich sie zusammenwebte, so künstlich auf, daß eine Art von musikalischem Instrumente daraus wurde, welches die schönste Harmonie von sich gab, sobald die Natur darauf zu spielen anfing. Diese Instrumente stimmte ich so gut zusammen, daß, sowie eines davon einen gewissen Ton von sich gab, die nämliche Saite bei dem andern mit einem gleichtönenden Laut antwortete. Meine Menschen waren die gutherzigsten Geschöpfe, die man sehen konnte. Lachte eines, so lachte das andre; weinte oder trauerte eins, so trauerte das andre auch; lief eins voran, so liefen die andern hinter drein: kurz, ich trieb diese Zusammenstimmung so weit, daß sogar keines gähnen konnte, ohne alle übrige mitgähnen zu machen.

„Die Idee der Harmonie hatte etwas so Ergetzendes für mich, daß ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, sie bei meinen Geschöpfen so vollkommen zu machen, als möglich.

„Ich liebte damals eine von den Töchtern des Oceanus, die schönste Nymphe, die man mit Augen sehen konnte. Dieser Umstand kam meinen Geschöpfen sehr zu gute.

„Um sie in diesem Stücke so glücklich zu machen, als ich es selbst war, gab ich dem weiblichen Geschlecht zur Schönheit einen gewissen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, dem die Schönheit nichts anhaben kann; und meine Männer bildete ich so, daß der männlichste, tapferste, edelmüthigste gerade der war, der sich ihren Reizungen am leichtesten gefangen gab.

„Ich milderte durch das sanfte Wesen und die rührende Grazie des Weibes eine gewisse Wildheit, welche den Männern unentbehrlich war, damit sie im Nothfall die

Beschützer der Gegenstände ihrer süßesten Regungen seyn könnten.

„Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Scham, die holdseligste der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süßen Thränen, deren wollüstiges Ergießen das von Empfindung gepreßte Herz leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darin setzte, geliebt zu werden und Liebe einzuflößen.

„Ich glaubte hierin nicht zu viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herumschweifenden Liebe abzuhalten und — wenigstens soviel es meine andern Absichten erforderten — seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu heften. Ich machte zu diesem Ende, daß er, sobald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besitz mit einem Andern zu theilen. Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, Geschöpfe aus Lehm und Wasser durch ein paar ätherische Funken, wodurch ich diesen schlechten Stoff veredelt hatte, einer ewigen Liebe fähig gemacht zu haben; aber zu meinen Absichten war es auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lang dauerte, bis das Mädchen Mutter wurde.

„Dieser Umstand müßte nothwendig (dacht' ich) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle und einer Art von Liebe werden, welche, bei noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuß zum Zweck hat und im Schoße der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes oder die Mutter

den Mann, der ihr diesen süßen und ehrenvollen Namen verschafft hatte, ohne zärtliche Empfindung ansehen?"

Ich hatte mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen; aber länger konnt' ich's nicht — und ich sehe, meine Herren, daß es Ihnen auch so geht. Das Gewäsche des alten schwärmenden Graubarts kommt Ihnen halb kindisch vor — nicht wahr? In der That, ich fange selbst an zu muthmaßen, daß er sich auf seinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte. — Doch wir müssen den Prometheus meines Traums nicht dafür verantwortlich machen, daß seine Menschen nicht die Menschen zu Paris, London, Neapel, Wien, Petersburg, Constantinopel u. s. w. sind; das ist auch wahr! — Die Menschen, von denen Prometheus spricht, sind längst nicht mehr — oder, wofern es noch hier und da einen verborgenen Samen von dieser wunderlichen Gattung von Geschöpfen gibt, so machen sie doch keine Zahl; und — non apparentium et non existentium est eadem ratio (was nicht in die Sinne fällt, kommt eben so wenig in Anschlag, als ob es gar nicht wäre), sagt der alte juristische Weidspruch. Wir werden ihn also, weil er einmal angefangen hat, schon weiter reden lassen müssen.

„Der Zug der Natur zu diesen kleinen wimmernden Geschöpfen, die ihr Daseyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt diese Liebe und empfing hinwieder von ihr neue Stärke. Denn das, wofür ich in der ersten Anlage der Menschheit am meisten gesorgt hatte, waren eben diese kleinen Geschöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menschlichen Gattung abhing, welche nun mein Lieblingsgegenstand war.

„Ich machte sie zu Kindern der Liebe; das hieß selbst für die Keime der Menschheit Sorge tragen. Konnten sie anders

als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflegung auf sich nahm?

„Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich strengte alle meine Erfindung, alle meine Bildnerkunst an, aus dem Instinct der Mutter für ihr Kind die stärkste aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen selbst, womit sie es gebar, mußten dazu helfen; es mußte ihr desto theurer werden, je mehr es ihr gekostet hatte. Ich setzte die Brust der Mutter nicht blos der Schönheit wegen dahin, wo sie ist, oder damit der Säugling, auf ihrem Arme liegend, seine Nahrung desto bequemer finden möchte; sondern, weil ich wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichern Gefühle des Menschen gemacht hatte, dem mütterlichen Gefühl in den Augenblicken, wenn sie ihr Kind stillt, desto mehr Wärme und Innigkeit geben sollte.

„Die immer zunehmende Schönheit des Kindes; die sanfte stufenweise Entfaltung der Menschheit, deren angeborner Adel, selbst in diesem thierischen Alter, fast allen seinen Regungen einen gewissen Schein von Sittlichkeit gibt; das süße Lächeln, womit es die mühvolle Fürsorge der Mutter belohnt: — Alles vereiniget sich, die mütterliche Zuneigung zu einem so mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leistung aller der beschwerlichen Dienste, deren das kindliche Alter bedarf, sogar Vergnügen zu finden.

„Doch ich vergesse, — so angenehm ist mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem blosen Spiele mein angelegenstes Geschäft wurde, — daß ich dich vielleicht nicht so gut unterhalte, als mich selbst."

Ich war (wie man sich vorstellen kann) so höflich, den Enkel des Himmels und der Erde zu versichern, daß ich mir keine bessere Unterhaltung wünschte.

16.

„Ich weiß nicht, fuhr er fort, wie es deine Brüder, die Menschen, angefangen haben, daß sie (wie du sagst) nicht glücklich sind. Meine Absicht wenigstens war, daß sie es seyn sollten; und ich glaubte es ihnen so leicht gemacht zu haben, glücklich zu seyn, und so schwer, sich unglücklich zu machen, daß ich, bei meinem Vetter Anubis! nichts davon begreife, wenn ich meine Mühe an ihnen verloren habe. — Aber die verwünschte Büchse der Pandora! Ohne sie würden meine armen Menschen noch so glücklich seyn, als in ihrem ursprünglichen Stande.“

Sie waren also einmal sehr glücklich? fragte ich.

„Ob sie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab, daß ihn meine Frage beleidiget habe. — Wie hätten sie es nicht seyn sollen? Ich setzte ihr ganzes Wesen aus Triebfedern des Vergnügens zusammen; und damit es unmöglich seyn möchte, daß der Schmerz jemals den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäßigkeit, der Mißgunst, der Bosheit und aller anderer Laster, welche den Menschen ihrer Natur nach so verderblich sind und so wenig Verführerisches haben, daß ich mir nicht einfallen lassen konnte —

„Aber die verdammte Büchse der Pandora! Das fatale Geschenk hat Alles verdorben! — Tausend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfnisse, in deren Unwissenheit ein großer Theil des Glücks meiner Menschen bestand, jedes von einem Schwarm unruhiger Begierden umflattert, stürzten heraus, als der unbesonnene Epimetheus sie in einer unseligen Stunde öffnete; und geschehen war's um meine armen Geschöpfe! — Die guten sorglosen Kinder! Ich hatte

sie einfältig, unschuldig, freundlich gemacht; es floß so reines Blut in ihren Adern, daß sie nicht wußten, was böse Laune war. Ich gab ihnen gerade so viel Verstand, als sie nöthig hatten, um glücklicher zu seyn, als sie es durch die Sinne allein gewesen wären. Meine Großmutter, die Erde, war so gefällig, ihren Busen mit Allem auszuschmücken, womit sie meinen Geschöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrten und Rosen; sie schliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahllose Mannigfaltigkeit von gesunden wohlschmeckenden Früchten in den Schoß zu schütten. Das Schaf theilte seine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunstlose Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umschlungen, schützten sie vor den Beleidigungen der Witterung. — Fruchtbare Haine oder Gärten voll eßbarer Gewächse und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, frische Quellen durch sie hinzuleiten, ihre Heerden zu weiden, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem süßen Geschäft, ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche sich die beiden Geschlechter theilten.

„Ich hatte ihnen die nöthigen Werkzeuge zu einer Sprache gegeben, wodurch sie die engen Grenzen der Augensprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen ist, erweitern und dasjenige, was an der Sprache der Geberden zweideutig und unverständlich bleibt, ersetzen sollten. Ich hätte sie den Gebrauch dieser Sprachwerkzeuge lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu sehen, wie sie es ohne fremde Hülfe von der Natur selbst lernen würden; und sie ließen mich nicht lange auf dieses Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall singen, und der Gesang leitete sie auf die

Sprache. Die ihrige war freilich sehr einfältig, aber bei aller ihrer Armuth reich genug für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfnisse, mehr Empfindungen als Begriffe, mehr sanfte Gefühle als Leidenschaften und von allen euren Lastern und gekünstelten Tugenden gar keinen Begriff hatte. Sie bedienten sich derselben zu Liedern, worin sie die Freude über ihr Daseyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergießungen des Wohlwollens, der Liebe und der geselligen Fröhlichkeit in kunstlosen Sätzen ausdrückten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnöthen, wie eure Dichter; jedes Wort malte die Sache selbst. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leier, einen andern zum ersten Flötenspieler; und die jugendliche Freude oder die Grazien selbst, welche sich unerkannt in ihre Reihen mischten, lehrten die Mädchen und die Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachahmung erkünsteln kann. — O! meine Menschen waren glücklich; das kannst du mir glauben! und wenn die Büchse der Pandora —"

Hier wurde Prometheus mitten in seiner Rede durch einen verdrießlichen Zufall unterbrochen — ich erwachte.

17.

Man kann sich leicht vorstellen, daß mich dieser Traum oder, wenn man lieber will, dieses Fragment von einem Traume zu allerlei Betrachtungen leitete, wovon einige vielleicht nicht unwürdiger sind, meinen Lesern mitgetheilt zu werden, als mein Traum selbst. Aber jetzt würde es unartig seyn, wenn ich eine kleine Neugier unbefriediget lassen wollte, welche — die Büchse der Pandora bei meinen —

Leserinnen zurück gelassen zu haben scheint, an deren Zufriedenheit mir viel zu viel gelegen ist, als daß ich in Fällen dieser Art etwas Angelegeneres haben könnte, als ihren leisesten Wünschen, sofern ich sie zu errathen fähig bin, entgegen zu kommen.

Prometheus schreibt der Büchse der Pandora alles Unglück seiner Menschen zu: „ohne sie, sagt er, würden sie noch immer so glücklich seyn, als sie es in ihrem ursprünglichen Zustande waren." Was für eine Büchse konnte das wohl seyn, die so viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann — hegen auch über diesen Gegenstand sehr verschiedene Meinungen.

Einige glauben, daß unter der Geschichte der Pandora nichts Anderes verborgen liege, als eine allegorische Vorstellung der wichtigen Wahrheit: „daß der Vorwitz oder die Begierde, mehr zu wissen, als uns gut ist, die erste Quelle aller menschlichen Uebel gewesen sey." — Die Büchse der Pandora, sagen sie, war weder mehr, noch weniger, als die Büchse des Papsts Johannes des Dreiundzwanzigsten, mit welcher Seine Heiligkeit die Schwestern zu Fontevrauld — da sie das Privilegium, einander selbst Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten — zu ihrer Beschämung auf die Probe stellte.

Andere suchen unter der Büchse der Pandora etwas noch Verborgeneres: es soll, ihrer Meinung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Priester Porphyrius, unter dem Namen „der Höhle der Nymphen" so geheimnißvolle und hyperphysische Dinge schreibt. Sie beziehen sich unter Anderem auf einen gewissen Vers des Horaz, um dadurch zu erläutern, warum die Büchse der Pandora zur Quelle alles Uebels von den Alten gemacht worden sey. — Aber wir

gestehen, daß uns sowohl diese Auslegung als der angezogene Vers unseres Lieblingsdichters zu allen Zeiten sehr mißfallen hat.

Noch Andere wollen in dieser berüchtigten Büchse eine allegorische Vorstellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menschen finden, — wovon sie sich irriger Weise einbilden, daß sie der Zeitpunkt der sittlichen Verderbniß der menschlichen Gesellschaft gewesen sey; — mehr anderer Meinungen zu geschweigen, welche zum Theil noch gezwungener sind als diese.

Ohne uns bei einer wenig interessanten Prüfung aller dieser Hypothesen aufzuhalten, begnügen wir uns, eine andere aus einem alten Buch ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deßwegen am besten gefällt, weil sie die natürlichste zu seyn scheint.

Der unbekannte Verfasser verwirft alle allegorische Erklärungen. Die Büchse der Pandora, sagt er, war weder mehr noch weniger als eine wirkliche Büchse, im eigentlichen Wortverstande, und zwar — eine Schminkbüchse; ein unglückliches Geschenk, wodurch die betrügerische Pandora unendlich mehr Böses gestiftet hat, als der Vorwitz, das Eigenthum und die Grotte der Nymphen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Rosen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfangen, aus einer Schminkbüchse zu ziehen, seitdem diese unselige Mode unter Evens Töchtern überhand genommen hat: seit dem ist es um die kunstlose Unschuld und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur geschehen. Nur zu bald wurde die Mode allgemein. Scheinen und Seyn, welche Eins seyn sollten, wurden Zweierlei: und weil es leichter war, gut, liebenswürdig, weise, tugendhaft zu scheinen, als es in der That zu seyn, und weil es, zumal bei Kerzenlicht, die nämliche Wirkung that; so bekümmerte

sich Niemand mehr darum, zu seyn, was er mit Hülfe dieser magischen Schminke scheinen konnte. Bald sah man kein natürliches Gesicht und keinen natürlichen Charakter mehr; Alles war geschminkt und verfälscht; geschminkte Frömmigkeit, geschminkte Freundschaft, geschminkter Patriotismus, geschminkte Moral, geschminkte Staatskunst, geschminkte Beredsamkeit. — Himmel! was wurde nicht geschminkt? — Die menschliche Gesellschaft glich nun einer großen Maskerade: und so wie die Nothwendigkeit die Kunst, einander, dieser Mummerei ungeachtet, ausfindig zu machen, zur ersten unter allen Künsten erhob; so fand man sich durch die nämliche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künste zu denken, um diese Kunst zu vereiteln. Falschheit, Gleißnerei, betrügliche Höflichkeit, nichtsbedeutende Freundschaftsversicherungen, heuchlerische Unterwürfigkeit —

Hier recitirt unser Anonymus eine Litanei von Lastern und Untugenden, die kein Ende nehmen will, und ergießt sodann die Bitterkeit seines Herzens in eine eben so lange Strafpredigt, womit wir, weil sie nichts weiter enthält, als was unsere Leser in dem ersten besten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen.

Wer sollte denken, daß so viel Böses aus einer Schminkbüchse hervorgehen könnte?

18.

Bei Allem dem halten wir uns versichert, daß die Geschöpfe des Prometheus nach und nach um ihre ursprüngliche Einfalt und Unschuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchse nie gewesen wären; — und in der

That, man mußte so sehr in sein eignes Werk verliebt seyn, als er es war, um nicht zu sehen, wo der Fehler lag.

Geschöpfe, deren Unschuld und Glückseligkeit von ihrer Unwissenheit abhängt, — wie er von den seinigen selbst gesteht, — befinden sich immer in einer sehr unsichern Lage; und, Alles wohl überlegt, war es kein großer Schade, daß die ganze Zucht einer so zerbrechlichen Art von belebter und beseelter Töpferarbeit in Deukalions Ueberschwemmung ersäuft wurde.

Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — die Philosophen, Sophisten, Redner, oder wie sie sich sonst am liebsten nennen hören, welche uns bereden wollen, daß —

„die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur — Entfernung von der Natur selbst sey;

„daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir immer in einem Zustande von glücklicher Unwissenheit, wie sie es nennen, geblieben wären;

„daß die Erweiterung unserer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, — und

„der Genuß aller Geschenke der Natur und die Verfeinerung aller Künste dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere:“

Die Herren, welche so reden, sprechen entweder von Menschen aus der Fabrik des Prometheus — oder von Menschen, welche, wie Jupiters Minerva, aus ihrem eigenen Gehirne hervorgegangen — oder, wenn diese Behauptungen den wirklichen Erdebewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben zu sagen, daß sie die menschliche Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in Saturns Ringe.

Unstreitig gibt es einzelne Menschen, welche wohl daran thun, wenn sie wie Diogenes und Epiktet leben lernen.

Es gibt Fälle, wo ein allgemeiner Geist von Sparsamkeit einem ganzen Staat eine Zeit lang nützlich ist.

Es gibt Fälle, wo ein Fürst sehr zu loben ist, wenn er, wie Kaiser Marcus Aurelius, sein Gold- und Silbergeschirr in die Münze schickt, um sein Kriegsheer damit zu bezahlen.

Aber alle diese Fälle sind blose Ausnahmen, und es bleibt darum nicht weniger wahr:

„Daß die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das große Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde der Natur eben so gemäß sey, als die Einfalt, insofern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, so wie bei dem einzelnen Menschen ist.

Reise

des

Priesters Abulfauaris

ins innere Africa.

1.

Es gibt harte Köpfe, welche nicht begreifen können: „daß äußerliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daß gewisse lächerliche Gebräuche, womit bei gewissen Völkern, z. B. bei den Hottentotten und Kamtschadalen, gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht das Geringste von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daß (unparteiisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Californien, trotz ihrer Nacktheit, wenigstens so züchtig seyn kann, als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterin der Königin Genievre (für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen), in ihrem großen Kragen und in ihrer wohl ausgesteiften sehr decenten und sehr barockischen Vertugade.

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spitzfindigen Forschern eine Mühe zu ersparen und es gerade heraus zu sagen, daß es ein alter ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs Psammuthis des Dritten, war? — kam, wir wissen nicht wie, noch warum, in ein Land im innern Africa, wo er eine kleine Völkerschaft von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Zum Unglück für dieß gute Völkchen war dieser Reisende — den unsere Nachrichten Abulfauaris nennen — kein Gymnosophist. Indessen hatte er doch Augen und, was einem

jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches ihn wahrnehmen ließ, daß diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestand in dem Berichte, den er dem Könige Psammuthis nach seiner Zurückkunft von dieser Reise erstattete: — „daß die Aegypter — ungeachtet unter allen Nationen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und — Unwissenheit meinte) sich rühmen könnten, Religion, Polizei und Sitten zu haben — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. Nichts gleicht, sagte er, der Sittsamkeit ihrer Töchter, als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bei uns die strengsten Strafgesetze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich Unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins fünfzehnte der andern von einander abgesondert zu seyn. Nur von dieser Zeit an ist es ihnen erlaubt, an festlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Eltern, mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn, da dieses das Alter ist, worin alle junge Leute, insofern keine natürliche Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind, sich zu verehlichen: so sieht man es gern, daß die Ehestandscandidaten beiderlei Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bei diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird.

„Die Ehe (setzt er hinzu) ist in ihren Augen etwas so Ehrwürdiges, daß sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung ungetreu seyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein

man hat von Menschengedenken her kein Beispiel, daß sich dieser Fall zugetragen hätte.“ — —

Armes ehrliches Völkchen, was hattest du gethan, um mit einem Priester der Isis heimgesucht zu werden!

2.

„Ich konnte — fuhr der Priester Abulfauaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen ansehen, daß ein von Natur so harmloses und gutartiges Volk in einem so ungesitteten und thierischen Zustande leben sollte, als diese Nacktheit war, welche ich, zumal an wohlgebildeten jungen Personen, ohne großes Aergerniß nicht ansehen konnte — und ihr Zustand schien mir desto beklagenswerther, je weniger sie die Gefahr desselben zu kennen schienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte, die Hand vor die Augen zu halten, schien bei ihnen nicht die mindeste Regung zu veranlassen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was sich von den strengsten Gesetzen der Ehrbarkeit im Geringsten entfernt hätte.

„Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinewand von verschiedenen Farben bei mir. Ich stand keinen Augenblick an, sie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir diese armen verblendeten Geschöpfe einflößten; ich zerschnitt sie in kleine Röcke und Mäntelchen und beschenkte Weiber und Mädchen damit, so weit meine Leinewand reichte.

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieser guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ihrer Majestät nicht genug sagen, mit welcher Begierde die armen nackten Geschöpfe die

Stückchen Leinewand annahmen, die ich ihnen gab, um ihre Blöse zu decken. Ich bedauerte nur, daß der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so geputzt seyn wollten, wie ihre Nachbarinnen. In Kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus. Sie kamen von allen Enden und boten mir um meine Leinewand mehr Goldstaub und Elephantenzähne an, als zehn Kameele hätten fortschleppen können; denn sie hatten von mir gehört, daß ein großer Werth in diesen Dingen läge: aber ich mußte sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können. Andere zankten sich mit einander darum. Die Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit großer Mühe verhindern, daß es nicht zu Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen bracht' ich es, Dank sey der großen Isis! in wenig Tagen so weit, daß es Jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts Dringenderes zu thun, als sich von gewissen breiten, wolligen Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut."

3.

Der König Psammuthis hörte der Erzählung des Priesters lächelnd zu.

Aber der Oberaufseher der Finanzen, ein Mann, welcher rechnen konnte und diese Zeit über in tiefen Gedanken gestanden hatte, strich seinen Knebelbart und sprach: Gott erhalte den König Psammuthis! — Der sehr verehrliche Priester der Isis hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, einen capitalen Einfall gehabt. Wir müssen eilen, eh' uns die Phönicier oder die von Karthago zuvorkommen, eine so schöne Gelegenheit zu benutzen. — Ist diese Nation zahlreich? fragte er den Priester.

„Sehr zahlreich, antwortete dieser: das Land wimmelt von Einwohnern; denn es ist ungemein fruchtbar, und die Leute sind friedsam und durch große Gebirge und Wüsten von andern Völkern abgesondert."

Desto besser! sagte der Oberaufseher der Finanzen. Es sind gute Leute; sie haben Goldstaub und Elephantenzähne. Seine Ehrwürden hat uns da eine treffliche Gelegenheit gemacht, unsere Leinewand, Mousselinen, Schleier, Gürtel, Bänder und hundert andere Artikel unserer Fabriken mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Cassen Ihrer Majestät füllen und Ihre Unterthanen bereichern wird. Die Gelegenheiten sind selten, wo man mit beiden Händen nehmen kann. Beim Anubis! ein göttlicher Einfall!

„Ich gestehe Ihrer Majestät, versetzte Abulfauaris, daß ich keine so ökonomische Absichten dabei hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der großen Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, zu vollbringen; welche, da sie die Aegypter zuerst lehrte den Flachs zuzubereiten und mit dem Gewebe davon sich zu bekleiden, sich beleidigt findet, Menschen zu sehen, die durch ihre Blöse das edle Geschenk der Göttin zu verachten und unnütz machen zu wollen scheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, diese

meine geringe, doch wohlgemeinte That auch noch einen politischen Nutzen: so möge dieses Beispiel Ihrer Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daß wir unsern eigenen Vortheil nicht gewisser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist."

Wohl gesprochen! — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ungefähr war ein griechischer Philosoph, welchen der König (wenn Se. Majestät lange Weile hatte) gern um sich leiden mochte, bei der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

„Großer König (sagte der Grieche), was der hoch erleuchtete Oberaufseher der Finanzen sagte, ist so gut ausgedacht, daß der große Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen!) nichts Klügeres hätte sagen können.

„Aber, ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihen wolle! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinewand ein Geschenk gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andere Frage.

„Vermuthlich muß die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde seyn, denn sonst würden sie wohl schon lange Mittel gefunden haben, sich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den ehrwürdigen Abulfauaris und seine Leinewand zu ihnen geführt hat. Und daß diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh' uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat; aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

„Demnach sehe ich nicht, was für einen Dienst er diesen Leuten geleistet zu haben meint.

„Ihre Nacktheit hatte (wie er selbst gesteht) wenigstens für sie nichts Unsittliches; und mir scheint nichts natürlicher als dieß. Unsere griechischen Weiber lassen ohne Bedenken ihr Gesicht, ihre Hände und einen Theil ihrer Arme nackend sehen, ohne darum unweiser zu seyn als eure Aegypterinnen, welche gleich beschämt wären, ihr Gesicht oder ihren H** sehen zu lassen. — Diese Wilden, deren Blöße dem sehr verehrlichen Priester so anstößig war, sind vermuthlich am ganzen Leibe Gesicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollständigen unbekleideten Figur ihnen nicht mehr zu schaffen macht, als dem Griechen der Anblick eines alltäglichen Gesichtes; und auf die Gewohnheit kommt in solchen Dingen Alles an.

„Abulfauaris hat also (wenn es erlaubt ist, nach Menschenweise von dieser Sache zu reden) diesen guten Leuten, deren Freund er übrigens ist, einen Dienst gethan, der ihnen zu nichts dient. — Aber, daß dieser Liebesdienst, gegen die Absicht Sr. Hochwürden, die unglücklichsten Folgen für die Unschuld ihrer Sitten haben könnte, scheint mir mehr als eine blose Besorgniß zu seyn. Ich will es der Zeit überlassen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Ihrer Majestät und vor einem Priester der Isis den Weissager zu machen. Aber, um nur von dem, was schon geschehen ist, zu reden, — ist es nicht schon weit genug gekommen, da sich diese guten Leute ihrer eigenen Gestalt zu schämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon seyn? Und wie hat es der Scharfsinnigkeit des weisen Abulfauaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern seine Röcke und

Mäntelchen austheilte, Eitelkeit, Begierde, sich herauszuputzen, Eifersucht, Mißgunst und Zwietracht zwischen ältern und jüngern Schwestern, Töchtern und Müttern ausgesäet hat?

„Ich will glauben, daß es ihm selbst in gewisser Betrachtung bequemer gewesen seyn mag, diese Töchter der kunstlosen Natur in Röcken und Mäntelchen vor sich zu sehen; aber —“

Diagoras ist ein Freidenker, wie ich höre, fiel der Priester mit einem gezwungenen Lächeln und einem sanften Kopfwiegen ein, welche dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung schienen.

Er hätte dieß bedenken sollen, eh' er zu reden anfing.

Aber wie hätte auch ein Grieche und ein Philosoph zu schweigen wissen sollen, da er eine so schöne Gelegenheit zum Reden vor sich sah?

5.

Abulfauaris hat uns keinen geringen Dienst gethan, sagte der König Psammuthis. Ich weiß nicht, wie die Unschuld seiner Wilden sich dabei befinden wird; aber die ägyptischen Manufacturen werden sich sehr wohl dabei befinden, und wir haben Goldstaub vonnöthen.

Mit diesen Worten winkte der König den Priester und Oberaufseher der Finanzen in sein Cabinet und ließ den Philosophen stehen.

Dieser verstand den Wink. Er ging gerades Weges nach dem Hafen; und da er ein griechisches Schiff diesen Augenblick segelfertig fand, stieg er ein und fuhr mit gutem Winde nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Priesters Abulfauaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu stehen.

Ihre Unschuld war das Erste, was darüber verloren ging.

Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daß etwas Unedles oder Unziemliches darin seyn könne, sich selbst gleich zu sehen und sich Andern in seiner eignen Gestalt zu zeigen. Ihre Schönen (wofern die unsrigen anders erlauben wollen, für möglich zu halten, daß es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unschuldigern Grund, warum sie Alles sehen ließen, als die Perserinnen haben, Alles zu verbergen, oder die christlichen Europäerinnen, ihren Busen — oder so etwas Aehnliches, das sie der Kunst zu danken haben — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieser Gebrauch hatte bei ihnen noch einen andern sittlichen Nutzen, welchen Abulfauaris nothwendig hätte bemerken müssen, wenn das Vorurtheil sehen könnte. Die Gewohnheit machte nämlich beide Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Der Geschlechtstrieb wurde bei ihnen schlafen gelegt, anstatt daß er bei policirten Menschen immer rege gemacht wird. Die Liebe war bei ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; aber ohne Liebe sagte die Natur einem Manne selten mehr für ein Weib, als für seines Gleichen.

Seit dem fatalen Geschenke des Priesters Abulfauaris veränderten sich ihre Sitten in diesem Artikel zusehends: und nachdem noch, zu allem Ueberfluß, die großmüthige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memphis Anstalten getroffen hatte, diese Neger für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten ägyptischer Manufacturen zu versehen;

so verfeinerte sich in kurzer Zeit ihre Lebensart so sehr, daß Abulfauaris selbst bei seiner Wiederkunft Mühe hatte, sie zu erkennen. Die schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten herausputzen könne. Die neuen Reizungen, welche sie aus den ägyptischen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In Kurzem wurde die Sucht, sich zu kleiden, so weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich, zu errathen, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen seyn könne. Dieses erweckte die Neugier und setzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstande der Liebe ein Gegenstand des Vorwitzes. Mancher bildete sich ein, bei einer andern Reizungen zu finden, die er bei der seinigen nicht fand — oder nicht achtete. Tausend kleine Kunstgriffe, deren sich die Weiber bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen oder ihre Mängel unsichtbar zu machen, hintergingen das Auge oder die Einbildung und gaben zu tausend kleinen Irrungen Anlaß, welche — desto größere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniß schlich sich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keuschheit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an, sich ein Geschäft daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen; und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Vertheidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte, den angreifenden Theil in Athem zu erhalten, sahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage so gewiß entgegen, daß

es unmöglich war, sich durch ihre Gegenwehr abschrecken zu lassen.

Der weise Abulfauaris hatte also das Vergnügen, seine vermeinte Sittenverbesserung bei diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen; er fand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig seyn werde, nunmehr auch die Strafgesetze der Aegypter gegen allerlei Laster, mit deren Benennungen wir dieses Blatt nicht besudeln wollen, unter ihnen einzuführen.

Was das Sonderbarste scheinen möchte, war die süße Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zu Stande gekommen war, sich zu Memphis einen zweiten Hermes, einen Gesetzgeber und Wohlthäter der Wilden nennen ließ, voll innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieses Gleichniß erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten eingeimpft hatte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder davon befreien zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in übellaunigen Augenblicken die Weissagung des griechischen Philosophen eingefallen sey, und daß er bei Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln: „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Neger zu lassen, wie er sie gefunden." Jedoch habe er sich in diesem Fall allemal mit einer Distinction beruhiget. — (Im Vorbeigehen, ein neues Beispiel, was für ein vortreffliches Specificum eine gute Distinction ist, die Natur und die Empfindung in Fällen, die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum Schweigen zu bringen.) — „Wenn ihre Unschuld nur von ihrer Nacktheit abhing (habe er gesagt), so hatte sie nichts Verdienstliches; so war es bloser Mechanismus; so verdiente sie den Namen der Tugend eben so wenig als die Keuschheit eines frigidi

et maleficiali: — und so habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt, was Tugend ist, und zweitens hab' ich ihnen Gelegenheit verschafft, sie auszuüben."

7.

Ob der Priester Abulfauaris Recht gehabt habe, sich hinter diesem subtilen Trostgrunde vor den Vorwürfen sicher zu halten, welche ihm ein Sachwalter der Unschuld der armen Neger zu machen berechtigt war, ist eine Frage, die der besagte Anwalt, wenn er nicht ganz ungeschickt wäre, ungefähr also auflösen würde: —

„Die Frage: — Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen? — oder, ist es diesem Volke besser, mit den Reizungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne?

„Diese Frage, meine Herren, scheint mit der folgenden einerlei zu seyn: — Ist es besser, gesund zu seyn, ohne zu wissen, daß man gesund ist, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Werth der Gesundheit desto besser schätzen lerne?

„Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen, Unschuld der Sitten die Gesundheit des moralischen Menschen, und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden.

„Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm, solang er sie behalten kann; so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit

unglücklich zu werden. Wozu hatten die Neger eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig und hätten es ohne die Geschenke des ehrwürdigen Priesters vielleicht noch lange bleiben mögen."

Vielleicht auch nicht! —

„Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden Arznei für eine Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, daß sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte?"

8.

Dem sey, wie ihm wolle, Abulfauaris stand zu Memphis in dem Ruhme eines sehr weisen Mannes, und der König Psammuthis erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beigebracht hatte, die den ägyptischen Manufacturen so vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten, daß seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sey.

„Sollten nicht beide Theile Recht gehabt haben? Psammuthis beurtheilte die Güte dieser Moral nach dem Nutzen, welchen sein Volk von ihr zog; die Neger beurtheilten sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beide Theile anders denken?"

Ja wohl! — Sie hätten nur denken dürfen, wie Abulfauaris, der einen ganz andern Maßstab des Guten und Bösen hatte und den Nutzen oder Schaden seiner Moral für blose Zufälligkeiten ansah, welche, von dem erhabnen

Standorte, auf den er sich in seiner Einbildung stellte, betrachtet, so klein und unbedeutend wurden, daß ein Mann, wie er, sich nicht die Mühe nahm, sie in Betrachtung zu ziehen.

„Und Abulfauaris hatte auch Recht?“ —

Warum nicht? Er dachte wie ein Priester, Psammuthis wie ein König, und die alten Neger, wie ein alter Neger denken soll.

Seine Absicht war gut, sagten seine Freunde.

Kann die gute Absicht eine unweise Handlung rechtfertigen? fragten seine Tadler.

Wir haben keine Lust, ihren Streit zu entscheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn, nicht, weil er Recht hatte, sondern — weil sie seine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht, weil er Unrecht hatte, sondern — weil sie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwischen ihnen anmaßen?

Oder, gesetzt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde, welcher Partei sollten wir den Sieg zusprechen?

Macht die Absicht eine Handlung gut: — gütiger Himmel! welche Uebelthat könnte nicht auf diese Weise gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegentheil: — welch ein strenges Urtheil sprechen wir dann, wissend oder unwissend, über das ganze Geschlecht der Kinder Adams! Wer wird bestehen können?

Ich gestehe, daß ich mich hier in der nämlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schach-Baham bei einem Problem von einer andern Art gerieth, und daß ich mir eben so wenig zu helfen weiß: — „Jamais question

plus difficile à décider ne s'étoit offerte à mon esprit, et je la laisse à resoudre à qui pourra.“

9.

Abulfauaris also — welcher, wie gesagt, zuweilen ein weiser Mann war und zu allen Zeiten es wenigstens zu seyn schien, auch (wie wir sehen) gute Absichten hatte, — bekam einige Zeit vor seiner Reise in die Geisterwelt (wie die Aegypter den Tod nannten) den Einfall, „die geheime Geschichte seines Lebens zu Papier zu bringen.“

Ein wunderlicher Einfall von einem Priester der Isis! wird man sagen. — Genug, er hatte ihn.

„Ich widme, sagt er, diese Bekenntnisse meinen geehrtesten Brüdern, den Priestern zu Memphis, Sais, On, Bubastos, Theben u. s. w., und unsern Nachfolgern. — Sie sollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttin zu Memphis aufbehalten und vor profanen Augen sorgfältig verwahrt werden. Meine Absicht ist, daß meine Fehltritte selbst durch die Lehren, welche sich Andere daraus ziehen können, wohlthätig werden und auf diese Weise das Uebel, das ich aus Irrthum oder Schwachheit gethan habe, so viel möglich vergüten sollen.“

Wir gestehen, daß diese Stelle uns eine Hochachtung für diesen alten Priester der Isis eingeflößt hat, deren Größe mit der Schönheit einer solchen Gesinnung und mit der Seltenheit derselben bei Personen seines Ordens in gehörigem Verhältniß steht.

Diese Hochachtung, — mit dem billigen Anstande, Bekenntnisse, welche gewisser Maßen das Ansehen eines

Testamentes haben, gegen seine ausdrückliche Verordnung der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusetzen; und die Betrachtung, daß er unter profanen Augen vermuthlich die Augen Aller derjenigen gemeint habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis eingeweiht worden sind; welches Vortheils, allem Ansehen nach, die wenigsten von unsern Lesern sich werden rühmen können; — Alles dieß scheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worin sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemaligen Eigenthümers — wo sie auch liegen mag — ungestört ruhen zu lassen.

Und doch — wenn wir auf der andern Seite bedenken, daß der Priester Abulfauaris kein Recht hatte, uns, die wir über zweitausend Jahre später in die Welt kamen, als er, eine Verbindlichkeit aufzulegen, wodurch wir einer höhern Pflicht genug zu thun verhindert werden;

Daß er auf keine Weise berechtigt war, die Vortheile seines warnenden Beispiels blos auf seine Ordensbrüder, die Isis-Priester zu Memphis, einzuschränken; und

Daß der Nutzen, welchen wir der Nachwelt durch die Bekanntmachung seiner Bekenntnisse, soviel an uns ist, verschaffen, vermuthlich das einzige Mittel ist, den Schaden, den seine Fehler und Verirrungen der Menschheit zugefügt haben, einiger Maßen zu vergüten: so verschwinden alle unsere Bedenklichkeiten wieder; und so übergeben wir denn — ohne Furcht, die pios manes des ehrlichen Priesters Abulfauaris in ihrer Ruhe (die wir ihnen von Herzen gönnen) dadurch zu stören — dem geneigten Leser — seine Bekenntnisse.

Die Bekenntnisse

des

Abulfauaris,

gewesenen Priesters der Isis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten.

Auf fünf Palmblättern von ihm selbst geschrieben.

Erstes Palmblatt.

Durch die Geburt, als der Sohn eines Priesters, zum Stande meiner Voreltern bestimmt, wurde ich in den Vorhöfen des großen Tempels zu Memphis in dieser strengen Regelmäßigkeit erzogen, welche, nach der klugen Vorsicht unsrer Alten, erfordert wird, einen zukünftigen Priester zu bilden.

Zugleich mit den großen Grundmaximen unsrer Hierarchie lernte ich die Kunst, meine Leidenschaften zu verbergen; — die Kunst, meine Blicke, Gesichtszüge und Geberden nach dem Modell einer unbeweglichen Ernsthaftigkeit abzuzirkeln; — die Kunst, wenn ich zornig war, zu lächeln und, wenn Andre lachten, gleichgültig oder, wofern es die Umstände mit sich brachten, feierlich auszusehen; — die Kunst, allen meinen Reden einen religiösen Schwung, allen meinen Handlungen religiöse Beweggründe zu geben und Alles, was ich Gutes that, der Inspiration des Osiris oder der Isis oder irgend einer andern Gottheit zuzuschreiben. Kurz, alle diese Künste — die ich nicht nöthig habe, euch, meine sehr werthen Mitbrüder, vollständig herzuzählen, und welche zur Erhaltung unsers gerechten Ansehens so nothwendig sind, — wurden mir durch die Erziehung so eigen gemacht, daß sie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene und die Grazie der Natur bekamen und mir eben so

mechanisch wurden, als ob ich sie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Außer diesem wißt ihr, meine Brüder, daß unsre ganze Erziehung darauf eingerichtet ist, uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unseres Standes, einen immer brennenden, wiewohl äußerlich ruhigen Eifer für die Erhaltung unsrer Verfassung und eine pünktliche Anhänglichkeit an die Ceremonien, das Ritual und den ganzen exoterischen Theil unsers religiösen Systems einzuflößen.

Man bekümmert sich nicht darum, uns zu überzeugen, daß Isis und Osiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Typhon wirklich Götter sind; aber man gewöhnt uns an, ihnen oder vielmehr ihren Bildern und Allem, was nur die mindeste Beziehung auf ihren Dienst hat, so zu begegnen, als ob sie es wären.

Diese Methode ist, wie ihr wisset, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderin unsrer ganzen Verfassung gewesen ist. Die Einsichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Mysterien des Osiris und der Isis eingeweihet worden sind, würden bei den Meisten von uns sehr nachtheilige Folgen haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechanischen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äußerste Ehrerbietung vor allen Gegenständen der öffentlichen Verehrung sehen zu lassen.

Ich gestehe freimüthig, daß ich die Nothwendigkeit dieser Angewöhnung aus meiner eignen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne sie würde es mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einsicht in unsre Geheimnisse zugelassen worden war, öfters beinahe unmöglich gewesen seyn, die Rolle, welche mir meine Bestimmung im Tempel zu Memphis auferlegte, so zu spielen,

daß nicht zuweilen ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünstelten Verstellung wider meinen Willen hätte verrathen können, daß sie mir nicht natürlich sey.

Ich befand mich dieser Gefahr um so mehr ausgesetzt, weil mir die Natur eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, die sich zuweilen in mir empörte, und besonders bei solchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

„Du bist überzeugt, sagte ich zu mir selbst, daß alle diese Götter, in deren Anbetung du das ägyptische Volk unterhältst, weder mehr noch weniger gewesen sind, als Menschen wie du; Menschen, die von Fleisch und Brod lebten und, nachdem sie gestorben waren, von Würmern gegessen wurden; denn die Kunst, die Todten durch die Einbalsamirung zu erhalten, war zu ihren Zeiten noch nicht erfunden. Die Aufschlüsse sind unwidersprechlich, welche du durch die Initiation von dieser Wahrheit bekommen hast, von der dich schon die blose Vernunft hätte überzeugen sollen.

„Wer weiß besser als du, daß dieser Apis, dessen Tod das ganze Aegypten in die tiefste Trauer setzt, ungeachtet seines weißen Vierecks auf der Stirne, eben so sehr ein Stier ist, als irgend ein anderer Stier; und daß es lächerlich ist, einer Katze wie einer Göttin zu begegnen oder vor einer Meerzwiebel sich demüthig im Staube zu wälzen? — Du gestehest dir selbst, daß alle diese Dinge ihre vermeinte Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um diesem Pöbel bessere Begriffe beizubringen, du unterhältst ihn in seinem dummen Aberglauben? — O Abulfauaris, Sohn des Menophis, ich besorge, du bist ein Betrüger!"

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es, — vielleicht zu meiner Schande — beunruhigten mich in den ersten Jahren meines Priesterstandes so oft, daß es mir Mühe kostete, zu verhindern, daß sie bei gewissen Veranlassungen nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es sey nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, mir eben diese Gedanken als Dünste und Wirkungen der Milzsucht sehr leicht aus dem Sinne zu schlagen.

„Wenn es jemals möglich seyn wird (antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklichkeiten), daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, so ist doch gewiß, daß es nicht in Aegypten geschehen wird; oder, wenn das ägyptische Volk jemals zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist wenigstens dieses unleugbar, daß dermalen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind.

„Die Religion der Aegypter, so anstößig und widersinnig sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammengewachsen, daß seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist.

„Die Aegypter glauben eine besondere Vorsehung und eine Bestrafung begangener Uebelthaten nach dem Tode. Diese beiden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; denn von ihnen empfangen die Gesetze ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit. Selbst der Aberglaube des ägyptischen Volkes dient dazu, die Wirkung jener großen Wahrheiten zu befördern. Wo sie sich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbole des unsichtbaren Wesens in die Augen, vor dessen Gegenwart und Aufsicht über ihre Handlungen sie zittern sollen. Je größer die Ehrfurcht ist, welche sie für diese

sichtbaren Bilder der Gottheit fühlen; desto kräftiger wirkt auf diese rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche sie sich auf eine andere Art vorzustellen unfähig sind; desto heilsamer für die Gesellschaft wird die Scheu, unter den Augen so vieler Gottheiten Böses zu begehen.

„Dem Volke reinere Begriffe zu geben, ist, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommensten Gewißheit überzeugt zu seyn, daß es ohne sie nicht schlimmer werden wird, als es mit ihnen ist, — welcher Gefahr würde durch eine so gewagte Verbesserung das ganze System der Staatsverfassung ausgesetzt!

„Wenn es also Betrug ist, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte: so ist es ein heilsamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, diesen Namen zu verdienen.

„Nein, Abulfauaris, du hast keine Ursache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu schämen, dem die ehrwürdigsten Geschäfte des Staates, die Erhaltung seiner Grundfeste und seines großen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienst anvertrauet sind;

„Des Ordens, welchem die Aegypter Alles, was sie so weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfassung, Gesetze und Künste schuldig sind;

„Dem sie es zu danken haben, daß die königliche Gewalt, — welche zur Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig und die Seele ist, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdauerndes und lebendiges Ganzes wird, aber eben deßwegen so leicht und so gern ihre Gewalt mißbraucht, — daß sie in Schranken

eingeschlossen bleibt, durch welche die Gesetze und die bürgerliche Freiheit vor willkürlichen Anmaßungen sicher sind.

„In diesem Lichte betrachte deine Bestimmung, Abulfauaris, und dann sprich, ob eine edlere gedacht werden kann!"

Zweites Palmblatt.

Ich besorge sehr, meine Brüder, diese Gegenvorstellungen, welche ich meinem Gewissen oder meiner Ehrlichkeit, oder wie ihr es nennen wollt, machte, sind nicht gründlich genug, daß sie mich so vollkommen hätten beruhigen sollen, als sie thaten, nachdem mich die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewisser Pflichten meines Dienstes und gegen die Vorwürfe des besagten — wie heißt es? unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre; — aber, seitdem ich die schwarze Pforte der Geisterwelt für mich aufgethan sehe, kommen mir viele Dinge anders vor, als ehemals. Zum Beispiel, die Unterscheidung zwischen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und ausgebildeten, deren wir uns berühmen, scheint mir bei Weitem nicht mehr so wichtig zu seyn; und ich kann mich nicht erwehren, zu glauben, daß der armseligste Tagelöhner in Memphis aus den Händen der Natur eine Seele von der nämlichen Art empfange, wie der König oder der verehrliche Vorsteher unsers heiligen Ordens, der Oberpriester des Osiris selbst.

Warum sollte es unmöglich seyn, der Seele dieses Tagelöhners begreiflich zu machen, daß Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel eine —

Meerzwiebel sey? — daß der Stier zwar für ein symbolisches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daß der Ibis uns nützlich sey, weil er unsre Schlangen ißt, und daß ihm unsre Aerzte vielleicht das Geheimniß des Klystiers abgelernt haben; daß die Meerzwiebel ein vortreffliches Mittel sey, verdickte Säfte zu zertheilen: aber, daß schlechterdings kein Grund vorhanden sey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre erweisen sollten?

Ich gestehe, daß es mir schwer fällt, von einem Geschöpfe, das einem Menschen gleich sieht, so schlecht zu denken, als ich thun müßte, wenn ich es für unfähig halten sollte, so klare Wahrheiten begreifen zu lernen; und daß ich meines Orts viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmsten unter allen Dummköpfen dieser Unterwelt nicht unendliche Male begreiflicher seyn sollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott sey.

Allerdings ist die Macht des Aberglaubens, wenn er einmal von dem Gehirne des Menschen Besitz genommen hat, entsetzlich. Aber ich sage auch nicht, daß man das Volk auf einmal klug machen solle. Wenn blinde Seelen sehend gemacht werden sollen, muß man ohne Zweifel die nämliche Vorsicht gebrauchen, wie bei Leuten, denen man den Staar gestochen hat. Genug, daß sich in zwanzig bis dreißig Jahren eine erstaunliche Umkehrung in den Köpfen des Volkes bewirken ließe, wenn wir uns entschließen könnten, ein so edelmüthiges Werk zu unternehmen und darin nach einem gemeinschaftlichen, regelmäßigen Plane zu verfahren. Ich denke nicht, daß wir nöthig haben, uns die Besorgniß, „die großen Grundwahrheiten unsrer Religion möchten dadurch untergraben werden," davon abschrecken zu lassen. Wahrheit

und Wahrheit sind zu gleichartige Dinge, als daß sie sich nicht mit einander vertragen sollten.

Aber ich weiß einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunsch schwerlich jemals aufhören wird, ein Wunsch zu bleiben. Ihr werdet, das bin ich gewiß, Alle, Einer nach dem Andern, so denken wie ich; aber, ach! wie Abulfauaris werdet ihr erst alsdann denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt, Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch diesen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Busen aufschließen werde, um euch Geheimnisse darin sehen zu lassen, die vor jedem andern als einem allsehenden Auge verborgen geblieben sind.

Hermes, der große Stifter unseres Ordens und der Gesetzgeber unseres Volkes, hinterließ uns eine sehr einfache Religion, wie ein Volk sie nöthig hatte, welches eben erst durch ihn gesammelt worden war und die erste Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte, und so gut, als ein solches Volk sie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenste Sorge scheint gewesen zu seyn, die künftigen Priester, als die Aufbewahrer seiner Gesetze, auf den richtigen Standpunkt zu stellen, aus welchem sie das erhabne Amt, welches er ihnen in seiner Republik anvertraute, zu übersehen hätten. Er verfaßte seine geheime Lehre theils in Hieroglyphen, theils in dem geheiligten Alphabet, wovon er der Erfinder war, und wozu wir allein den Schlüssel haben. Er lehrte uns darin: daß seine Religion aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet werden müsse, und daß seine Absicht dabei keine andere gewesen, als seine neu gestiftete Republik fester zusammenzuziehen und, durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer

strengen Bestrafung des Lasters nach dem Tode, der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu: Alles, was er an den Aegyptern hätte thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und polirt werden müsse, welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Ueberdieß seyen alle Gesetze ihrer Natur nach der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns deßwegen —

Doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Vorstellungen nicht mehr so gebieten kann, wie vormals — Ich komme zur Sache.

Die älteste Religion der Aegypter war also, wie gesagt, sehr einfach.

Die Aufnahme der Heroen unseres Volkes unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung, und die Hieroglyphen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beinahe ins Unendliche zu vermehren.

Niemals ist vielleicht ein abergläubischeres Volk und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit aufgelegt machte, gewesen, als das unsrige. Aegypten ist in der That das Land der Wunder; und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beim Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnißvoller Denkmäler eines die Geburt aller anderen Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt zu glauben, daß unser Land ehemals eine Wohnung der Götter gewesen sey.

Die Einwohner eines solchen Landes müssen natürlicher Weise mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienste der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen; zumal wenn sie überhaupt zur Melancholie geneigt sind, und ihre ganze Verfassung, anstatt diesen Naturfehler zu verbessern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung gibt. Denn wie sollte ein Volk nicht schwermüthig seyn, welchem wir aus einem spitzfindigen Begriff von religiöser Politik alle Musik untersagt haben? — welches sogar bei seinen Gastmählern und geselligen Ergetzungen die Gegenwart einer Mumie vonnöthen hat, um sich zur Freude aufzumuntern? — und bei welchem die Könige selbst den größten Theil ihres Lebens damit zubringen, sich ihr Grabmal zu bauen? Ein solches Volk ist dazu gemacht, in einer Religion, die zu der Düsterkeit seiner Gemüthsart paßt, zu gleicher Zeit eine Nahrung seines Trübsinns und ein Hülfsmittel gegen das Uebermaß desselben zu suchen.

Der ausschweifendste Aberglaube scheint ein Bedürfniß der Aegypter zu seyn. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jede Stadt, jede Zeit, jede Handlung, jede Person hat ihre eigenen. Die alltäglichsten Erscheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen, die natürlichsten Uebel zu besondern Strafgerichten gemacht. Ein nichtsbedeutender Zufall, ein alberner Traum ist hinlänglich, die Ruhe solcher Unglücklichen zu stören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was sie thun sollen, und die andere, ihnen abzubitten, was sie gethan haben.

Wie konnt' es anders seyn, als daß ein solches Volk mehr Priester haben mußte, als irgend ein anderes in der Welt? Es mußte ihrer schon eine unmäßige Anzahl haben, um nur jedem Gott seinen Priester zu geben. Der ursprüngliche

priesterliche Stamm reichte nicht zu, die ägyptische Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entstand daher eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke; Leute, welche anfangs keine andere Ansprüche machten, als den Priestern in ihren Verrichtungen und den Aegyptern zu ihren häuslichen Andachten behülflich zu seyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorher sah, was so leicht vorher zu sehen war. Aber unvermerkt wußten sie so viel Ansehen bei dem Volke zu erschleichen, daß es bereits unmöglich gewesen wäre, sie wieder los zu werden, als man zu merken anfing, wie nachtheilig ihr Daseyn, ihre Vermehrung und ihre Bemühungen der alten Verfassung wurden. Die Liebe zum Müßiggang und die Bequemlichkeit, sich auf Anderer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmten das Land mit diesen Mitteldingen, deren unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel, wie eine Spinne ihren Raub, mit ihrem Hirngespinnste zu umwickeln und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen, zu graben oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Großen den Zugang zu öffnen oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt Alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten und Katzenlöcher, — wenn sie nur hineinkommen. Und da sie es einmal so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in Kurzem ihr Uebermuth! Wir selbst mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten; noch glücklich genug, dem ehrwürdigen Charakter unseres Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Alterthum ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter fressende Uebel in der Wurzel anzugreifen.

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Aegypter nichts zu hoffen ist. Die große Isis möge ihnen gnädig seyn! Aber in diesem Leben werden sie niemals einsehen lernen, daß eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Palmblatt.

Eben dieselbe Politik, meine Brüder, welche euch zurück hält, dem Aberglauben und den vorbesagten Mitteldingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt auch mich zurück. Ich glaubte weislich daran zu thun; aber, seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifle ich sehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wir's nicht wagen dürfen? wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das Angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat!

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese große Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache nach ihrer Wichtigkeit in Ueberlegung zu nehmen und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die letzten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch ich besorge sehr, das, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß,

nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntnisse, welches ich im Begriff bin abzulegen! — Möchte dieß, große Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gericht angesehen werden, vor welchem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königin der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieser Abulfauaris, dessen untadeliges Leben Anderen zum Beispiel vorgehalten wurde, dieser Abulfauaris, der sich durch die Ausbreitung unseres Gottesdienstes und unserer Herrschaft über eine africanische Völkerschaft, welche unserm großen Sesostris selbst unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das ägyptische Reich erworben hatte, — begangen haben könne, das den Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte?

Ach, meine Brüder! (wenn ich anders noch würdig bin, euch so zu nennen) eben dieß, was mir von der Welt, von unserem Hofe, von unserem geheiligten Orden selbst so viele Lobsprüche und Belohnungen zuzog, eben dieß, was der Stolz meines Lebens seyn sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, und wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, — wenn das innerliche Gefühl, daß diese Strafe das Wenigste ist, was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte!

Höret denn meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beispiel den Besten unter euch erzittern und einen Jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen als Feinde zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauern. Ein weises Mißtrauen in uns selbst ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum mußt' ich in der Sicherheit einer

vierzigjährigen Tugend diesen goldenen Spruch aus den Augen verlieren!

Ich will euch von der Geschichte meiner Reise zu den Negern dasjenige nicht wiederholen, was aller Welt bekannt geworden ist. Die geheimen Umstände dieser Hauptepoche meines Lebens sind es, was meinem ganzen Betragen sein wahres Licht gibt; und nur von diesen wird hier die Rede seyn.

Ihr wisset, denke ich, meine Brüder, daß diese Neger, zu jener Zeit, da ihr Unstern mich zu ihnen führte, ein freies, unschuldiges und in seiner Unwissenheit künstlicher Bedürfnisse glückliches Volk war.

Ihr wisset nicht minder, daß sie gegenwärtig auf ägyptische Weise policirt, mit unsern Sitten und Lastern angesteckt und der willkürlichen Gewalt unserer Könige oder vielmehr der Raubsucht und dem Uebermuth ihrer Höflinge unterworfen und unter diesem Joche vielleicht das unglücklichste Volk unter der Sonne sind.

Und wenn nun der Geiz, der Stolz und die Ueppigkeit des Priesters Abulfauaris die wahren Ursachen dieser für die armen Neger so unglücklichen Veränderung gewesen wären, — würde er nicht Ursache haben, das vermeinte Verdienst, welches ihm die ehrenvollen Namen eines Lehrers und Gesetzgebers dieses Volks erworben hat, für die schwärzeste That seines Lebens zu halten?

Und gerade so, meine Freunde, verhält sich die Sache!

Der Umstand, der mich in den Stand setzte, der Blöse der ehrlichen Neger zu Hülfe zu kommen, war nicht so sehr zufällig, als ich es dem Könige vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bei diesen Wilden zu holen wären; und, ohne den Gewinn so genau auszurechnen, wie der Oberaufseher der Finanzen, wußte ich doch sehr

wohl, daß ich bei der Vertauschung meiner Leinewand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan, dieses Volk zu policiren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit und eine gewisse Lenksamkeit, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welche dieses Volk liebenswürdig machten und mir hätten beweisen sollen, daß es unserer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir den ersten Gedanken gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Aegypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Dieser Gedanke arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihm machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Polizei für elend zu halten; das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeigten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für einen Ersatz meiner gemalten Leinewand zu halten schien; die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch Mittheilung der übrigen Producte unserer Künste machen könnte: — Alles dieß wirkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Neger Alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenk zu machen, abschrecken konnte; — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, die Gefahr oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen mit unseren Bedürfnissen auch unsere Leidenschaften und mit beiden unsere Laster mitzutheilen, endlich die nur allzu gerechte Besorgniß, wie unglücklich sie durch den Mißbrauch der Gewalt werden könnten, deren die Aegypter, unter dem

Scheine der Freundschaft, sich ohne Zweifel über sie anmaßen würden. Die Natur hat mir ein empfindsames Herz gegeben, meine Brüder; ich erschrak vor den Folgen meines ersten flüchtigen Entwurfs; und so sehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an diesem Volke verdienen konnte, so glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenschaft — welche gewohnt ist, den Sieg davon zu tragen, wie schwer er ihr auch gemacht wird — den Ausschlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erstaunen, — so wenig hättet ihr eine solche Schwachheit von der strengen Weisheit des Abulfauaris vermuthen können — wenn ich euch sage, daß es die Liebe oder, richtiger zu reden, die Leidenschaft war, welcher man mit diesem schönen Namen das Auffallende benehmen will, das sie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man sie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die priesterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Samen dieser vermeinten Schwachheit — welche in der That der Tugend günstiger ist, als man gemeiniglich glaubt — in meinem Herzen erstickt. Aber den sinnlichen Trieb konnte diese Erziehung nicht ersticken; und so gut ich — Dank sey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieses unheilige Feuer zu verbergen wußte, so brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir über diesen Punkt noch keinen sonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen sollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend scheitern würde, als unter diesen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worin die Flamme, von der ich eben gesprochen habe, zumal wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bei einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verloren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Gestalten — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinne machten, setzte meine Einbildungskraft in die Stimmung, worin sie seyn muß, um von einem besonderen Gegenstande lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Stimmung erblickte ich die schöne Mazulipa, die Frau eines Mannes, der in vorzüglichem Ansehen unter diesen Schwarzen stand; und der erste Anblick wirkte stark genug, daß ich in weniger als vierundzwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die syrische Göttin beschlossen hätte, mich zu einem Beispiel der furchtbarsten Ausbrüche ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch keine Schilderung von dieser schuldlosen Verführerin machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken, mich zu verführen — ohne eure Einbildungskraft in Gefahr zu setzen. Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit — stellt mir noch in diesem Augenblick ein so warmes Gemälde von diesem reizenden Weibe vor, daß ich, wider meinen Willen, unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken.

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wußte im ersten Augenblicke so gut, wohin diese Leidenschaft zielte, und dachte so wenig daran, mich über ihre Absichten zu betrügen, daß ich vielmehr, von besagtem Augenblick an, keine Macht hatte, auf etwas Anderes zu denken, als auf Erfindung eines

schicklichen Mittels, sie ohne Gefahr meines Charakters befriedigen zu können.

Und in eben diesem Augenblicke war es auf einmal beschlossen: daß die Neger policirt werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizei ist auf unsere Religion gebaut; und so sollte es auch bei meinen Negern seyn. Nichts war mir jetzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war, zum Beispiel, keine nothwendige Folge, daß sie mit unsern Sitten auch unsere Laster annehmen mußten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andere fehlen sollten, waren nicht die Mysterien der Isis ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbniß? das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens?"

Die Mysterien! — Diese Vorstellung fiel stark auf mein Gemüth. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß der Gedanke an diese Geheimnisse — an welche keine Seele, die des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wuth der Leidenschaft begeisterten Phantasie den Stoff zu dem schändlichsten Entwurfe darbot, der jemals den Busen eines Menschen besudelt hat?

Aber denket nicht, daß ich, wie elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sey, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsere Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder! Mit Entsetzen vor mir selbst verwarf ich die scheußliche Eingebung des unreinen Dämons und faßte so heldenmüthige

Entschließungen, daß ich Ursache zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh' ihn seine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren sicherm Hinterhalte die versteckte Leidenschaft, indessen wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten lauert, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entschlossenheit, glaubte ich nun, ohne das mindeste Bedenken an dem großen Entwurfe der Umgestaltung meiner Neger arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit sie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daß ich eben so wenig Schwierigkeiten finden würde, sie auch in den übrigen Stücken nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unserer Religion. — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Mysterien bei ihnen einzuführen; meine Lieblingsidee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug ins Werk setzen konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beispiel des dreimal großen Hermes vor mir; und ich glaubte, die Unschuld meiner Neger, wofern sie ja von der Ansteckung unserer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Initiation am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht — oder wollte ihn nicht sehen.

Ich war inzwischen nach Aegypten zurück gegangen, um dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben,

und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stand allenthalben vor mir; es beunruhigte — darf ich es sagen? es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft stieg auf einen Grad, der alle meine Entschlossenheit wankend machte. Aber der gute Vorsatz, dieses betrügliche Einschläferungsmittel, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünscht' ich mir Flügel, um desto schneller zu den Negern zurückkehren zu können. — Mazulipa war unter ihnen!

Ich Unglücklicher! Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer sey, der mich so ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geschäfte zurückzukehren — und ich ließ euch in eurem Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen und beschloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein großes Opfer zu bringen, indem ich mir dasjenige, wornach mich so heftig verlangte, und was meine Reise bis zum Wunder beschleunigt hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, versagen wollte. — Desto eifriger wurde an dem Tempel der Isis und den Zubereitungen desselben zu Begehung der Mysterien gearbeitet.

Es war nicht lange möglich, die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusetzen. Ihr Mann war nach der neuen Einrichtung — so wie er's auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten

des Volkes; und die junge Dame brannte vor Begierde, den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen sollte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bei einer Feierlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unserer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabei zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich, mit einer äußerst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verrathen, und von den Mysterien durft' ich ihr nicht mehr sagen, als was alle Ungeweihte wissen dürfen.

In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, kam ich einsmals, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, auf die Beispiele, die wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsatz, wurde mein Gemälde, so behutsam ich auch die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Einbildungskraft zu erhitzen. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; aber die Eindrücke, mit denen ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien kam nun immer näher, und die Erwartung der

schönen und gefühlvollen Mazulipa schien außerordentlich gespannt zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesetzt: ob ich glaubte, daß sie unschuldig genug sey, einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — Denn sie hatte von mir gehört, daß die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daß man sich außerordentliche Dinge nicht wünschen müsse; aber zu gleicher Zeit war ich schwach genug, hinzuzusetzen: daß man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkür der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daß ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewußt gewesen sey; aber ich mußte doch fühlen, daß ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht, sie aus meinem Busen hervorzuziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen — meine eiskalte Hand zittert, da ich fortfahren will — vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische Mazulipa betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die Initianden wandeln müssen. Der Boden erbebte unter ihren Füßen; tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tausend eben so seltsame Gestalten, von plötzlich wieder verschwindenden Blitzen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbei: als in einem solchen Blitze — der Gott Anubis ihr erschien, und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und Erwartung athemlos Alles zu

leiden bereit war, die Beute des sacrilegischen Betrugs wurde.

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigten Augen — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können — länger verunreinigen wollte.

Es ist sehr unglücklich für mich, aber es ist doch zugleich das Einzige, was mir bei der qualvollen Erinnerung an diesen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daß ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch meine Erfahrung zu belehren: „daß Personen unseres Standes mehr als alle andre Classen von Menschen Ursache haben, ihr Herz zu bewahren; — und daß eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefordert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst unter dem ehrwürdigen Schleier der Religion den Augen der Welt zu entziehen; oder, um Alles mit Wenigem zu sagen, weil das Heiligste und Beste, was die Alles regierende Vorsicht dem menschlichen Geschlecht gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniß, der Unterdrückung und des allgemeinen Elends werden kann.“

Unsere Heuchelei, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Aergerniß, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von außen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muß die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenig bedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf eben dieselbe Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht sogleich in die

Sinne fallen. Er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran, seinen Absichten zu widerstehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, sie auszuführen, freiwillig in die Hände gibt. Ungestraft mißbraucht er die unschuldigste unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Leidenschaften zu machen, indem sie sich den höhern Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

„Zittert, meine Brüder, vor allem dem Bösen, das ein Priester thun kann!

„Und o! möchte Abulfauaris unter allen seines Ordens der Einzige seyn, der solche Bekenntnisse zu machen hat!"

Ueber die Behauptung,

daß

ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1770.

1.

„Das menschliche Herz ist in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein unersättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins Unendliche, u. s. f."

Von wie vielen sinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerlei Art ist dieß nicht gesagt worden! — und wer hat es besser gesagt, als Pascal?

Es gibt wenige gelehrte Gemeinplätze (wenn uns erlaubt ist, das, was man locos communes nennt, durch dieses Wort im Deutschen zu bezeichnen), welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.

Vermuthlich hat es mit dem oben angezogenen die nämliche Bewandtniß: und wiewohl diese Meinung von der Beschaffenheit unserer Begierden seit undenklichen Zeiten zu so vielen schimmernden Gegensätzen und spruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat; so könnte doch wohl seyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche und Geheimnißvolle, welches einige deßwegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bei genauerer Untersuchung verschwände, und es auch hier

erginge, wie es, nach Tlantlaquakapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, diesen Menschen zu finden, den die besagten scharfsinnigen und beredten Leute für unser allgemeines Ebenbild ausgegeben. Und sollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl sonderbarer Menschen zu finden seyn; so ist mehr als wahrscheinlich, daß Demokritus oder Sokrates diesen letztern, ehe sie sich mit ihnen eingelassen hätten, zuvor eine gute Dosis Nieswurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, sagte ich? — Das ist freilich, was man schlechterdings thun muß, um den Menschen kennen zu lernen; und kennen sollte man ihn doch, um über ihn zu raisonniren. Aber wo ist derjenige, der in diesem wichtigen Geschäfte sich nicht genöthigt sieht, über das Vergangene durchaus und über das Gegenwärtige größten Theils aus fremden Augen zu sehen? Die wenigen Philosophen, welche seit dem alten Thales aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu beschauen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können; und Gemelli Carreri, der Einzige, meines Wissens, der aus besagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert und alle Meere durchirret zu haben vorgibt, — dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philosoph.

2.

Es ist, im Vorbeigehen zu sagen, verdrießlich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus, Proklus, Agrippa,

die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreuz und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach blose Träumereien sind.

Ein bequemer Wagen, von einem Paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sklave der wunderbaren Lampe zur Bedienung wäre freilich eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten mit Allem, was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen, als seine Studirstube; mit einbedungen, daß er sich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condaminen selbst nur sehr unvollkommene Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeigehen wenig besser gesehen haben, als man die schönen Schattenwerke in einem Savoyardenkasten sieht.

Wie viel würde dasjenige, was Bacon von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse nennt, dabei gewinnen, wenn ein Denker, der irgend ein verwickeltes moralisches Problem aufzulösen hätte, — anstatt auf etliche unvollständige und wenig sichere Angaben hin, oder (was beinahe eben so viel ist) auf Gerathewohl zu raisonniren oder (was nicht um den Werth einer hohlen Nuß besser ist) aus willkürlichen Erklärungen und Voraussetzungen Folgerungen zu ziehen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Wahrnehmung wie Kartenhäuschen umgeblasen zu werden, — sich nur in seinen Wagen setzen und in gerader Linie dahin fahren dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist, wo er weiter nichts brauchte, als die Augen aufzuthun, um zu sehen, was — was ist,

ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses Was und die Bedingnisse dieser Möglichkeit und die besondern Bestimmungen dieser Bedingnisse — a priori ausfindig zu machen.

Ich will hier dahin gestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daß unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunkt für die speculativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiß ist, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müssen, durch anderer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde sagen: daß der Mensch, dessen Begierden immer ins Unendliche gehen und sich an nichts Irdischem ersättigen, unter den Erdebewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beiwohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

3.

Der Zustand der so genannten Wilden,

Die, ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,
Mit Müßiggang sich auf Kosten der Götter begehen,

wie Homer von seinen Cyklopen sagt,

Und der Zustand der großen asiatischen Despoten (eines Kalifen im alten Bagdad oder eines Sultans von Indien zum Beispiel) scheinen die beiden äußersten Linien zu beschreiben, innerhalb welchen das, worin die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; — und beide scheinen zu beweisen, „daß sich der Mensch mit sehr Wenigem befriedigen lasse.“

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Esquimeau, der Caraibe, der Hottentott, — Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn!

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darin überein, daß diese in unsern Augen so armseligen Geschöpfe „sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten und den blosen Gedanken, mit uns zu tauschen, verschmähen."

Der Lappe, unter seinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muße mit Tabakrauchen zu (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat und mehr Philosoph ist, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fordern dürfte, der Jesuit Charlevoir, zu: „daß sie glücklich seyen." Er versichert uns, daß, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der heutigen Welt nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daß sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heimath zurückgekehrt und von Allem, was sie in Paris gesehen, nichts ungern zurückgelassen hätten, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzuzusetzen: daß es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bei ihnen gefallen lassen, daß sie sich nicht entschließen können, in die Colonie zurückzukehren,

ob sie gleich sehr bequem darin zu leben gehabt hätten; aber, daß sich jemals ein Wilder an die französische Lebensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beispiel, u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punkt wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelten Wollüste, blos durch Freiheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen und Tabak rauchen; gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Portion Maniok oder Bärenfleisch und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Branntwein aus dem Schädel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will: das ist Alles, was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche und erwartet selbst von jenem Leben keine höhere Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Kalif, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worin ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget, als seine Nerven ihren Dienst thun, von des Huronen seiner unterschieden? Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nämliche. Ein ewiger Cirkel sinnlicher Ergetzungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun oder etwas Anderes zu bedauern, als daß Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereien der

Natur und allen Hülfsmitteln der Kunst zu Trotz, endlich die wollüstige Scene schließen.

Ein berühmter englischer Dichter, der Zeitgenosse und Nebenbuhler des großen Shakespeare, Ben Johnson, schildert in seinem Alchymisten die innerlichen Gesinnungen der meisten Sterblichen unter der Person des Sir Epikur Mammon nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte und manchen Beutel ausleerte. Er hofft sich in Kurzem in vollem Besitze des Steins der Weisen zu sehen. Das große Werk berührt beinahe den Augenblick seiner Zeitigung. In drei Stunden wird die Projection vor sich gehen. Welche Aussichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird so sehr dadurch erhöht, daß er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er wirklich schon im Besitz habe, spricht. In drei Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, Alles, was er berührt, in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixir in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind (wie er sagt), „aus abgelebten Greisen wieder Jünglinge zu machen, wahre Marse, fähig, Liebesgötter zu zeugen!“

Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? — „Ich gedenke (spricht er in der Ergießung seiner Freude) eine so große Menge von Weibern und Beischläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst meines Elixirs will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules seiner war, kräftig genug, um es mit fünfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen;

Flaum ist zu hart. Und dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Malereien angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elephantis entlehnte: sie sollen ganz ein anderes Leben haben, als diese matten Nachahmungen des schalköpfigen Aretin! — Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder so geräumig und tief seyn, daß wir darin schwimmen können; und wenn wir wieder heraussteigen, wollen wir uns auf Jasmin und Rosen trocken wälzen. Meine Speisen sollen alle in indischen Muscheln, in Schüsseln von Achat, mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Sapphiren, Hyacinthen und Rubinen besetzt aufgetragen werden; — Karpfenzungen, Haselmäuse und Kameelsfüße, in Spiritus Solaris und aufgelösten Perlen gesotten, u. s. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinneweben seyn soll." — Mit einem Worte, die ausschweifendsten Begierden, in welche sich Sir Epikur Mammon in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich selbst zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestation vonnöthen haben, daß ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heißen. Aber ich kann mich eben so wenig verhindern, zu glauben, daß, wenn Scham oder Heuchelei dem größten Theile der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu seyn, die meisten gestehen müßten, daß sie — die Haselmäuse und Schweinszitzen und die in Perlen gekochten Kameelsfüße allenfalls ausgenommen — die übrigen Ingredienzien in das, was dieser komische Heliogabalus für sein höchstes Gut erklärt, sich sehr wohl gefallen lassen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an das feinste, witzigste und polirteste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Name uns noch jetzt Ehrerbietung gebeut; dieser einer von den seltnen Menschen, bei deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint, ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechts zu stehen.

Und wie dachte der Eine und der Andere über den großen Punkt, wovon hier die Rede ist? Ihre Ausübung kann uns, denke ich, das beste Licht hierüber geben.

Was ich jetzt liebe (singt der alte Solon in einem kleinen Bruchstück eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat), das sind die Werke der Kypris, des Bacchus und der Musen, aus welchen die Freuden der Männer entspringen. — Das heißt sich doch sehr offenherzig herausgelassen! Es ist, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang Solon der Weise nicht etwan in der Trunkenheit der ersten Jugend, sondern (wie der silberlockige Anakreon) in einem Alter, worin ein Mann wie er den Werth des Lebens und der Dinge schätzen gelernt haben sollte.

Der große Alexander, der in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften der bescheidenste, der mäßigste, der enthaltsamste aller Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhm, oder, richtiger zu reden, als die Begeisterung für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Aber, sobald ein großer Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt,

und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten mit jedem neuen Schritt auf ihn eindrangen, sein Blut genugsam abgekühlt war, um auf den Rest desselben Verzicht zu thun oder wenigstens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: so legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückseligkeit eben so denke, wie die gewöhnlichen Menschen. Von diesem Augenblick an machten üppige Gastmähler, Bacchusfeste, persische Weine und persische Schönen den Gegenstand der Ergetzungen aus, womit er sich selbst für alle die Mühe belohnte, die er sich gegeben hatte, um (wie er einst im Scherz sagte) den Athenern eine gute Meinung von ihm beizubringen.

Pyrrhus, nach Alexander der ruhmsüchtigste aller Griechen, gibt in seinem berühmten Gespräche mit dem weisen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine sehr offenherzige Art zu erkennen, was in seinen Augen dasjenige war, worin sich alle Wünsche der Sterblichen verlieren. Nachdem ihn seine durch Ruhmsucht begeisterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hatte, fragt ihn Cyneas: „Und wenn wir nun mit allen diesen Eroberungen fertig sind, was fangen wir alsdann an?" — Was wir anfangen? sagt Pyrrhus; das versteht sich! Dann bringen wir unser übriges Leben in Ruh' und Müßiggang, in Schmäusen und Festen und Lustbarkeiten zu und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein sehr aristippischer Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise Cyneas noch der weise Plutarch etwas Anderes auszusetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weise genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen: daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die großen Männer des Alterthums wußten so gut, als die Großen und Weisen unter den Neuern, Geschäfte mit Ergetzungen und das, was sie dem Staat, mit dem, was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen erweiset sich doch aus diesen Beispielen, was für eine Vorstellung sie sich von der Glückseligkeit machten, sobald die Rede nicht von einer Idee, sondern vom wirklichen Leben war. — Und das ist, was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir einzelne Beispiele nöthig? Die hohe Meinung, welche die Erdebewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher gehegt haben, liegt am Tage. Wohlleben und Schmausen ist bei allen Völkern einerlei; und womit enden sich alle große öffentliche Handlungen, auch die wichtigsten und feierlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg, einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen oder sich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobei, nach Beschaffenheit der Größe der Person, die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bei öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten Angelegeneres zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principals durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? Sogar bei Geschäften, welche den strengen Ernst der Richter am Styx und

die Tugend eines Cato erfordern, nehmen Bankette und Ergetzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobei man nie nüchtern genug seyn kann. Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in Essen, Trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses Alles und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberflusse machen, und die Begierlichkeit, womit sich die Uebrigen angelegen seyn lassen, reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben: so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeher, bei allen Völkern, denen das Christenthum keine reinere Begriffe von der Bestimmung des Menschen beigebracht, über den Zustand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer und das Paradies der Muhamedaner sehen einander so ähnlich, daß sie von einerlei Urbild abgeformt zu seyn scheinen. Ewige Muße, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreien das Ideal der Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Haufe so dachte, wenn wir sehen, daß die erhabensten Philosophen ihm hierin mit ihrem Beispiel vorleuchteten?

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nektar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der Sokratische Aeschines, einer der würdigsten Schüler des weisen Atheners, schildert aus dem Munde des Magiers Gobryas die bessere Welt, zu welcher

er dem sterbenden Ariochus Luft machen will, als einen Ort, „über welchen die freigebigen Horen einen Ueberfluß aller Arten von Gewächsen und Früchten ausschütten; wo reine Wasserquellen die blumigen Wiesen erfrischen, auf denen ewiger Frühling herrscht. — Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen für die Philosophen und mit Schauplätzen für die Dichter; er läßt seine Seligen an Tischen, welche sich von selbst decken, unter einer reizenden Musik sich gütlich thun und von ihren Banketten zu Concerten und Reihentänzen aufstehen; und er vollendet das lachende Gemälde mit zwei Zügen, welche den allgemeinen Wunsch aller Sterblichen zu umschreiben scheinen und sich in seiner Sprache (der wahren Sprache der Musen) in vier Worte einschließen lassen — ακηρατος αλυπια und ἡδεια διαιτα, gänzliche Befreiung von Schmerz und Traurigkeit und ein Leben, dem kein Vergnügen fehlt." — In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen diesem Elysium und dem Lande der Seelen, wohin die nordamericanischen Indier ihre Verstorbenen schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, der sich natürlicher Weise zwischen den Vorstellungsarten eines gebildeten und eines rohen Volkes findet.

Ich weiß wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unserer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieß die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoroaster und unter den Griechen Pythagoras und Plato von dem Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahme von den übrigen Sterblichen machen, sich, wenigstens in der Speculation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet haben, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menschen erhaben ist, daß sie genöthiget waren, sie in sinnliche Bilder einzukleiden, um sich einiger Maßen verständlich und ihre Leser oder Hörer gelüstig zu machen, dieser unsichtbaren Glückseligkeiten theilhaft zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Beispielen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freiheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäften und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben: so müßte (scheint es) diese Uebereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden können, daß die Art von Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen ganz nahe und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläufigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen.

Nehmen wir hierzu noch die Betrachtung, daß (nach dem unleugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte) der größte Theil der Uebel, welche die Menschheit von jeher gedrückt haben und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Uebeln abzuhelfen vermeint oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äußerste Verfeinerung der Sinnlichkeit, des Geschmacks und gewisser speculativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem berühmten Genfer Bürger zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl leugnen läßt, — daß Beides, Wissenschaften und Künste, sobald sie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einschränkt, — μεχρι του ωφελιμου — soweit ein wirklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft daher zu erwarten ist — ausgeschweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich gewesen sind:

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unserer Vervollkommlichkeit nur bis auf einen gewissen Punkt gestatten wolle und den stolzen Versuch, sich höher zu schwingen, mit nichts Geringerem als dem Verlust unserer Glückseligkeit bestrafe.

Wollten wir Rousseau glauben, so müßte dieser Punkt nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern ursprünglichen Stand (état primitif) anpreist. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesem zu entfernen, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir nur in jenen ersten Anfängen (rudimens) des geselligen Standes, worin man die americanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mittel zwischen der Indolenz des ursprünglichen und zwischen der ausgelassenen Thätigkeit unserer Eigenliebe zu halten und ist, seiner Meinung nach, dem Menschen der zuträglichste, den wenigsten gewaltsamen Abänderungen unterworfen, kurz, der dauerhafteste und glücklichste, aus dem (wie er sagt) der Mensch nicht anders heraus getrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der, um

unseres allgemeinen Besten willen, sich niemals hätte ereignen sollen.

Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß, wofern wir die menschliche Natur in den Caraiben und ihren Brüdern in Canada, Californien, Neuseeland u. s. w. ohne Vorurtheile studiren wollten, wir sie in diesen ihren verwilderten Kindern sich selbst viel ähnlicher finden würden, als es beim ersten Anblick scheinen mag: aber so sehr beneidenswürdig würde uns ihr Zustand schwerlich vorkommen, als Rousseau's eigensinnige Einbildungskraft sich ihn idealisirt zu haben scheint. Die schrecklichen Gemälde, welche uns selbst der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt, soweit es die Grundsätze seines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit widerfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenschaften und den wüthenden Ausbrüchen, wozu sie sich dahin reißen lassen, macht, — sind nicht sehr geschickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünschen zu machen, der uns von einem Zustand entfernt hat, worin unmenschliche Gewohnheiten und barbarische Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur auf die seltsamste Weise zusammenstoßen und für die Dauer des gemeinschaftlichen Wohlstandes so schlecht gesorgt ist, daß das Vergehen eines Einzigen alle Augenblicke den Untergang seiner ganzen Nation nach sich ziehen kann.

5.

Man hat Ursache, sich zu wundern, warum Rousseau diesen Mittelstand zwischen thierischer Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückseligkeit

der Menschen gebunden zu haben scheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins als bei einem gewissen andern Volke zu finden vermeint hat, welches nur darum so wenig bekannt ist, weil es, ohne es zu scheinen, vielleicht das glücklichste unter allen ist; — einem Volke, dessen Sitten und Lebensart ein so reizendes Gemälde von Unschuld, Ordnung, Freiheit, Ruhe und unerkünstelten Tugenden darstellen, daß wir versucht würden, die Beschreibung desselben für einen schönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverlässigkeit auf einem minder festen Grunde als dem Zeugnisse des Franz Moore beruhete; eines Augenzeugen, dessen gesunder Verstand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten Raum läßt.

Dieses seinem Ursprunge nach ohne Zweifel arabische oder maurische Volk hat alle gute Eigenschaften, die man von den Beduinen rühmt, ohne einige Mischung von ihren Untugenden. Die Foleys (so nennt sie Moore) leben hordenweise, in einer Art von Städten, welche jedoch diesen Namen in Vergleichung mit den unsrigen nur sehr uneigentlich führen, da sie blos aus einer Anzahl bequemer Hütten bestehen, welche mit gemeinsamen Umzäunungen mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menschen, umgeben sind. Wir würden versucht zu sagen, das natürliche Gefühl, welches sich bei keinem andern Volke unverfälschter erhalten zu haben scheint, habe sie gelehrt, was für einen lächerlichen Abstich Wohnungen, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, gegen den vorübergleitenden Traum des Menschenlebens machen, wenn nicht ein noch näherer Grund, warum sie keine festere Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäßigen Lebensart und in der Freiheit läge, worin sie sich erhalten wollen, den Ort zu verändern, sobald sie Ursache dazu haben.

Denn, ungeachtet sie auf beiden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt Moore) von den Königen desselben unabhängig und brechen auf, sobald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigenen Vorsteher, welche ihr Amt mit großer Mäßigung verwalten und wenig Mühe haben, ein Volk, das ohne eigentliche Gesetze, blos durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer so sanften und friedsamen Gemüthsart ist und ein so angewohntes Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen, der etwas Böses thut, Allen zum Abscheu ist und Niemand findet, der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.“

Da die eigentlichen Eingebornen des Landes (denn diese Foleys sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug, ihnen dessen so viel einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die Foleys sind die besten Viehhirten und zugleich die emsigsten Pflanzer in ganz Nigritien; und da sie bei so vieler Arbeitsamkeit sehr mäßig leben, so ziehen sie viel mehr Korn und Baumwolle, als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Ueberfluß des Nothwendigen und machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und Homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst, sondern erstrecken diese Wohlthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer und andere Völker, unter denen sie leben. Sie sind gastfrei und leutselig gegen Jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn und ihrer Hülfe

vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Neger es für einen Segen halten, eine Pflanzstadt von Foleys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bei aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was einem Foley begegnet, interessirt alle, und sobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sklaverei zu gerathen, so vereinigen sich alle übrige, ihn los zu kaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Foley einem andern Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Africa und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen.

Die Foleys sind ein wohlgebildetes Volk und verdienen schön genannt zu werden, insofern sich die Schönheit mit einer schwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft (sagt der P. Labat, dessen von La Rue gezogene Nachrichten in vielen Stücken mit Moore's seinen ziemlich zusammen stimmen), sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürlichen Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der seiner (wiewohl mangelhaften) Beschreibung nach einen Beweis gibt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambia — eben so gut als ehemals am Eurotas und noch jetzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio und an den lieblichen Ufern des Hebrus — verspüren lassen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieses Volkes, besonders bei den Weibern; eine unter den Africanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers

eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäßiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollenpflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; außerhalb derselben ist auf der einen Seite ein großer Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich großer Bezirk, den sie mit indischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daß hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daß sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzu thun könnte?

6.

O meine Freunde! (läßt Diderot seinen schwärmerischen Philosophen Dorval ausrufen) wenn wir jemals nach Lampeduse gehen, um dort, fern von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen — —

Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! Warum nach Lampeduse? — An die Gambia, zu diesem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen; dem einzigen in der Welt, bei welchem gute Menschen außer Gefahr sind, unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird, welches durch eine zum Naturtrieb gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt, welches Niemanden beleidiget und Allen, die es erreichen kann, Gutes thut!

Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Namen Ehre machen! Bei dir bringt die Güte der

Sitten ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Philosophie und Religion bei dem policirtesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewirken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgest, du verdammest Niemand; keine blinde und grausame Parteisucht verschließt dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein sinnloser Schwätzer, kein Sophist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt, um die sorglos flatternde Einfalt darin zu verstricken, kein heuchlerischer Marabu, kein feiler Kadi, kein raubgieriger Bassa haben sich wider deine Wohlfahrt zusammen verschworen! — Glückliches, dreimal glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen, dich zu beneiden?

Was für eine feine Satire ließe sich bei dieser Gelegenheit über alle die Nationen machen, welche von der Weisheit ihrer Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Polizei, von ihrem großen Fortgang in den Künsten und in den Wissenschaften so aufgeblasen sind!

Was für eine demüthigende Vergleichung ließe sich zwischen uns Europäern und diesen ehrlichen schwarzbraunen Foleys anstellen, welche, allen unsern bewunderungswürdigen Vorzügen zu Trotz, das sind, was wir gerne seyn möchten; und die es blos deßwegen sind, weil sie keine so mühsame Anstalten machen, keine so verwickelte, aus so unzähligen Triebrädern so gekünstelt und so zerbrechlich zusammen gesetzte Maschinen spielen lassen, um zu werden, was man so leicht seyn kann, wenn man die Natur zur Führerin nimmt!

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken und feinen Sprüchen! Aber, wie gesagt,

wir haben keine Lust, uns auf Gemeinplätzen herumzutummeln, und so schöne Sachen sich auch immer über diesen Gegenstand sagen ließen, so möchte doch wohl schwerlich eine darunter seyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir seit mehr als zweihundert Jahren so reichlich beschenkt worden sind, schon mehr als einmal gesagt und vielleicht schon so abgenutzt worden wäre, daß sie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich ist.

Eine Mischung von Wahrheit ist freilich immer in dergleichen Declamationen; aber was nützen schielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerin nehmen! Nichts ist leichter gesagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einer immer fortlaufenden Linie — von der Natur entfernt hat?

Das Beste ist, daß dieses Volk, so gut als ein Komet, der sich einmal von seiner Sonne verlaufen hat (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zustößt), unfehlbar einmal wieder zu ihr zurückkommen wird.

Aber wird es nicht wenigstens eben so viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — Und, diese Wiederkehr zu befördern, sie zu beschleunigen und neue Ausschweifungen zu verhindern, dazu werden wohl ganz andere moralische Kräfte als frostige oder warme Declamationen erfordert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt lassen, daß, ungeachtet Moore unseres Wissens ein sehr ehrlicher Mann, ein Mann von sehr gesunder Vernunft und (was hier allerdings

in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist, — dennoch seine Nachrichten von den Foleys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beim ersten Lesen; aber beim zweiten hat man so viele Fragen zu thun und erhält so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dieß ist der Fall der allermeisten von diesen großen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch als zur Zeitkürzung ihrer Leser oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut seyn würde, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bei einer genau prüfenden Beobachtung.

Gesetzt aber auch, wir fänden die Foleys in allen Stücken so, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabei bleiben, daß dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreiheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende sind auf dem ganzen Erdboden Züge, welche diejenige Classe von Menschen bezeichnen, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstand leben.

Eben dieß gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns von den Foleys anpreist. Diese ist allenthalben,

wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande, gegen den der viehische beneidenswürdig ist, herabgewürdiget hat, — verhältnißweise auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore gibt zu verstehen, daß es auch unter seinen Foleys Leute gibt, welche zuweilen Böses thun. Freilich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann, als in einer großen, und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmal moralisch möglich sind.

Im Uebrigen ist es sehr glücklich für die guten Foleys, daß sie ringsum von schwachen, trägen und wenig unternehmenden Völkern umgeben sind, die überdieß mehr dabei zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freiheit lassen, als wenn sie versuchen wollten, sie zu Sklaven zu machen. Sollte das Letztere einmal irgend einem Könige im Negerlande einfallen, so würde ein so kleines Volk unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit ist also blos zufällig; und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit? — In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach solche Foleys waren, da sie, in unzählbare kleine Horden abgesondert, von Jagd, Viehzucht und einer

Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das menschliche Geschlecht nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in große zusammenfließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge, die ihn umgeben, gewurzelt sind, als daß man zweifeln dürfte, daß, wofern durch eine abermalige allgemeine Zerstörung alle Erdebewohner bis auf eine einzige Familie zusammen schmelzen würden, die Nachkommenschaft dieser Stifter einer neuen Welt mit der Zeit nicht eben diese Zufälle erfahren, und daß diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenigen, die mit den Abkömmlingen Sems, Chams und Japhets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart und von so unschuldigen Sitten, als die Foleys sind, oder die Neger des Priesters Abulfauaris vor seiner Ankunft bei ihnen waren, ist unstreitig glücklich und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermißt, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt und also auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher, als irgend eine große Nation in dem Stande, worin sich die Sachen dermalen noch befinden, es seyn kann.

„Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn, als es jetzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre.“ — Ja! aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Phantasie Stoff zu reizenden Gemälden von einfältig schöner Natur und arkadischen Sitten darbieten: der Punkt kann sie nicht

seyn, bei welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen.

Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Ziel ihrer Bestimmung hienieden nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem großen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammengestimmt, daß ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese untergraben einen Staat so lange, bis er endlich zusammenstürzt. Aber, wenn sich dieß in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder emporheben und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher aller Wahrscheinlichkeit nach Manche, die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften!

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitere Progressen sind zwar dem Anschein nach eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, guter Jean Jaques! Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, befördert hingegen offenbar die Vollkommenheit der Gattung.

Der policirte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behend, nicht so herzhaft, nicht so frei, nicht so zufrieden mit seinem Zustande, als der Wilde. — Dieß ist von dem größten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der policirte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendliche Mal besser zu bedienen, ist unendliche Mal geschickter, seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendliche Mal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendliche Mal mehr Herr über die Natur u. s. w. — Alles dieß ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch und von der ganzen Gattung wahr.

Rousseau hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabei zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem ursprünglichen Stande noch

nahe ist, ein Palladio, ein Rafael, ein Erasmus, ein Bacon, ein Galilei, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton, ein Leibnitz gebildet werden. — Und wer kann so unwissend oder so unbillig seyn, die großen Vortheile zu mißkennen, welche sich nur allein von zehn solchen Männern unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten und mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselsweise Wirkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde, sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur die Trägheit selbst, deren Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle wetteifernder Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Collisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser größern und kleinern Systeme der Menschen würden die edelsten Fähigkeiten unserer Natur ewig im Keim eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen nie zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer thierisch bleiben. Mit gedankenlosen Augen würde er ewig den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey, die Bewegungen dieses

unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden seyn, seinen geistigsten Gedanken einen Leib zu geben und die leisesten Regungen seines Herzens Andern verständlich zu machen. Tausend bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witze nicht entdeckt worden und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verschönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich, sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen auch die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren!

10.

Es ist wahr, Alles, was von dem Hermes der Aegypter an durch die weisesten und wirksamsten Geister, durch die Heroen, durch die Gesetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moralischen Welt zum allgemeinen Besten der Gattung bisher gewirkt worden ist, besteht nur in Bruchstücken, in

Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet da liegen.

Aber es ist eben so wahr, daß diese Materialien nur auf die Vereinigung günstiger Zufälle mit der zusammengestimmten Thätigkeit großer Seelen warten, um zu dem einzigen Werke, was würdig ist, jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Wissenschaften und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen und aus allen Völkern des Erdbodens — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung — ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche, durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften wider einander empört, — sondern von dem seligen Gefühl der Humanität durchwärmt und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt oder durch unselige Vorurtheile entzweit und mit euch selbst im

Streite, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Getheilt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihre alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Chimäre sey.

Ist es eine Chimäre — nun, so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht Alles zusammengenommen eine so schale, so burleske, so sinn- und zwecklose tragikomische Pastoral-Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

Ueber die
vorgebliche Abnahme
des
menschlichen Geschlechts.

1777.

1.

Jedes gebildete Volk hat seine fabelhafte und heroische Zeit gehabt, aus welcher seine spätern Dichter den Stoff zu wundervollen Gesängen, Erzählungen und Schauspielen hergenommen haben; eine Zeit von Halbgöttern, Riesen und Helden, gegen welche wir arme Wichtchen der historischen Zeit eine so demüthige Figur machen, daß wir (um so bald als möglich aus der Verlegenheit zu kommen) uns nicht besser zu helfen wissen, als die ganze Geschichte dieser Wundermenschen für Mährchen zu erklären.

Gleichwohl finden sich auf der andern Seite starke Gründe, zu glauben, daß diese Heroen jeder Nation einmal wirklich da waren, wirklich große Menschen waren und Dinge thaten, die wir — weil sie über unsre Kräfte gehen — erstaunlich finden, wiewohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, daß sie in der That noch weit größer, als wohl die meisten spätern Dichter und Romanschreiber in ihrem höchsten Taumel sich einbilden konnten, — und mit Allem dem doch — weder Götter noch Halbgötter, sondern blose Menschen waren, wie wir zu ihrer Zeit und in ihren Umständen ohne Zweifel auch gewesen wären.

Das ganze Geheimniß liegt darin, daß sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.

Wo die Natur noch frei und ungestört wirken kann, da macht sie keine andre als solche: und wenn für jedes policirte

und verfeinerte Volk einmal eine Zeit gewesen ist, wo es noch unpolicirt und unverfeinert war; so steigt die Geschichte eines jeden solchen Volkes (seine ältesten Urkunden mögen verloren gegangen seyn oder nicht) bis zu einem Zeitalter hinauf, wo es aus einer Art Menschen bestand, deren Existenz nach einer langen Reihe von Jahrhunderten endlich fabelhaft scheinen muß.

Ein frei stehender Mensch kann sich ausdehnen und wachsen, kann zu dem Grade von Größe, Stärke und Tauglichkeit gelangen, wozu er die Anlage auf die Welt gebracht hat. Damit dieß wirklich geschehe, müssen freilich mancherlei äußere Ursachen mitwirken. Er muß, zum Beispiel, weder an dem, was zur Unterhaltung und Entwicklung seiner Kräfte nöthig ist, Mangel leiden, noch muß es ihm gar zu leicht werden, sich diese Nothwendigkeiten zu verschaffen.

Der armselige Zustand der Bewohner von Feuerland, der ewige Druck gegenwärtiger Noth, ohne Hoffnung, es jemals besser zu haben, ist dem Wachsthum des Menschen zu seiner natürlichen Vollkommenheit eben so nachtheilig und noch mehr, als das allzu freigebige wollüstige Klima von O-Taiti, das seine Einwohner in ewiger Kindheit erhält, oder als die üppige Lebensart einer großen Königsstadt.

Der Mensch, der Alles seyn soll, wozu ihn die Natur machen wollte, muß Alles erdulden können, was ihm Natur und Nothwendigkeit auflegen; aber sein gewöhnlicher Zustand muß überhaupt glücklich, und sein Gefühl für die Freuden des Lebens und das Vergnügen, da zu seyn, muß offen und unabgestumpft seyn. Sein Nacken muß sich nie unter die Willkür eines Andern gebeugt haben; er muß immer unter seines Gleichen, das ist unter Menschen, die nichts sind, als was er auch ist oder werden kann, gelebt haben; aber

auch mit bessern, als er ist, damit der Vorzug, den diesen ihre größere Tauglichkeit gibt, ihn immer zur Nacheiferung und zum Wettstreit auffordere.

Alles dieß setzt eine Epoche der Nationalverfassung voraus, wo die Sicherheit mehr das Werk unsrer eignen Stärke und persönlicher Verbindungen als der Gesetze ist; wo Fürsten und Könige nur die ersten unter ihren Pairs sind; wo Jeder gilt, was er werth ist, Jeder wagt, was er sich auszuführen getraut, Jeder so gut oder so böse seyn darf, als ihn gelüstet; wo das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers ist, eine fortgehende Kette von Existenz nach einer langen Reihe von Abenteuern, ein ewiges Drama, gedrängt voll von Handlung und Zufällen und Wagestücken, voll wider einander rennender oder sich mit großer Gewalt an einander reibender Leidenschaften; wo der Knoten meistens mit dem Schwert aufgelöst, und die Katastrophe immer die Wurzel neuer Verwirrungen wird.

Eine solche Epoche findet sich in den ältesten Jahrbüchern jeder policirten Nation; und könnten wir heutigen Europäer oder vielmehr unsre Abkömmlinge (wie es denn gar nichts Unmögliches ist) vor lauter grenzenloser Verfeinerung und Philosophie und Geschmack und Verachtung der Vorurtheile unsrer Großmütter und Weichlichkeit und Uebermuth und Narrheit es endlich wieder so weit bringen, in Wäldern (wenn es anders bis dahin noch Wälder gibt) einzeln und gewandlos auf allen Vieren herumzukriechen und Eicheln zu fressen; so wird dann auch, über lang oder kurz, die Zeit wieder kommen, wo die Nachkommen dieser neuen europäischen Wilden gerade wieder die freien, wackern, kühnen, biederherzigen Leute seyn werden, deren Sitten und Lebensart Tacitus — seinen nervenlosen Römern zum Verdruß

und zur Demüthigung ihrer kleinen flattrigen, gaukelnden, niedlichen Puppenseelchen — in einem so prächtigen Gemälde darstellte.

In einer solchen Zeit, unter einem solchen Volke ungeschliffner, aber freier, edler, starker, gefühl- und muthvoller Menschenkinder müssen freilich die Stärksten, die Edelsten, mit einem Worte, die Besten gar herrliche Menschen seyn. Ganz natürlich, daß das Andenken dessen, was sie waren und thaten, sich Jahrhunderte lang unter ihrem Volke lebendig erhält; daß der Großvater mit verjüngender Wärme seinen horchenden Enkeln Geschichten davon erzählt; daß diese Geschichten in Gesängen und Liedern von einem Geschlechte zum andern übergehen, und daß man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die Nation von jenem Heldenalter entfernt, je näher sie dem Zeitlaufe der Policirung und Verfeinerung kommt, und je weiter sie darin fortschreitet. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen muß, wo man sich diesen großmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daß man an ihrem ehemaligen Daseyn zu zweifeln anfängt und alle seine Einbildungskraft aufbieten muß, um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daß eben deßwegen diese Vorstellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, daß aus den wahren, großen Menschen der Vorwelt — fabelhafte Götter und Göttersöhne, Riesen und Recken, Amadise und Rolande werden.

2.

Allein diese Zeit kommt nicht auf einmal; die Ausartung kann nicht anders erfolgen als stufenweise. Die nächsten

zwei oder drei Menschenalter auf jene Heroen müssen natürlich, in Vergleichung mit viel spätern noch weit mehr ausgearteten Nachkömmlingen, noch sehr große Menschen hervorbringen. Aber, wer in solchen Zeiten etliche Generationen überlebt hat, muß den Unterschied schon merklich finden.

Die Ritter der Tafelrunde des Königs Artus waren gewaltige Männer in Ritterschaft, hatten noch viel von dem hohen Muthe, ja selbst noch einen Ueberrest von der Treue und Biederherzigkeit ihrer Vorfahren. Aber was für eine Figur machen sie mit Allem dem gegen den alten Branor, der in einem Alter von mehr als hundert Jahren noch Stärke genug hatte, sie Alle aus dem Sattel zu werfen! Und wie noch armseliger stehen sie vor ihm da, nachdem er ihnen an seinem Freunde, Geron dem Adeligen, ein Muster von Treue und Aufrichtigkeit und Großherzigkeit vor die Stirne gestellt hat, dessen Anblick und stille Vergleichung mit sich selbst (die er, wie billig, ihrem eigenen Gewissen überläßt) ihnen das beschämendste Gefühl, wie klein sie gegen ihn sind, geben muß!

Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den Helden und Menschen, die uns Homer in seiner Ilias und Odyssee schildert. Was für Männer gegen die spätern, durch ihre geschwätzige Philosophie, schönen Künste, Handelschaft und Reichthümer verfeinerten Griechen! Keiner, bis auf den göttlichen Schweinhirten Eumäus, den der Dichter nicht durch dieß hohe Beiwort (der göttliche) über die Menschen vom gemeinen Schlage seiner Zeit erheben mußte, um ihm sein Recht anzuthun.

Aber wie mit ganz anderen Augen sieht die Helden der Ilias der alte Nestor an, dem seine hohen Jahre das Recht geben, einem Agamemnon und Achilles und Diomedes und

Ajax ins Gesicht zu sagen: „Ich habe mit anderen und besseren Männern gelebt, als ihr seyd — Nein, solche Männer habe ich nie wieder gesehen und werde keine solche wieder sehen, wie Peirithoos und Dryas, der Hirt der Völker, und Käneus und Exadios und der göttliche Polyphemos und Theseus der Aegeide, der wie der Unsterblichen einer war.“—

Man sieht, Homer und Nestor hatten schon einen sehr verschiedenen Maßstab. Die Männer, die Homer göttlich nennt, sind in Nestors Augen gegen jene, die er dieses Beinamens würdig hält, nur gewöhnliche Menschen. Und ganz natürlich, da sie zu den Helden des Jahrhunderts vor dem trojanischen Kriege sich ungefähr eben so verhielten, wie die Griechen zu Homers Zeiten gegen die Zerstörer von Troja.

Dieser selbst so große Mann hatte in einem Zeitpunkt, der in unsern Augen noch heroisch genug ist, schon ein starkes Gefühl von der Abnahme der Menschheit in seinen Tagen. Diomedes hebt (im fünften Buche der Ilias) einen Stein auf und schleudert ihn unter die Feinde, der so schwer war (sagt Homer), „daß ihn zwei Männer, wie die Menschen jetzt sind, nicht tragen könnten.“

Virgil — der ungefähr neun Jahrhunderte nach Homer lebte, in einer Zeit, da die Ueppigkeit und die Ausartung in Rom der höchsten Stufe schon nahe waren — fühlte die Menschen seiner Zeit gegen die Helden der trojanischen so klein und schwach, daß er, um im gehörigen Verhältnisse zu bleiben, aus Homers zweien zwölf solcher Männerchen, wie man sie im goldnen Jahrhundert Augusts sah, machen mußte. Freilich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier blos von der körperlichen Kraft, eine gewisse Last aufzuheben, die Rede ist aber, wenn seine Absicht war, das Verhältniß jener Helden gegen die gewöhnlichen Menschen seiner Zeit

überhaupt oder nach der ganzen Summe der Naturkräfte, so weit sie in einem Menschen gehen können, anzudeuten, so möchte sich wohl behaupten lassen, daß er nicht zu viel gesagt habe, und daß zum Beispiel ein Mann wie Diomedes, nackend und ohne Waffen, gegen zwölf junge Herren vom Hofe Augusts, ebenfalls in Naturalibus, kämpfend, die artigen Herren mit eben so weniger Mühe nach einander ins Gras hingestreckt hätte, als es ihm leicht war, den Stein aufzuheben und fortzuschleudern, den keiner von ihnen nur von der Stelle hätte rücken können.

3.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, die uns nicht weit von der Hauptsache führen soll.

In den Zeiten der Entnervung der Menschheit durch Ueppigkeit und alle übrige Folgen des Reichthums und der höchsten Verfeinerung oder Ueberspannung ist es weniger die körperliche Schwäche, als die Abwürdigung und Entkräftung der Seelen, die Stumpfheit ihres innern Sinnes für das wahre Große, was sie gegen die herrlichen Naturmenschen der Vorwelt so klein erscheinen macht. Wie sollten sie das Vermögen haben, zu thun, was diese vermochten, da sie nicht einmal fähig sind, das Große in den edelsten Gesinnungen oder Handlungen derselben zu fühlen?

Plutarch hat uns in seinem Leben des Pompejus ein sehr auffallendes Beispiel hiervon aufbehalten, das einen Zug von Achills Betragen in der großen entscheidenden Scene der Ilias betrifft. Um meine Leser darüber selbst urtheilen zu lassen, muß ich diese Scene mit zwei Worten

in ihr Gedächtniß zurück rufen. Die Trojer alle haben sich vor der Wuth des Achilles hinter die Mauern ihrer Stadt geflüchtet; die Thore sind verschlossen; nur der einzige Hektor ist außer den Mauern zurück geblieben, entschlossen, zu sterben oder dem Zerstörer seines Volkes das Leben zu nehmen; das griechische Heer steht in einiger Entfernung gegenüber, und die Götter schauen schweigend vom Olymp herab. Hektor, unerbittlich dem Flehen seines Vaters und seiner Mutter, steht und erwartet den kommenden Feind. Aber, indem Achilles, „dem Gott der Schlachten gleich, in seinem Harnisch, der wie lodernd Feuer oder wie eine Morgensonne Strahlen wirft, den furchtbaren Speer in seiner Rechten schwingend, auf ihn zugeht," — überfällt ein ungewohntes Entsetzen Hektorn; ihm entsinkt der Muth, der ihn zur letzten Hoffnung seines unglückseligen Volkes und Hauses machte; er kann den Anblick des Stärkern, der über ihn gekommen ist, nicht ertragen, er flieht. Dreimal jagt ihn Achilles rund um die Mauern von Troja, und so oft der verstürzte Hektor, Hülfe von den Seinigen zu erhalten, sich innerhalb eines Pfeilschusses den Thürmen nähern will, treibt ihn jener wieder ins offene Feld gegen die Stirne des griechischen Heeres zurück—winkt aber zugleich den Seinigen mit dem Kopfe und wehrt ihnen, mit Pfeilen nach Hektorn zu schießen, „damit nicht ein Anderer ihm den Ruhm wegnähme, Hektorn erlegt zu haben, und er nur der Zweite wäre."

Wer die Ilias auch nur mit dem mäßigsten Antheile von Menschensinn gelesen hat, muß fühlen, daß Achilles nicht Achilles hätte seyn müssen, wenn es ihm in diesem glorreichen entscheidenden Augenblicke hätte gleichgültig seyn sollen, ob die Seele seines Freundes Patroklus und aller übrigen Griechen, welche Hektor zum Orcus gesendet hatte, durch

ihn oder einen Andern gerochen würde, und Troja durch seine oder eines Andern Hand fiele. Gleichwohl (spricht Plutarch) fanden sich Leute, die in diesem Gefühl und Betragen des Achilles etwas unendlich Kleines fanden. „Achilles, sagten sie, thut hier nicht die That eines Mannes, sondern eines thörichten, nach Ruhm schnappenden Knaben.“ Die feinen Moralisten! Nach dem hohen Ideal dieser Schulmeister hätte es Achillen gleich viel seyn sollen, wer Hektorn erlegte, er oder Thersites, wenn die That nur gethan würde; denn „dem Weisen ist's ja nie um sich, sondern immer nur um die Sache selbst zu thun!“ — O die Gräculi, die Gräculi! Wie sehr Achill zu beklagen ist, daß er kein Stoiker war! daß er zu früh in die Welt kam, um bei einem Chrysippus oder Posidonius in die Schule zu gehen und zu lernen, was für eine kindische Sache es um die Leidenschaften ist! — Freilich, in den wilden Zeiten, worin er das Unglück hatte geboren zu werden, wußten die Leute noch wenig von guter Lebensart. Da zankten Könige und Feldmarschälle sich noch im bittersten Ernst um — eine hübsche Dirne, geriethen um so einer Kleinigkeit willen in solche Wuth, daß sie, mit Hintansetzung aller Wohlanständigkeit, einander schimpften, wie die Karrenschieber. — Da setzte sich der göttliche Achill ans Ufer hin und weinte wie ein kleines Mädchen, daß ihm Agamemnon seine Puppe genommen, oder (was in den Augen eines stoischen Schulmeisters auf Eines hinaus lief) daß ihm die Griechen seinen verdienten Antheil an der Beute, an deren Gewinnung er sein Leben gesetzt, wieder weggenommen und ihn dadurch beschimpft hatten u. s. w. Welche Thorheiten! welche Kindereien! Und der einfältige Homer, der selbst Kind genug war, aus solchen Kindern seine Helden zu machen, ließ sich so wenig davon träumen, wie irgend

eine große Natur ohne Leidenschaft seyn könnte, daß er auch sogar seine Götter mit eben so läppischen Leidenschaften begabte — wofür ihm dann auch Plato, Cicero und so viel andere große Männer (die zwar weder Iliaden gethan, noch Iliaden gedichtet haben) nach Verdienen den Text gelesen haben! — Doch, freilich, was können am Ende Homer und seine Helden dafür? Sie trugen die Last ihrer Zeiten, wo die Menschen noch waren, wie sie die blose Natur macht — wie sie in dem groben ungeschliffenen Zustand eines Volkes, das noch Nerven hat, seyn können. Ach! die Nerven, die Nerven! die sind immer (wie Herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem Uebel schuld! Man kann daher nicht genug eilen, sie ihrer unbändigen, so viel Unheil in der Welt stiftenden Schnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur diese erst einmal weggeschwelgt oder wegphilosophirt oder weggetändelt oder, auf welche Art es sey, außer Activität gesetzt: dann räckeln wir uns hin und, weil wir keine Nerven mehr haben, um zu lieben oder zu hassen, vernunften oder faseln wir über die Herrlichkeit der Wesen ohne Sinne und Leidenschaften; — und, weil wir keine Nerven mehr haben, etwas zu unternehmen und auszuführen, beweisen wir, daß der Weise weder Hand noch Fuß regen, sondern blos zuschauen müsse; und, weil wir ohne Nerven sind und in dem Staate, worin wir zu leben die Ehre haben, auch keine nöthig haben, sondern Drahtpuppen, nervis alienis mobilia ligna, sind, schwingen wir uns über die parteiischen kleinfügigen Bürgertugenden hinweg und — schwatzen von allgemeiner Weltbürgerschaft. — Kurz, je mehr wir durch die Abschälungen und Abstreifungen, die man mit uns vorgenommen, verloren haben, je spitzfindiger werden wir, uns zu beweisen: daß ein Mensch desto vollkommner sey, je abgestreifter er ist, das ist, je

weniger er zu verlieren hat; so daß einer erst dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, das ist, wenn er gar nichts mehr wäre; — welches bekannter Maßen das höchste Gut gewisser Fakirn und Schüler des Fohi in Indien und allerdings ultima linea rerum, die unterste Stufe der Abnahme des menschlichen Geschlechts ist, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, sie selbst aber vermuthlich doch niemals völlig erreichen werden.

4.

In dem Kreise, worin uns die Natur ewig herum zu drehen scheint, lassen sich gleichsam zwei Pole angeben, wovon der eine den höchsten Punkt der natürlichen Gesundheit, Größe und Stärke des Menschen, und der andere den tiefsten Punkt der Kleinheit, Schwäche, Erschlaffung und Verderbniß bezeichnet. Jedes Volk in der Welt (dünkt mich) ist dazu gekommen oder wird dazu kommen, sich erst auf dem einen und endlich auf dem andern dieser Punkte zu befinden.

Und wo suchen wir nun den ersten dieser Zeitpunkte, den Zenith der natürlichen Vollkommenheit des Menschen? — Wahrlich nicht in den gepriesenen goldnen Altern der Philosophie und des Geschmacks, nicht in den Jahrhunderten Alexanders, Augusts, Leons X. und Ludwigs XIV. Das kann wohl Niemanden mehr einfallen, der diese goldnen Zeiten ein wenig genauer angesehen und nur einen Begriff davon hat, was Mensch ist und seyn kann. Auszierung, Einfassung, Schminke und Flitterstaat macht es nicht aus; etliche gute Maler, Bildhauer, Poeten und Kupferstecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von diesen Jahrhunderten

den Mann, der sich vor Karln dem Großen, dem Sohn eines barbarischen Zeitalters (wie wir's, den Griechen nachplappernd, zu nennen pflegen), nicht zur Erde bücken müsse! Man messe (alle Umstände gegen einander gleich gewogen) die Alcibiaden, Alexander, Cäsarn (für die ich meines Orts übrigens allen Respect habe), und neben ihm werden sie kleiner scheinen, wie Lanzelot vom See und seine Genossen neben dem alten Branor, der eines ganzen Hauptes länger war, als sie alle — wie die alte Geschichte sagt.

Ich vergesse nicht, daß es unbillig wäre, Karln die Tugenden seiner Zeit und jenen Griechen und Römern die Untugenden der ihrigen ohne Abzug anzurechnen. Aber es ist auch hier nicht vom persönlichen Vorzuge dieser großen Menschen (wiewohl ich glaube, daß Karl auch von dieser Seite der gewinnende Theil seyn würde), sondern von dem Vorzuge der Zeiten die Rede — und gewiß gebührt er derjenigen, wo man der künstlichern Ausbildung und Aufstützung eben darum nicht bedarf, weil die Natur noch Alles thut.

Ich weiß ungefähr, was sich zum Vortheil der Verfeinerung in Sitten und Lebensart, die wir den großen Monarchien und Hauptstädten, dem Luxus, der Nachahmung der alten Griechen und Römer, dem Handel, der Schifffahrt und so weiter zu danken haben — und was sich gegen die rohe Lebensart und die derben Sitten der Patriarchen-, Helden- und Ritterzeit, sagen und nicht sagen läßt. Es ist eine ausgedroschne erschöpfte Materie, an der ich weder mehr zu dreschen, noch zu saugen Lust habe. Aber hier ist die Frage: in welcher von beiden die Menschheit lautrer, gesunder, stärker und sogar gefühlvoller gewesen sey? — Denn unsere alkoholisirte und so oft nur affectirte Empfindsamkeit, die wir voraus zu haben glauben, ist nur ein schwaches

Surrogat für die lebendigen, starken, voll strömenden Gefühle der Natur. Oder vielmehr es ist keine Frage: die Sache spricht für sich selbst; und Niemand, so sehr ihn auch die Last unserer Zeit zusammen gedrückt oder der Taumel unserer vermeinten Vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen Augenblick anstehen, auf welche Seite er entscheiden soll.

5.

Wir sind also, leider! nicht mehr, was unsere Vorväter waren. Fuimus Troes! Wir gewinnen im Kleinen und verlieren im Großen. Unsere Abnahme, unser Verfall ist schon seit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dieß ist ausgemacht. Aber liegt die Ursache davon in der Natur selbst, die, wie Lucrez meint, als eine durch viele Geburten geschwächte Mutter nicht mehr Kräfte genug hat, so große Körper und gewaltige Thiere hervorzubringen, wie vormals? Oder liegt sie in äußern Ursachen und ist eine nothwendige Folge des ewigen Wechsels der menschlichen Dinge? — Erstreckt sie sich auf die Menschheit überhaupt, oder trifft sie nur besondere Völker und Zeiten? Gibt es irgend einen Punkt, wo sie still steht? einen Kreislauf, der uns wieder dahin zurück bringt, wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese fatale Abnahme keine Grenzen? Haben wir von Adam und Even an abgenommen und werden so lange, von Generation zu Generation, immer kleiner, schwächer und verkrüppelter werden, bis endlich (wie es einst der Nymphe Eckho und dem Zauberer Merlin erging) nichts als eine blose Stimme und zuletzt (wenn auch diese ausgetönt haben wird) gar nichts mehr von uns übrig ist?

Eine kurze Fortsetzung meiner bisherigen Betrachtungen wird uns eine, wie mir's scheint, sehr natürliche Auflösung dieser Fragen an die Hand geben.

6.

Wie alle Meinungen der Menschen, selbst die ungereimtesten, sich immer auf irgend eine Thatsache stützen; und wie wir Sterbliche fast immer nicht durch das, was wir sehen, sondern durch das, was wir daraus schließen, betrogen werden: so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen Punkte bis zu einem andern eine stufenweise Abnahme; und nun schloß man: die Menschen haben also immer abgenommen und werden immer abnehmen, haben schon zu Homers, ja schon zu des Patriarchen Jakob Zeiten abgenommen, sind folglich desto größer und vollkommner gewesen, je näher sie dem Ursprung der Menschheit waren, und werden desto schlechter, je weiter sie sich davon entfernen. Und nun ließ man die Einbildungskraft ausrennen.

Ich will — um die Sache durch ein etwas kurzweiliges Beispiel zu erläutern — nur bei einem einzigen Vorzug verweilen, den ein fast allgemeiner Glaube den Menschen der ältesten Welt einräumt — nämlich dem Vorzug einer ungeheuren körperlichen Größe. Wir wollen sehen, was wohl an der Sache seyn mag, und mit welchem Grunde sich daher auf die Abnahme der menschlichen Gattung schließen läßt.

Nach dem Berichte der Talmudisten war Adam, selbst nach dem leidigen Fall (wodurch er auch in diesem Stücke

unendlich viel verlor) noch immer neunhundert Ellen hoch, so daß ein Swiftischer Brobdignak gegen ihn nur ein Lilliputter gewesen wäre. Die Araber (nach der Erzählung des Wanderers Monkonys) machen sich keinen viel kleinern Begriff von der Größe unsrer ersten Stammältern; denn sie zeigen bis auf diesen Tag drei Berge oder Hügel in der Ebene von Mekka, auf deren einen Eva ihren Kopf und auf die beiden andern (welche zwei Musketenschüsse weit von jenem abstehen) ihre Knie bei einer gewissen Gelegenheit gestützt haben soll. — Doch man weiß, daß die Morgenländer starke Liebhaber vom Vergrößern sind. Wir wollen uns also an einen neuern abendländischen Gelehrten halten, der sich viele Mühe gegeben hat, auf den Grund der Sache zu kommen.

Herr Nikolaus Henrion, Mitglied der Académie des Inscriptions zu Paris im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, ein Mann, der eine große Stärke in den morgenländischen Sprachen besessen haben soll, arbeitete viele Jahre Tag und Nacht an einem großen Werke über Maße und Gewichte aller Zeiten und Völker des Erdbodens. Es war seine Lieblingsbeschäftigung; aber, je mehr er Entdeckungen machte, und je tiefer er sich in die alte Welt hineingrub, je mehr wuchs seine Arbeit ins Unermeßliche; und so überraschte ihn der Tod, eh' er damit zu Stande kommen konnte. Der Umstand, daß alle Völker von jeher mit Füßen gemessen haben, brachte ihn auf Untersuchung der verschiedenen Größe des menschlichen Fußes, und diese auf Ausmessung der ganzen Größe der Menschen in verschiedenen Zeitaltern. Im Jahre 1718 brachte er der Akademie eine chronologische Tabelle der Verschiedenheiten der Länge des menschlichen Körpers, von Erschaffung der Welt an bis zur christlichen Zeitrechnung, so wie er sie nach seinen vermeinten Entdeckungen

ausgerechnet hatte. Vermöge derselben hätten sich zwar die Rabbinen um etwas verrechnet; jedoch bliebe unsern Stammältern immer noch eine sehr ansehnliche Länge. Adam war, nach Henrions Tabelle, einhundert drei und zwanzig Fuß neun Zoll Pariser Maß, und Eva einhundert und achtzehn Fuß neun und drei Viertel Zoll lang; beide also ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuß länger, als der berühmte Koloß zu Rhodus. Bei der neunten Generation zeigte sich bereits eine merkliche Abnahme; Noah hatte schon zwanzig Fuß weniger als Adam: und bei der neunzehnten schrumpfte das Menschengeschlecht vollends zu wahren Zwergen ein; denn Vater Abraham maß nur noch sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Fuß. Nun wurden die Zeiten immer schlechter, so daß für Mose nur dreizehn und für den thebanischen Hercules kaum zehn Fuß blieben. Alexander der Große mußte sich an sechs Fuß begnügen lassen; und Cäsar (zu dessen Zeiten man die Größe eines Mannes schon lange nicht mehr nach Füßen ausmaß), Cäsar konnte ein großer Mann mit fünfen seyn.

Schade, daß die Akademie der Aufschriften uns nicht wenigstens einen Theil der Gründe und Belege hat mittheilen wollen, womit Henrion diesen merkwürdigen Maßstab der Menschheit ohne Zweifel zu rechtfertigen im Stande war. Man hätte sie doch wohl in seinen nachgelassenen Papieren finden sollen. Insonderheit hätte ich sehen mögen, aus was für Gründen er uns hätte begreiflich machen wollen, wie, zu einer Zeit, da die menschliche Gattung schon auf zwölf bis dreizehn Fuß eingeschrumpft war, die Kinder Enaks noch so ungeheure Popanze seyn konnten, daß die israelitischen Kundschafter sich selbst gegen jene nur wie Heuschrecken vorkamen.

Der Abbé Tilladet hatte der Akademie schon lange zuvor (im Jahre 1704) eine Abhandlung über die Riesen vorgelesen, worin er aus heiligen und profanen Scribenten bewies, daß es in den ersten zwei Jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daß nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die Anführer der morgenländischen Colonien, die nach und nach die Abendländer bevölkert haben, insgesammt Riesen gewesen.

Einige Jahre darauf nahm Mahudel die Frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daß Tilladet die Sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der echten Shandyschen Manier, als ein Naturkundiger, Zergliederer, Mechanicus, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Staatsmann, Moralist, Oekonomist u. s. w., und so fand sich denn freilich, daß die Männer, die, mit einer Fichte statt des Stabes in der Hand, über Berg und Thal daher schritten und denen, wenn sie ins Meer hineingingen, das Wasser kaum bis an die Kniekehlen reichte, bei genauerer Ausmessung zu ganz leidlichen Ungeheuern wurden, so wie das fürchterliche weiße Gespenst, das uns die Haare zu Berge stehen machte, beim Lichte besehen und mit Händen betastet, zu einem unschuldigen — Hemde wird. Dieß gilt nicht nur den Mährchen solcher Geschichtschreiber, wie zum Beispiel der Mönch Helinand und sein leichtgläubiger Nachschreiber Tostat; nicht nur der Höhle des Polyphemus, dieses berühmten Cyklopen, der nach Fasels Versicherung zweihundert Ellen lang war und zu Drepano in einer Höhle wohnte, die der Jesuit Kircher (der sie gemessen) sieben bis acht Fuß hoch befunden; nicht nur dem sechs und vierzig Ellen langen Skelet des Orion in Kreta (beim Plinius), welches die Kritik mit gutem Fug auf sechs Ellen heruntersetzt, und das

auch dann noch immer für eine Reisebeschreibers-Lüge groß genug ist; selbst Goliath und König Og von Basan, für deren ungeheure Statur wir ein sehr ehrwürdiges Zeugniß haben, sinken ohne Nachtheil der Autorität desselben nach Mahudels Berechnung zu einer unsre Einbildungskraft weniger ermüdenden Länge herab. Kurz, seiner bescheidenen Meinung nach, sind zwölf Fuß das Höchste, was man irgend einem Riesen zuzugestehen schuldig ist; und die beglaubte Geschichte stellt keinen Einzigen auf, der dieses Maß überschritten hätte.

So wenig dieß auch denen vorkommen mag, die von einem zweihundert Ellen langen Kerl wie von der alltäglichsten Sache von der Welt sprechen: so dünkt mich doch, Mahudel habe den festen Punkt der wahren kolossalischen Größe des Menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der Mythologie und Geschichte alle Billigkeit zu erweisen, nicht nöthig, sie über sieben Fuß anzunehmen; denn die höchst seltnen Ungeheuer, die dieß Maß überschritten haben möchten, verdienen, wenn die Frage von höchster natürlicher Vollkommenheit ist, eben so wenig in Betracht zu kommen, als die zwei- oder dreiköpfigen Mißgeburten.

7.

Was in unsern Zeiten wegen der Patagonen vorgegangen, gibt uns ein klares Beispiel, wie es, sehr natürlicher Weise, mit den historischen und kosmographischen Vergrößerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern Reisebeschreibern zufolge waren diese Bewohner der westlichen Küste des Magellanischen Landes noch einmal so hoch als Europäer von gewöhnlicher Statur; und dieß bestätigte Frezier in seiner

Reisebeschreibung von 1732 aus dem Munde verschiedener Spanier, die als Augenzeugen sprachen. Zwei und dreißig Jahre hernach befuhr (bekannter Maßen) der Commodor Byron die Küste, wo diese Titanen zu Hause seyn sollten; er sah sie, und, wiewohl sie ihm noch immer groß genug vorkamen, um mit allem Respect, den man seinen Höhern schuldig ist, von ihnen zu sprechen, so fand er sie doch wenigstens um drei bis vier Fuß kleiner, als die Spanier (die das Große lieben) sie gemacht hatten. Der größte, den er unter etlichen Hunderten sah, schien ihm, dem Augenmaß nach, nicht viel kleiner als sieben Fuß. Endlich lernte Capitain Wallis zwei Jahre darauf die nämlichen Riesen kennen, die man, weil sie fast immer zu Pferde sind, eben so wohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem Glück hatte er just ein paar Meßruthen bei sich. In solchen Fällen ist nichts über eine Meßruthe, um hinter die eigentliche Wahrheit zu kommen. Man maß die Längsten unter ihnen, und, siehe! es fand sich nur Einer, der sechs Fuß sieben Zoll maß, und etliche wenige von sechs Fuß fünf bis sechs Zoll; die meisten hatten nur fünf Fuß zehn Zoll bis sechs Fuß. — Und so schmolz eine Länge, die nach spanischem Augenmaß zehn bis eilf Fuß betrug, in einem engländischen Auge auf sieben und durch die Meßruthe auf sechs bis siebenthalb herunter.

Man muß gestehen, dieß ist immer noch viel, und eine ganze Nation solcher stattlicher Männer, mit Weibern nach Proportion, muß für einen armen Europäer allerdings ein sonderbarer und schauerlicher Anblick seyn. Aber sehr vermuthlich ist die Größe dieser Patagonen auch das non plus ultra der menschlichen Statur: und wenn wir von der angeblichen Größe der Menschen in den Patriarchen- und

Heldenzeiten Alles abziehen, was davon auf Rechnung der verschiednen Maße und des Betrugs der Augen und der Lügenhaftigkeit der Wanderer, Seefahrer und Dichter und der Vergrößerung, die jede Sache durch das Fortwälzen aus einem Munde in den andern erhält, zu setzen ist; so wird wohl eine Länge von siebenthalb bis sieben Fuß das Höchste seyn, was die Riesengeschlechter der ältesten Zeit und die stattlichsten Männer der heroischen und ritterlichen zu fordern haben. Hercules hatte, nach der Ausrechnung des Pythagoras, sieben Fuß; eben so viel hatte Karl der Große — wiewohl er diesen Beinamen einer andern Größe zu danken hat. Ich kenne aus der Geschichte keinen dritten Mann zu diesen beiden. Ihre Stärke war in Verhältniß mit ihrer Größe; sie waren unermüdet in Thätigkeit, tapfer in Duldung, mächtig im Streit und mächtig in Frauenliebe. Wie sollten wir also nicht sicher annehmen können, daß die Statur dieser zwei gewaltigsten Söhne des Himmels und der Erde das wahre Maß heroischer Größe und Majestät sey, welches, verbunden (wie bei jenen beiden) mit Stärke und Schönheit, diejenige äußerliche Gestalt gibt, die eines Mannes würdig ist, vor dem (nach Shakespeare's Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen soll: Das ist ein Mann!

8.

Gesetzt nun, die Natur habe in den ersten Zeiten unsrer Welt lauter Menschen von diesem Schlage oder wenigstens viele dergleichen hervorgebracht; mit welchem Grunde kann man sagen, sie habe in der Folge die Kraft verloren, ihres Gleichen hervorzubringen? Wie sehr weit sind Hercules und

Karl der Große der Zeit nach von einander! Oder wollte man einwenden, dieß wären einzelne außerordentliche Männer gewesen: hatte Hercules nicht seinen Theseus und Peirithous? Waren nicht die Argonauten seine Spießgesellen? Hatte Karl nicht seine Pairs, seinen Roland und so weiter? Sie waren die ersten unter ihren Pairs, wie Achill unter den Helden der Griechen; aber ihre Pairs waren keine gemeine Menschen. — Und finden wir nicht, noch auf diesen Tag, bei den ungebändigten Völkern Asiens und der neuen Welt die ganze Anlage, ja selbst einen großen Theil der Eigenschaften und Tugenden der heroischen Zeiten? die großen Körper, die Stärke und Behendigkeit, die Duldsamkeit, den Muth, die Treuherzigkeit, die zu Tacitus Zeiten das Eigenthum der Germanen und anderer nordischen Völker waren? Die edelsten unter den westindischen Horden und Stämmen sind uns noch wenig bekannt; aber was für eine Anlage entdeckt sich, zum Beispiel, schon in dem Wenigen, was uns Cook von den Neuseeländern erzählen kann! — Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Denn, nach der Analogie zu urtheilen, geht ein unvollkommner Stand der Wildheit vor dem heroischen Zeitalter eines Volks vorher, weil zu diesem schon ein gewisser höherer Grad von Entwicklung und Ausbiidung, ein gewisser Fortgang der Kriegskünste und eine weniger dürftige Lebensart gehört. Ihre Zeit ist also noch nicht gekommen. Aber warum sollte sie nicht endlich eben so wohl kommen, als die Zeit der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten — und (auf einer andern Seite des Erdbodens) der Saracenen, der Türken, der Mongolen Zeit gekommen ist?

9.

Wie dem auch sey, nichts bedarf wohl weniger einer ernsthaften Widerlegung, als die Meinung von einer immer zunehmenden Entkräftung der Natur und stetem Abnehmen der Menschheit. Wo man jemals Abnahme gesehen hat, da hat man sie bei einzelnen Völkern gesehen — und immer waren es sittliche Ursachen, immer war es stufenweise Entnervung und Verderbniß durch Tyrannei, übermäßige Ungleichheit, Hoffahrt, Ueppigkeit und zügellose Sitten, was endlich im ganzen Staatskörper diese Kacherie hervorbrachte, die sich mit seinem Tod endigte. — Die Verderbniß und Schwäche ging nie ins Unendliche; sie hatte immer ihr gewisses Maß, wie Gesundheit und Stärke auch.

Als es mit den Römern dahin gekommen war, daß der Name Römer, der vormals Königen Ehrfurcht einflößte, bei den Gothen zu einem Schimpfnamen wurde, den kein ehrlicher Kerl auf sich sitzen lassen konnte, — so war es auch aus mit ihnen. Diese ausschweifendsten, raubgierigsten, niederträchtigsten aller Menschen, die das Schändlichste zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zuletzt auch die feigsten und wehrlosesten des Erdbodens. — Tiefer ist nie ein anderes Volk gesunken. Aber ihr Verderben war, gleich einer Seuche, die nicht über einen gewissen Kreis hinaus kann, in die Grenzen ihrer Sitten eingeschlossen. Die Gothen, Vandalen, Longobarden, Franken, Sueven und so weiter, die ihre Herren wurden, blieben lange unangesteckt. Das große ungeheure Aas lag und moderte; aber, was noch von gesunden Bestandtheilen übrig war, verlor sich in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Namen, neue Reiche, Verfassungen, Sitten und Sprachen gingen aus den Trümmern

der alten Welt hervor; und nun fing sich der Cirkel wieder an. Die Römer, denen Horaz so viel Böses weissagte, waren den Römern aus den Zeiten der Coriolanus, Curius, Cincinnatus nicht unähnlicher, als wir heutige Europäer unsern Stiftern und Altvordern sind. Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unsrer Palliative und Betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger ist als wir, stößt uns immer näher gegen jenen Punkt, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich gewesen ist. Werden wir vielleicht allein die Ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menschliche Gattung überhaupt wird nichts dabei verlieren. Andre Völker, die jetzt noch in der Wildheit ihres kindischen Alters herumlaufen, werden ihre Jugendstufe besteigen; unverdorbene, kraftvolle, gutartige Menschen — wenn anders unsre kosmopolitische Neigung, auf dem ganzen Erdenrunde herumzuschwärmen und allen Völkern, von Grönland bis in die Südseeinseln, unsre Künste zu zeigen und unsre häßlichen Krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangesteckte Menschen übrig läßt — werden die Patriarchen neuer Zeitalter werden; neue Helden, neue Argonauten, neue Orpheen und Ossiane, neue Ritter von der Tafelrunde — kurz, die ganze Geschichte, wie sie Virgil in seiner vierten Idylle in so schönen Versen weissagt, wird unter andern Formen und in andern Gegenden wieder kommen; und in dieser Ordnung der Natur wird sich die Menschheit vielleicht noch lange fortdrehen und von Zeit zu Zeit neu geboren werden, wachsen, blühen, reifen, abnehmen, verderben und dann wieder auferstehen und wieder blühen und wieder verderben, bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat, und eine Begebenheit, die alle übrige verschlingt, die Scene schließen wird.

Ich will damit nicht sagen, daß diese kreisförmige Bewegung, womit sich die menschlichen Dinge umwälzen, ein wahrer Cirkel sey. Man hat vielmehr Ursache (wie mich däucht), zu glauben, daß es keiner sey. Kein Volk hat jemals die Stufe wieder betreten, von der es einmal herabgefallen, noch durch irgend ein Wunder der Kunst die natürlichen Kräfte wieder bekommen, die es einmal verloren hatte. Die Perser sind nie wieder geworden, was sie unter Cyrus waren; die Athener haben sich nie von ihrem Alcibiades, die Spartaner nie von ihrem Lysander wieder erholen können. Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen — welche nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtschadalen und ihres Gleichen, mit eisernen Banden des Klimas gefesselt, ihr Daseyn im starren Nebel der Dumpfheit, wie halb erfrornen Menschen zukommt, hinträumen.

10.

Aber hier ist es hohe Zeit, zu schweigen! — Denn der Natur heiligen Schleier aufzudecken, in ihr inneres Räderwerk zu schauen und zu zeigen — wie Eins ins Andere greift, und wie, durch den ewigen Streit und die scheinbare Verwirrung der Theile, das Ganze im Gang erhalten wird; wie alles Uebel gut, aller Tod Leben ist, und wie alle die tausendfachen Bewegungen der Dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts, in concentrischen und excentrischen Kreisen, am Ende doch nur eine unmerklich fortrückende Spirallinie machen, die Alles ewig dem allgemeinen Mittelpunkt nähert, — dieß ist eine Aufgabe, deren Auflösung

ganz andere Organe und einen ganz andern Gesichtskreis als den unsrigen zu erfordern scheint.

Nur eine oder zwei Anmerkungen mögen mir noch vergönnt seyn, um (wo möglich) Mißverstand zu verhüten, wiewohl ich je länger je mehr lerne, daß man dazu ganz besonders von den Feen begabt seyn müsse.

Meine Absicht ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keines der wirksamsten Mittel, seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber, sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts.

Es ist sehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele schon eine ziemliche Weile zusieht, wenn er immer mit den Vorzügen unsrer Zeit und den Vortheilen unsrer Aufklärung, unsrer Verfeinerung, unsrer Weltbürgerei und so weiter klappern hört und doch nirgends sieht, daß es darum besser, wohl aber, daß es immer desto schlechter geht: — daß ein solcher einmal des Klapperns überdrüssig wird und ein Wort sagt, das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben so wohl hätte ungesagt lassen können.

Wenn denn aber gleichwohl (wie das Niemand wissen kann) hier oder dort Jemand dadurch veranlaßt würde, der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen und auf die nächsten Mittel zu denken, wie er's (wenigstens für seine Person) zu machen hätte, um das Bißchen Menschensinn und Menschenkraft und Freude an seinen Mitgeschöpfen und sich selbst und Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgesteuert, so viel er noch davon übrig hätte, aus diesem großen Getümmel, Zusammenlauf und Jahrmarkte der Welt

glücklich davon zu bringen und in der Stille seines häuslichen Lebens, zu seinem und der Seinigen Nutzen und Frommen, anzulegen: — das wäre denn gleichwohl auch so übel nicht!

Ich genieße dankbarlich alles Gute, was uns Künste und Wissenschaften gewähren, wärme mich zuweilen an ihrem Feuer, wenn mir vielleicht besser wäre, ins Freie hinauszu gehen und mir durch tüchtige Bewegung warm zu machen, und lasse mir oft ihre Laterne leuchten, ohne gewahr zu werden, daß es heller Tag ist — wie es vielen unter euch, liebe Freunde, wohl auch gegangen seyn wird.

Insonderheit habe ich immer große Hochachtung für die goldnen Jahrhunderte der Musen und Künste gehabt, zumal für das erste, — vielleicht deßwegen, weil wir's doch meistens nur von Hörensagen kennen. Mich dünkt, auf der ganzen Leiter, worauf ich die Menschenkinder (wie Jakob dort die Engel in seinem Traum) ewig auf- und niedersteigen sehe, sind nur zwei Stufen, wo sie zu ihrem Vortheil in die Augen fallen. Die eine ist der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freie, edle, gute Menschen, und die besten unter ihnen an seiner Spitze hat; die andre der, wo es Künstler hat, die den Geist der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der großen Menschen, die nicht mehr sind, aus Marmor und Elfenbein zu schnitzen und den Göttern, an die Niemand mehr glaubt, schöne Tempel aufzubauen und die Thaten der Helden, die Niemand mehr thun kann oder, wenn er könnte, nicht thun darf, in schönen Schauspielen, zu großer Leibes- und Gemüthsergetzung ihrer Mitbürger und hoher Herrschaften, vorzustellen.

Es ließe sich, wenn's nöthig wäre, der acht und zwanzigste Theil zu den sieben und zwanzig Folianten des Alfons

Tostat darüber schreiben, wie viel artige Vortheile, Zeitvertreib, Stoff zu Gesprächen in Gesellschaften und im Vorzimmer, Stoff zu Theorien, Kritiken, Recensionen, Epigrammen, Parodien und so weiter, wie viel Gelegenheit zu tausenderlei neuen Beschäftigungen, Gewerben, Charaktern, Narrheiten und folglich wieder zu neuen Schauspielen, neuen Kritiken, Apologien und so weiter die verfeinerte Welt ganz allein diesen schönen Künsten zu danken hat.

Alles dieß sehe ich und bin weit entfernt, die Summe aller dieser Vortheile nicht gerade so viel gelten zu lassen, als sie beträgt. Aber gleichwohl wird es mir erlaubt seyn, zu sagen, daß ein Held mehr werth ist, als sein Bild, eine große That mehr, als ein Schauspiel oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienstlichkeit; kurz, daß die Zeit des Seyns vor der Zeit des Nachahmens, das ist die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunst — einen gewissen Vorzug hat, den man ihr nicht absprechen kann.

Noch wird es nicht schaden, mich über den Vorzug, den ich der Stärke und Realität vor Feinheit und Anstrich gebe, mit etlichen Worten zu erklären. Mein Glaubensbekenntniß über Materie und Form ist dieses. Wenn ein roher Klumpen — Gold ist, so benimmt ihm freilich seine Ungestalt nichts von seinem Werthe; aber doch ist der Klumpen nicht eher brauchbar, bis er eine Form hat. Ein goldnes Gefäß ist desto mehr werth, je mehr es Masse hat; und da die Form, bei gleich viel Masse, schön oder häßlich seyn kann, so sehe ich nicht, was eine schöne Form seinem innern Werth schaden könnte: indessen ist richtig, daß es auch mit der schlechtesten Form immer seinen innern Werth behält. Ein Stück Thon hingegen oder ein Klümpchen gekäut Papier, da es nur durch Form und Façon einigen Werth bekommt, kann nicht

schön genug gearbeitet, gemalt und gefirnißt seyn. Eben so kann ein großer, edler, verdienstvoller Mann einer gewissen Politur entbehren und verlöre vielleicht durch sie; aber ein Bengel, der, um Anspruch an Verdienst zu machen, keinen anderen Titel, als seine Knochen, seine Nasenwurzel und seine Grobheit hat, muß im Kreise der Lastträger bleiben, wenn sein Verdienst erkannt werden soll.

Eine Schöne und eine Häßliche haben beide gleich viel Ursache, gekleidet zu seyn; jene, um ihre Reizungen, diese, um ihre Mängel zu verbergen. Die Nacktheit der Schönen würde eine Weile Augenweide seyn, aber bald sättigen und ermüden; mit Lumpen behangen und mit Schmutz bedeckt, würde sie ekelhaft werden. Venus selbst mußte von den Grazien angekleidet und geschmückt werden; — ein Bild, worein die Griechen eine große Wahrheit hüllten. Auch die kunstlosesten Töchter der rohen Natur fühlen dieß und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt, ob er gefällt oder mißfällt, kann es halten, wie er will; aber, wer gefallen möchte und empfindlich darüber ist, wenn es ihm fehl schlägt, hat Unrecht, wenn er das verachtet, was eine nothwendige Bedingung zum Gefallen ist.

Kurz, indem ich Natur, Einfalt und Wahrheit über Künstelei, Flitterstaat und Schminke setze, verlange ich der Ungeschliffenheit und dem Cynismus, wodurch Viele heutiges Tages Eindruck zu machen hoffen, das Wort eben so wenig zu reden, als es meine Absicht ist, durch den Gegensatz unserer Schwäche mit der Stärke unserer Altvordern den heutigen Modeton mitzuleiern. Die Prätension an Genie, Größe, Stärke, Kühnheit und Freiheit läuft gegenwärtig wie eine große Epidemie durch halb Europa. Es ist ein possirliches Schauspiel, dem Gewimmel und Gelärme in den Sümpfen

da unten zuzusehen, und was sich die armen Frösche aufblasen, um auch groß zu seyn; während der majestätische Stier ruhig und sorglos auf seiner Aue daher geht und nicht weiß, ob er groß ist, und die Stärke seiner Stirne nicht eher fühlt, bis er ihrer vonnöthen hat.

Alle wahrhaft große und tapfere Männer, die ich noch gesehen habe, waren bescheiden und sanft und sprachen am wenigsten von den Eigenschaften, worin man ihnen den Vorzug zugestand. Ein Hercules kann nur sehr selten in den Fall kommen, von seinen Schultern und Armen sprechen zu müssen. Wer aber noch immer der Einzige ist, der um das Geheimniß seiner hohen Vorzüge weiß, der ziehe eine Nebelkappe um sich und rede durch Thaten!

Auszüge

aus

Jakob Forsters Reise

um die Welt.

1778.

„Drei verschiedene Seereisen waren unter Georg des III. Regierung bereits aus der edeln Absicht, Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf seinen Befehl, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenste Seemann unserer Zeiten, der Capitain Cook, zwei geschickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayley, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum studiren, Dr. Johann Reinhold Forster, und ein Maler, der die schönsten Formen derselben nachahmen sollte, Herr Hodges, wurden auf Kosten der Nation dazu erlesen." Sie haben ihre Reise in den Jahren 1772—75 vollbracht und die unmittelbar folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verschiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu lassen.

„Die britische Regierung schickte und unterhielt den Herrn Dr. Forster auf dieser Reise als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, sondern, daß er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philosophische Geschichte der Reise, frei von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, blos nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte, d. h. eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden."

Es scheint nicht, daß dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst, noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sey. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andere Unternehmer, von dem, der es versucht, einen blosen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu haschen und, was er auf einmal gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu dem, der auf Entdeckung neuer Welten oder auf philosophische Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemals seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des letzten so unendlich complicirt, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil außer den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab und stößt bei jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, daß es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der englischen Admiralität, welche dem Herrn Dr. Forster das Recht, diese Reise zu beschreiben, absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, daß sein würdiger Sohn, Herr Jakob Forster, der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagbücher die gegenwärtige philosophische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören, der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so

ist's uns doch, als ob sie dadurch einen größern Werth erhielten, daß sie ihm so viel gekostet haben, und daß er oft seine ganze Existenz daran setzen mußte, uns etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereisete Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzen, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen, als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen schlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiß ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung; zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, Alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu halten.

Die Hauptabsicht der englischen Regierung bei dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Daseyn schon so lange

als höchst wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitain Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den ersten Jänner 1730 im vierundfünfzigsten Grad südlicher Breite und eilften östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letzten Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckung fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so sollte er, solang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äußersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrene Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der blosen Idee etwas so über Alles,

was wir kennen, Großes und Anziehendes, daß man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vielen Millionen Menschen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem blosen Umstand, nach Vollendung des großen Abenteuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern und sich selbst sagen zu können: Das Alles hast du erfahren — das Alles hast du ausgehalten, liegt eine Quelle von Vergnügen und herzerhöhendem Selbstgefühl, die allein hinreichend ist, einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen, werth, durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unseren neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarcirkel aufstieß, das, was sie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten (die immer neuen, immer wachsenden Gefahren und fürchterlichen Aussichten in ungewisse, aber doch immer vorschwebende noch größere Uebel nicht gerechnet), ich sage, dieß Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherlei Art sind gleichwohl so beschaffen, daß bei ihrer blosen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muß. Wir können unserem Autor auf diesem Theil seiner Reise, den er, nicht wie ein Seemann, sondern wie ein Naturforscher und wie ein Mensch (mitunter auch wie ein junger Mann, dem das Lesen der alten und neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von fern und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müßten Alles abschreiben, wenn wir alles Bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profession sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem

furchtbaren Element aussetzt, zu gewohnt und überdieß im Schreiben meistens zu wenig geübt, um uns Landleuten von solchen Scenen so lebhafte und detaillirte Schilderungen zu machen, wie wir sie verlangen. Hier einer aus unserem Mittel, der uns beschreibt, wie einem Jeden von uns an seinem Platze zu Muthe gewesen wäre; dieser Umstand macht allerdings für Leser von Gefühl jeden Zug seiner Erzählung doppelt interessant. Schon am zweiten Tage nach ihrer Abreise aus der Tafelbay (den vierundzwanzigsten November) gingen die Stürme an, vor denen sie nun vier Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben sollten. Man stelle sich unsern Philosophen vor, dem in dem friedlichen Meere zwischen dem Wendecirkel die Reise um die Welt so leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmal in den ewigen Sitz heulender Winde und rasender Stürme versetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs heftigste hin und wieder schaukeln und, indem sie sich häufig über demselben brechen, Alles mit einem Platzregen von Seewasser überschwemmen. Wer kein Seemann war (sagt Herr Forster mit aller Naivetät eines Erdesohnes, der die Linie zum ersten Male passirt hatte), wußte sich in diese neue Lage gar nicht zu schicken. Zwar gab es, aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Tassen, Gläsern, Weinflaschen, Schüsseln, Tischen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reisenden gräuliche Verwüstung angerichtet wurde, mitunter noch Scenen, wobei sie lachen mußten; das war im Grunde doch nur ein schwacher Ersatz für einen Verlust, der in ihrer Lage eben so wichtig als unersetzlich war. „Das Uebelste dabei war, daß die Decken und Fußboden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden, und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brausen der Wellen, nebst

dem gewaltigen Hin= und Herwerfen des Schiffes, welches fast keine Beschäftigung verstattete, waren neue fürchterliche und höchst beschwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daß, ungeachtet sie sich erst im 42° südlicher Breite befanden, die Luft doch schon sehr kalt und scharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienst noch schwerer machte." — Indessen war das Alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorstand. Nachdem sie bis zum fünften December immer stürmisches Wetter, an diesem Tage aber, zum ersten Male seit ihrer Abreise vom Cap, wieder so gemäßigten Wind gehabt hatten, daß die höchsten Bramsegel aufgesetzt werden konnten, fiel am nämlichen Nachmittag schon wieder Regenwetter ein: in der Nacht ward es so kalt, daß der Thermometer von vierundvierzig auf 38° fiel, und Morgens früh gab's etwas Schnee; der Wind nahm zu und stürmte den siebenten so heftig, daß sie, wiewohl unter Begleitung immer zunehmender Scharen von Sturmvögeln, nur noch mit einem Segel fahren konnten. Am achten gab ihnen der sogenannte See=Bambu (fucus buccinalis Linnei), der sich in Haufen um das Schiff sehen ließ, und verschiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatrossen erschienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felsenkraut und besonders von den Pinguins hatte man sonst immer geglaubt, daß sie niemals fern von der Küste angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverlässigkeit dieser Zeichen. In der Nacht vom neunten fing das Wasser in den Gefässen schon an am Rande zu gefrieren, wiewohl sie noch nicht weit über den fünfzigsten Grad südlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein großer Eisklumpen, dem sie kaum noch ausweichen konnten, das Erste, was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer

von gleicher Größe lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefähr zwei Seemeilen vor dem Wind wie ein weißes Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bei einem andern Eisberge vorbei, der ungefähr zweitausend Fuß lang, vierhundert breit und zweihundert hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie eins zu neun verhält: so müßte dieß Stück, gesetzt, daß es ein regelmäßiges Viereck gewesen, im Ganzen zwei tausend Fuß hoch gewesen seyn und solchemnach eintausend sechshundert Millionen Cubikfuß Eis enthalten haben. Am eilften liefen sie an einer Eisinsel vorbei, die wenigstens eine halbe englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher, wegen des schönen Sonnenscheins, von 36° auf einundvierzig gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf 37½ herab, und, sobald sie vorbei waren, stieg es wieder zu 41. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweglich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, daß der Schaum oft weit über sie hinaus spritzte, welches bei dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dieß kann, wie Forster glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben viel Licht geben.

Der Mensch glaubt leicht, was er hofft, und sieht bald, was er sehen will. Unsere Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches

Grönland wäre, wozu ihnen einige Wallfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, große Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das Cap de la Circoncision gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffvolkes stieg in gleicher Progression. Der geringste Umstand (sagt Herr Forster), wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsere ganze Aufmerksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn Jeder wollte gern der Erste seyn, Land! zu rufen. Unter Andern hatte der Glaube an Bouvets Entdeckung die Einbildungskraft eines Schifflieutenants so erhitzt, daß er ein Mal übers andere auf den Mastkorb kletterte und endlich am vierzehnten December, Morgens sechs Uhr, dem Capitain sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, daß es nichts als ein großes flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerlei Größe und Figuren emporstiegen; und, was Einigen Berge schienen, war ein bloser Effect der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch Vielen die Einbildung, daß sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Capitain Cook im Februar 1775, auf seinem Wege vom Cap Horn nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, just über diesen nämlichen Fleck wegsegelte, wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu sehen war.

Da unsere Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als große Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedener, immer vergeblicher Versuche, sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben mußten, auf

diesem Striche weiter vorzudringen: so steuerten sie nun, oft mitten durch große Strecken Packeis (gebrochenes Eis), gegen Osten. Schwere Hagel und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von großen Eisinseln umgeben, daß dieser Anblick ihnen nun schon eben so gemein war, als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freier und offner war, wieder mehr nach Süden; aber immer mit einerlei Erfolg. Den siebzehnten Jänner 1773 passirten sie endlich den antarktischen Cirkel und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (Petrels), braun von Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem weißen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bei Zwanzigen und Dreißigen auf einmal; daher sie ihnen den Namen des antarktischen Sturmvogels beilegten. Um fünf Uhr Nachmittags sahen sie mehr als dreißig große Eisinseln vor sich und am Horizont einen starken weißen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher passirten sie durch viel kleines Brucheis, das löcherig, schwammig und schmutzig aussah und sich endlich so sehr anhäufte, daß, ungeachtet eines sehr frischen Windes, die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward und die See ganz eben zu seyn schien. Ueber dieses Brucheis hinaus aber erstreckte sich gegen Süden, soweit das Auge vom Mast reichen konnte, ein unabsehliches Feld von festem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf diesem Striche weiter durchzudringen, ließ Capitain Cook unter dem 67° 15' südlicher Breite die Schiffe umwenden

und gegen Nordost zu Nord steuern. Sie hatten also auf dieser ganzen südlichen Fahrt nirgends Land und außer Albatrossen, Pintaden, Pinguins, Sturmvögeln und Wallfischen keine Spur von lebendigen Wesen angetroffen.

Zwischen dem neunzehnten und neun und zwanzigsten Jänner zeigten sich ihnen wieder einige zweideutige Anzeigen, daß Land in der Nähe seyn könnte, z. B. die große nördliche Möve (Larus Catarrhactes) und ein kleiner schwarz und weißer Vogel, der eine Art von Eisvogel schien. Weniger zweideutig schien der Umstand, daß die See, ungeachtet des frischen Windes, ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwei französische Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieser Gegend Land entdeckt haben sollten, so gab sich Capitain Cook viel Mühe, sich von der Richtigkeit dieser Entdeckung zu überzeugen. Wiewohl aber alle seine Versuche fruchtlos abliefen, so scheint doch so viel daraus mit Gewißheit geschlossen werden zu können: daß jene französische Entdeckung nichts weiter als eine kleine Insel und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter diesem Himmelsstriche liegenden großen festen Landes sey.

Am achten Jänner verloren sie in einem außerordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und sahen sich, nach zwei zum Aufsuchen derselben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beschwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden allein fortzufahren.

In der Nacht vom sechzehnten und verschiedene folgende Nächte hinter einander gab ihnen die Natur, zu einiger Versüßung ihres Kummers, ein schönes Feuerwerk zum Besten. Es bestand in langen Säulen eines hellen weißen

Lichts, die sich am östlichen Theile des Gesichtskreises fast bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben und nach und nach über den ganzen südlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reisenden, wie Forster glaubt) bemerkte Aurora australis, und von unsern Nordlichtern blos darin, daß sie nie eine andere als weißliche Farbe hatte, verschieden. Die Sterne sah man, wiewohl bei klarem Himmel, entweder gar nicht oder nur ganz blaß durchschimmern; und die Luft war dabei so scharf, daß das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt stand.

Den vier und zwanzigsten Februar beschloß Herr Cook endlich, da sie unterm 62° südlicher Breite abermals nichts als Eisfelder antrafen, und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in diesen Meeresgegenden allzu ungünstig war, für dieß Mal nicht weiter nach Süden zu gehen; doch steuerte er bis zum siebzehnten März zwischen dem 61 und 58° noch immer ostwärts, während welcher Zeit ein Ostwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, sie mehr als einmal in Gefahr setzte, an den hohen Eisinseln zu scheitern. Diese machten jetzt ihren beinahe einzigen, zwar gefährlichen und schauervollen, aber eben dadurch desto interessantern Zeitvertreib aus. „Ihre Gestalt (sagt Herr Forster) war mehrentheils sonderbar und des zertrümmerten Ansehens wegen oft malerisch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbei, die von außerordentlicher Größe war und in der Mitte ein grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, so daß man das Tageslicht an der andern Seite sehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme gestaltet; noch andre gaben unsrer Einbildungskraft freies Spiel, daraus zu machen, was sie wollte, und dienten uns, die Langeweile zu vertreiben, weil der tägliche Anblick von See=

vögeln, Meerschweinen, Seehunden und Wallfischen den Reiz der Neuheit längst verloren hatte."

Ungeachtet aller der guten (im Vorberichte dieses Werks umständlich angegebenen) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, namentlich des Sauerkrauts und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bei einigen ihrer Leute starke Symptome von Scharbock, und alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüssig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren krätzig geworden und wollten nicht mehr fressen, und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder verklammten bald darauf vor Kälte. Da es bei so bewandten Umständen hohe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen: so richteten sie ihren Lauf nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr Forster stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, daß sie die Skizze zu mehr als einer großen Schilderei für künftige Maler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchterlicher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Ansons Reisen mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewisser Maßen nur

die geringsten unserer Plagen. Noch außer diesen mußten wir mit der Strenge eines ungewöhnlich rauhen Klimas kämpfen; Matrosen und Officiere waren beständig Regen, Hagel oder Schnee ausgesetzt; das Tau- und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mußten! Unser Vorrath von frischem Wasser konnte nicht anders als mit Treibeis ersetzt werden, und das Aufnehmen desselben aus eiskaltem Seewasser ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich mußten wir befürchten, gegen die hohen Eismassen anzulaufen, womit der unermeßliche südliche Ocean gleichsam angefüllt ist; und dergleichen Gefahr kam oft so schnell und vielfältig, daß die Leute selten ihre gewöhnlichen Ruhestunden genießen konnten, sondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hülfe kommen mußten. — Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die düstre Traurigkeit, die unter dem antarktischen Himmel herrscht, wo sie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mußten und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur selten theilhaft wurden; ein Umstand, der allein schon vermögend ist, den Entschlossensten und Lebhaftesten niedergeschlagen zu machen" u. s. w.

Man kann sich also leicht vorstellen, wie entzückend ihnen nach einer mit so viel Mühseligkeit und Elend verknüpften Fahrt von hundert und zwanzig Tagen der Anblick der Küste von Neu-Seeland seyn mußte, an deren äußerster nordwestlichen Spitze (der einzigen, welche Capitain Cook auf seiner ersten Reise noch nicht untersucht hatte), sie den 26. März 1773 anlangten. Die Scene, die uns Herr Forster hier schildert, durch das Medium der vorherigen Beschreibung und also aus der Seele unsrer Seefahrer gesehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigstens) so viel Anziehendes, und beide

zusammen machen, ohne Kunst der Composition, durch die blose Wahrheit der Natur ein so großes rührendes Ganzes, daß wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermals mit den eignen Worten unsers Geschichtschreibers herzusetzen.

„Das Wetter war schön und in Verhältniß zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müssen, recht erquickend warm. Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felsichten Inseln vorbei, die alle mit Bäumen und Buschwerk überwachsen waren, deren mannigfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbstzeit verschiedentlich schattirten Grün des übrigen Laubes malerisch vermischt war und sehr angenehm gegen einander abstach. Ganze Scharen von Wasservögeln belebten die felsichten Küsten, und das Land ertönte überall vom wilden Gesang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und frischen Gewächsen gesehnt hatten, desto mehr entzückte uns nun dieser Prospect, und die Regungen der innigsten Zufriedenheit, welche der Anblick dieser neuen Scene durchgängig veranlaßte, waren in eines Jeden Augen deutlich zu lesen. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Insel vor Anker — wo wir der Küste so nah waren, daß man sie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unsre Matrosen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken sah man an allen Seiten des Schiffs eine Menge vortrefflicher Fische aus dem Wasser ziehen, deren vielversprechender Anblick die Freude über unsre glückliche Ankunft in der Dusky-Bay ungemein vermehrte. Da wir so lange darauf gefastet hatten, so war es kein Wunder, daß uns diese erste neuseeländische Mahlzeit als die herrlichste in unserm

ganzen Leben vorkam. Zum Nachtisch ergetzte sich das Auge an der vor uns liegenden wildnißartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte zusammensetzen können. Sie war ganz im Geschmack dieses Künstlers und bestand aus Felsen, mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinauf zu reichen schien, und zwischen welchen sich aller Orten Wasserbäche mit schäumendem Ungestüm herabstürzten. Doch hätte es bei Weitem nicht so vieler Schönheiten bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer langen Entfernung vom Lande ist es wahrlich sehr leicht, selbst die ödeste Klippe für das herrlichste Land in der Schöpfung anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkte muß man auch die feurigen Beschreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Timan in Ansons Reise um die Welt betrachten."

Da die an Dusky-Bay angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfnisse angemessene Bequemlichkeiten anbot, so beschloß Capitain Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unsre Naturforscher wandten diese Zeit an, sich mit den Reichthümern der Natur so bekannt zu machen, als es die schon ziemlich weit fortgerückte herbstliche Jahreszeit zuließ.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, daß es mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen großen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus, in horizontaler Richtung, schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendsten Bedürfnisse ausmachte. Die Bäume standen so nah am Schiffe, daß die Aeste bis an die Masten

hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers floß nur einen Pistolenschuß weit hinter dem Schiffe. Sie ließen es nun ihre erste Arbeit seyn, einen nahgelegnen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelte aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzu günstigen Meinung zurückzukommen, die sie in der Entzückung des ersten Anblicks von diesem Lande gefaßt hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. In der That (sagt unser A.) ist es nicht nur historisch wahrscheinlich, daß in diesem südlichen Theile von Neu-Seeländ die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind; sondern der Augenschein beweist solches beinahe unleugbar. Wir fanden es nicht nur, des obgedachten überhandgenommenen Unkrauts wegen, fast unmöglich, darin fortzukommen; sondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generationen von jungen Bäumen, parasitischen Pflanzen, Farnkräutern und Moosen reichlich wieder aufsproßten. Oft bedeckte eine täuschende Rinde das innere verfaulte Holz eines solchen umgefallnen Stammes, und, wer es wagte, darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte seiner Seits einen Beweis, daß dieser Theil des Landes bis jetzt noch keine

Veränderung von Menschen erlitten haben müsse; denn eine Menge kleiner Vögel schienen noch nie eine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen oder hüpften wohl gar auf den äußersten Enden unsrer Vogelflinten herum und betrachteten uns als fremde Gegenstände mit einer Neugierigkeit, die der unsrigen einiger Maßen gleichkam."

Es ist leicht zu erachten, daß es in einem so beschaffnen Lande an neuen Gegenständen für unsre Naturforscher nicht fehlen konnte. Zwar setzten ihnen theils eben diese Wildheit desselben (indem das ganze Land um die Dusky- oder Dämmerungs-Bay aus steilen felsigen Bergen besteht, die durch Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen sind), theils die Jahrszeit und das fast immer nasse Wetter große Schwierigkeiten entgegen. Indessen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer Pflanzen- und Vögel-Arten und durch den Anblick großer herrlicher Naturscenen belohnt, unter denen wir, unsrer Absicht gemäß, nur die malerische Beschreibung eines Wasserfalls mit den Worten des Verfassers mittheilen wollen.

Als sie nach einem Wege von anderthalb englischen Meilen bei demselben angelangt waren, mußten sie den Berg, von welchem er sich stürzte, sechshundert Fuß hoch hinanklettern, ehe sie ihn völlig zu Gesichte bekamen. Von dort aus fanden sie die Aussicht groß und prächtig. Das Erste, was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Wassersäule, die etwa vier und zwanzig bis dreißig Fuß im Umfang hält und sich mit reißendem Ungestüm über einen senkrechten Felsen aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft diese Wassersäule auf ein hervorstehendes Stück desselben Felsen,

der von da an etwas abhängig wird und schießt sodann, in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünf und siebzig Fuß breiten Wasserwand, über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundert und achtzig Fuß im Umfang hält und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand, vorn aber von großen unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. Mehr als dreihundert Fuß weit (fährt Herr Forster fort) fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht und so dicht war, daß er unsre Kleider in wenigen Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns aber durch diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten, ein so schönes Schauspiel von mehreren Seiten zu betrachten, und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig cirkelrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammen

gethürmt hatte. Ueber diesem hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von hundert und fünfzig Fuß, und auf dieser war eine fünf und siebzig Fuß hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochnem Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerlei Blumen verschiedentlich schattirt, den dort herkommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Wasser deckten. Das Getöse des Falls war so heftig und hallte von den benachbarten Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut davor unterscheiden konnte. Die Vögel schienen sich deßhalb etwas davon entfernt zu halten; weiter hin aber ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels (Wattle Bird) und der bezaubernde Gesang verschiedner Baumläufer an allen Seiten hören und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, sahen wir die weite Bay, mit kleinen waldigen Inseln besät, unter uns; über sie hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckte Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor sich das Auge in den unabsehlichen Flächen des Oceans. Dieser Prospect (setzt Herr Forster hinzu) ist so bewundernswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majestät und Schönheit desselben der Natur gemäß zu beschreiben, und daß nur der künstliche Pinsel des auf diese Reise mit ausgeschickten Malers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meisterhafter Täuschung nachzuahmen.

Die Kenntniß, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Capitain Cooks erste Reise bekommen, hat

durch diesen zweiten Besuch keinen sonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bay, in deren Gegend sie sich meistens aufhielten, macht einen Theil des südlichen Endes der Insel Tovy-Poännemu oder der südlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 größtentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieser Umstand, nämlich die wenige Bevölkerung dieses wilden und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat sich auch durch diesen zweiten Besuch bestätigt. Unsre Reisenden faßten zwar anfangs eine bessre Hoffnung, da sie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu sehen bekamen; allein diese, deren Zahl sich zusammen nicht über vierzehn erstreckte, waren so scheu, daß sie weder durch Freundschaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelassnen Geschenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Capitain, da er mit den beiden Herren Forster und dem Maler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordseite der Bay genauer zu untersuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bei einer kleinen Insel, die eine weit hervorragende Felsenspitze hatte, vorbei, wo sie einen Menschen sehr laut rufen hörten. Dieß bewog sie, näher zu kommen, und da zeigte sich's, daß er ein Indianer war, der, mit einer Streitart bewaffnet, auf der Felsenspitze stand; und hinter ihm erblickten sie in der Ferne am Eingang eines Waldes zwei mit Speeren bewaffnete Frauenspersonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Tahiti (von welcher die neuseeländische nur ein Dialekt ist) freundschaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf seine Keule gelehnt stehen und hielt in dieser Stellung eine lange Rede, die er bei verschiednen Stellen mit großer Heftigkeit aussprach und alsdann auch zugleich

die Keule um den Kopf schwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm sein Tayo, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen; aber ohne Wirkung. Endlich stieg Cook unbewaffnet und blos mit einigen Bogen weißem Papier in der Hand auf den Felsen und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieser zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber seine Furcht nicht eher, als bis der Capitain seine, des Indianers Nase, mit der seinigen berührte, welches in Neuseeland die Art, einander zu grüßen ist. Dieses Merkmal von Freundschaft machte den Wilden auf einmal so zahm und zutrauisch, daß er sogleich den beiden Weibern rief, herbeizukommen. Dieß thaten sie auch ungesäumt, und es erhob sich nun zwischen den Indianern und Herrn Cook und seinen Begleitern eine Unterredung, die um so viel interessanter war, weil — kein Theil den andern recht verstand. Herr Hodges zeichnete indessen ihre Gesichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Ansehen, und die eine von den beiden Frauenspersonen, die sie für seine Tochter hielten, sah gar nicht so unangenehm aus, als sich's Herr Forster von einer Neuseeländerin vermuthet hatte; die andere hingegen war desto häßlicher und hatte ein ungeheures garstiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren Alle olivenfarbig, schwarz und lockig von Haaren und am obern Theile des Körpers wohl gebildet; die Beine hingegen außerordentlich dünne, übelgestaltet und krumm — welches sie in der Folge bei allen anderen Neuseeländern, die ihnen zu Gesicht kamen, eben so fanden. Man bot den Indianern einige Fische und Enten an, sie warfen solche aber zurück und gaben zu verstehen, daß sie daran keinen Mangel hätten. Da die anbrechende Nacht unsre Reisenden zum Abschied nöthigte, sah ihnen

der Mann in ernsthafter Stille und mit einer Aufmerksamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen schien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anwesenheit in Einem fort und mit so geläufiger Zunge, als Keiner von ihnen je gehört zu haben sich erinnerte, geplaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen und fuhr fort, eben so laut zu seyn als vorher. Des folgenden Tages kehrten sie mit Geschenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu diesen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beim ersten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und großen Nägel, sondern sah auch überhaupt Alles mit Gleichgültigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben schien. Ein Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft: uns dünkt es blos ein Zeichen, daß ihm der Gebrauch der Beile und Nägel schon bekannt war. Denn aus Allem, was Herr Forster von ihm erzählt, ist zu vermuthen, daß er sich in dieser wilden Gegend blos als ein Flüchtling aufhielt, der vor seinen Feinden sonst nirgends sicher war. Sie lernten bei diesem Besuche seine ganze Familie kennen, die aus zwei Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war), dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa fünfzehn Jahren und drei kleinen Kindern bestand, wovon das jüngste noch an der Brust lag. Es wäre zu wünschen, daß unser Philosoph diese kleinen Kinder werth geachtet hätte, sie genauer zu besehen; wäre es auch nur gewesen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungestalt der Neuseeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umstände sey. Sie gingen mit diesen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag und aus zwei Hütten von der simpelsten und primitivsten Bauart bestand. Denn es waren

blos etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwiedern, ließen sie sich's etliche Streitärte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangene Freundschaft wurde durch verschiedene Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt; sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besonders harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revolution, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh oder seiner Horde den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bei Cooks erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz natürliche Art sowohl sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen, als der Werth, den er sogleich beim ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, daß dieser Neuseeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu seyn, was Herr Forster bei Gelegenheit eines Besuchs, den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählte: da er nämlich, wie er ihre Leute schießen sah, Lust

bekam, es auch zu versuchen, und, ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fußfällig mit den größten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drei- oder viermal hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damals ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das, so wie er selbst, mit einem Speer bewaffnet war, erzählt uns der Verfasser einen merkwürdigen Zug. Sie hatte verschiedene Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondre Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie ihrem Betragen nach für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne daß man eine andre Ursache errathen konnte, als daß er sich vielleicht einige Freiheiten bei ihr herausgenommen, nie wieder erlauben, ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht reden kann, wird Alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am meisten zu bekräftigen scheint, ist dieß, daß diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens, in Abwesenheit des Capitains Cook, auf einmal unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schiffsvolk) hätte bei seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammen zu bringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Außer dieser Familie kamen unsern Abenteuern nur wenige andre Eingeborne zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zu Gesichte, so daß die ganze Bevölkerung der Dusky-Bay sich vielleicht nicht über drei oder vier

Familien erstreckte. Ungeachtet dieser geringen Anzahl schienen diese Indianer den Gedanken, „daß sie sich verkriechen müßten,“ nicht ertragen zu können; wenigstens verstecken sie sich nicht, ohne vorher versucht zu haben, ob sie mit den Fremden in Verbindung kommen und erfahren können, wie sie gesinnt sind. Bei der Menge von Inseln und Buchten und der dicken Wälder wegen, die es hier gibt, würde es uns (sagt Herr Forster) unmöglich gewesen seyn, die Familie ausfindig zu machen, die wir auf der kleinen Insel sahen, wenn sie sich nicht selbst entdeckt und die ersten Schritte zur Bekanntschaft gethan hätte. Auch würden wir diese Bucht hier (diejenige, wo sie noch mit zwei oder drei Familien bekannt wurden) verlassen haben, ohne zu wissen, daß sie bewohnt sey, wenn die Einwohner bei Abfeurung unsers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beiden Fällen ließen sie meines Erachtens eine offenherzige Dreistigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Charakter zur Empfehlung gereicht; denn, hätte selbiger die mindeste Beimischung von heimtückischem Wesen gehabt, so würden sie (was ihnen sehr leicht gewesen wäre) gesucht haben, uns unversehens zu überfallen u. s. w. In der That läßt sich aus Allem, was man uns von den Neuseeländern meldet, der Schluß ziehen, daß eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Cultur eine sehr edle Art von Menschen werden könnte. Indessen wissen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unsern verfeinerten Landsleuten kaum etwas Anderes zur Nachahmung anzupreisen, als die Mode, einander mit Berührung der Nasen zu grüßen oder, wie es die englischen Matrosen nennen, einander zu nasen; und wir können nicht umhin, anstatt des minder ehrerbietigen und allzuvertraulichen Küssens (welches überdieß zuweilen noch andere

Unbequemlichkeiten hat) die Einführung des Nasens beim Grüßen und Abschiednehmen in Vorschlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bay verlassen, sey uns erlaubt, noch ein Gemälde von derjenigen Art, worin unser Verfasser ein Meister ist, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges europäisches Schiff in wenigen Tagen in der Gestalt dieses wilden Heiligthums der Natur hervor brachte. Ein Gemälde, das uns dadurch um so viel lieber wird, weil es, beinahe sollte man denken, ohne Absicht des Verfassers, ein wahres Bild der großen menschlichen Vanitas Vanitatum und gleichsam ein kurzer Auszug ist der ganzen Geschichte unser hochgerühmten Künste und des ewigen Entstehens und Verschwindens aller Werke, womit Menschenwitz und Menschenhänden den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civilisirten Verfassung über den rohen Zustand des Menschen fielen durch nichts deutlicher in die Augen (sagt unser Verfasser), als durch die Veränderungen und Verbesserungen, die auf dieser Stelle (die sie nun im Begriff waren wieder zu verlassen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unserer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeschafft, welches fünfzig Neu-Seeländer mit ihren steinernen Werkzeugen in drei Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo sonst unzählbare Pflanzen sich selbst überlassen wuchsen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeschaffen, in welcher hundert und zwanzig Mann unablässig auf verschiedene Weise beschäftigt waren:

qualcs apes aestate nova etc. Virgil.

Wir fällten Zimmerholz, das ohne uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault seyn würde, und unsere

Bretschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemen Ausfluß in die See verschafften, stand die Arbeit unserer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein großer Kessel, in welchem aus inländischen, bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes, wohlschmeckendes Getränke für unsere Arbeiter gebrauet wurde. Unweit davon kochten unsere Leute vortreffliche Fische für ihre Cameraden, die zum Theil an den Außenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedene Geschäfte belebten die Scene und ließen sich mit mannigfaltigem Geräusche hören, indeß der benachbarte Berg von den abgemessenen Schlägen der Schmiedehämmer laut wiederhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Colonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospecte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffelei so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der Sternkundigen wachender Fleiß den Gang der Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz, überall, wo wir nur hin

blickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarei bedeckt hatte. — Allein dieß schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind, als es entstanden war. Wir brachten unsere Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe und ließen kein Merkmal unseres Hierseyns, als — ein Stück Land, das von Holz entblößt war. Zwar hatten wir eine Menge von europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unseres Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken seyn. Sic transit gloria mundi! Augenblicke oder Jahrhunderte der Cultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied."

Den fünften Mai 1773 segelten unsere Abenteurer aus Dusky=Bay in Neu=Seeland nach dem aus Capitain Cooks erster Reise bekannten Charlotten=Sund, wo sie den achtzehnten anlangten und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den achten Jänner während eines außerordentlichen Nebels getrennt worden waren, wieder zu finden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das Meiste, was Herr Forster während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im neunten

Hauptstück des III. Bandes des Hawkeswortischen Werkes von ihnen gesagt wird.

So nachtheilig eine größere Cultur und Bekanntschaft mit unseren Künsten und feinern Bedürfnissen den glücklichen, nichts bedürfenden Lieblingskindern der Natur in O-Tahiti und den übrigen Gesellschafts-Inseln aller Wahrscheinlichkeit nach seyn möchte: so viel hätten hingegen die Neu-Seeländer dabei zu gewinnen, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen hat, daß sie sich, ohne Hülfe unserer Künste und Einrichtungen, unmöglich jemals aus ihrem armseligen Zustande empor arbeiten können. Denn eben dieser allzu dürftige Zustand scheint die einzige, aber ohne fremde Beihülfe unüberwindliche Ursache zu seyn, warum dieß Volk, in welchem so viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu schlummern scheinen, nie zur Entwicklung derselben gelangen wird, solange es sich selbst überlassen bleibt. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das sich, unter günstigern Umständen und mit den gehörigen Hülfsmitteln, in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Besserm als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die blose Schwierigkeit, ihr Leben zu erhalten, genöthigt sehen, sich selbst unter einander aufzureiben und gerade durch die daher entstehende Entvölkerung ihres Landes und Trennung der Einwohner in lauter sehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Gesellschaften die Möglichkeit eines glücklichern Zustandes sich selbst immer an der Wurzel abzuschneiden. Was die Erfahrung längst als eine große Wahrheit bestätigt hat, daß Noth und Dürftigkeit auch die edelsten Naturen endlich zusammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mißtrauisch und der niedrigsten Handlungen fähig macht, zeigt sich vielleicht nirengds in einem stärkern Licht als unter den Indianern von

Neu-Seeland. Von Natur herzhaft, unerschrocken, großmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mißtrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen, als irgend ein Volk in der Welt, und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich — und sie sind Menschenfresser. Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt seyn können, so glaubt man doch, selbst durch die Hülle der höchst unvollkommnen Nachrichten, die uns unsre europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durchscheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedrigt zu sehen, zu thun oder zu leiden, was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das europäische Eisenwerk, Beile, Messer, große Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unserer Seefahrer aus; sie geben, um dieses Gewinnstes willen, ihre Schwestern und Töchter Preis: aber man sieht, daß sie es ungern thun, und nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neu-Seeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, daß auch unter jenen Weibsbildern manche nicht anders, als mit dem äußersten Widerwillen und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle preiszugeben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihr Wehklagen hören konnten.“

Die empfindsame Anmerkung, welche Herr Forster bei dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Schaden, womit die Neu-Seeländer die wenigen Vortheile, so sie von dem Besuch der engländischen Seefahrer gezogen, bezahlen müßten, ist nur zu sehr gegründet — und, wenn wir uns nicht sehr irren, kann das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andere Weise vergütet werden, als daß man sich ein ernstliches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu policiren und ihnen, da sie doch einmal etwas von unsern gefährlichen Gaben gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora mit allem Guten und Bösen, was sie enthält. In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabei zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber was ficht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bei dem nichts zu holen ist, als, wenn es hoch kommt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturalien-Cabinete, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kann.

Wir eilen mit unseren Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti, welches seit der ersten Nachricht, die uns Herr von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland oder Pays de Cocagne für unsere Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind unsere Lieblingsträume von arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe und kummerfreiem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisirt zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichtrische Menschenforscher selbst, so

unbefriedigend er alle bisherige Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen, vollständigen, durchaus wahren Kenntniß derselben lüstern zu werden. Was uns Herr Forster nach einem blos vierzehntägigen Aufenthalt davon sagt und sagen kann, ist zwar ein bloser Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Capitain Cook zu danken haben. Denn Herr Forster wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat — aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen, und die dem Weisen unendlich willkommner sind, als abgezogene Resultate, studirte Hypothesen und idealisirte Abbildungen oder vielmehr Vorspiegelungen, womit wir uns so oft anstatt echter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's! (singt Herr Forster im höhern Ton) schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hierher begleitet, hatte sich geleget; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden

Hügeln, die, den Bergen gleich, mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem Grün und herbstlichem Braun schattieret waren. Vor diesen her lag die Ebne, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern unterscheiden und Kanots, die auf dem sandigen Strand herauf gezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben."

Kaum war das Schiff bemerkt, so eilte Alles dem Strande zu, und einige Kähne stießen ab, um die Neuangekommenen mit Darbietung eines grünen Pisang-Schosses und häufigem Zuruf des Worts Tayo (Freund) zu begrüßen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von Jedermann gesehen werden konnte und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst Herbeigekommnen kehrten zu den Ihrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem zwei, drei bis vier Mann, Alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewaffnet. Von allen Seiten her erschallte das süße freundschaftliche Tayo und wurde von den Neuangekommenen so gut erwiedert, als sie konnten und wußten.

Mich, ich gesteh' es unverhohlen, wenn ich mir den Contrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser Kinder der Natur und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein Schiff voll — englischer Seeleute fähig ist — mich wandelt dabei ein Schauder an; und es ist mir ungefähr eben so dabei zu Muthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressirten und auf ihre Kunst einstudirten französischen Gouvernante einem holden deutschen Mädchen von drittehalb Jahren liebkosen sehe.

Herr Forster fing sogleich an, durch die Kajütenfenster mit seinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er schon etliche Vögel und eine Menge Fische. Die Farben der letzten waren, solange sie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Herr Forster auch sogleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben aufzulegen, eh sie mit dem Leben verschwanden. — Ich bemerke diesen Umstand nicht, um Herrn Forster zu tadeln; er war nun einmal ein Naturalienforscher und Sammler; Fische und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen, war ein wesentlicher Theil seiner Bestimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, daß bei einer solchen Reise nicht auch einmal Einer bestellt wird, der keine andere Pflicht noch Bestimmung hat, als die neuen Menschen, die ihm vorkommen, zu forschen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menschen sind doch wohl auch Naturalien, was auch die königliche Gesellschaft zu London davon denken mag.

Indessen ließ Herr Forster gleichwohl die Menschen nicht ganz aus der Acht, und, was er von ihnen sagt, bestätiget

den liebenswürdigen Charakter, der den Einwohnern der Societäts-Inseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beigelegt wird und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. Die Leute, die uns umgaben, sagt er, hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nationalcharakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äußeren Merkmale, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; Einige ergriffen unsere Hände, Andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch Andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären, als sie.

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworths Nachrichten, daß eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind, daß es ihnen nicht an Muth fehlt, Beleidigungen zu rächen, daß sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht phlegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit, mit so reizbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaft, so viel Herz und Unerschrockenheit, macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtscharakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemals gefunden habe.

Hundertmal, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweiten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reizvolle Composition von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit, Liebe und Selbstheit, traulicher Gutherzigkeit und äußerster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt, diese offne Unbefangenheit der Seele; dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls; diese zarte Beweglichkeit aller Sinne; diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens, in Lust und Schmerz, Freude und Betrübniß, Liebe und Haß; diese glückliche Geneigtheit, alles Uebel, sogleich wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen; diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat; diese beständige Aufgelegtheit, sich zu freuen, zu genießen; dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft; dieß nichts Böses Wollen, nichts Böses Ahnen — wenn ich, sag' ich, das Alles, in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äußert, sah und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht' ich dann: was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachsen und die Vollkommenheit unserer Natur erreichen könnten, ohne von Allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht, mehr zu verlieren, als vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muß, wenn Dämmerung zum Morgen und Knospe zur Blume wird!

Ich weiß, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein Anderer, in welche Classe ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hoch gelehrte Knabe, der so eben seinen Cursus von Logik, Metaphysik, Moral, Dogmatik u. s. f. absolvirt hat, dagegen einwenden kann — Aber ich freue mich doch, zu denken, daß wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige Beweise sind, daß die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewisser Maßen wirklich gemacht hat, was bei mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloser Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freilich geht etwas und ziemlich viel davon ab, daß Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sey, als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeizaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freilich keine Halbengel aus einer idealischen Unschuldswelt — Aber, so wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muß? Wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten, sagt er, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten: so gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten." — Herr Forster setzt Verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe

dieser Sprache hinzu. Sie besteht aus lauter reinen Sylben und hat noch viel weniger Mitlauter, als die griechische; sie ist noch singbarer, als die italienische, oder vielmehr, sie ist an sich selbst schon Gesang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daß der wahre Name dieser Insel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn schreiben und aussprechen), sondern O-Tahiti sey, und daß also, da die Vorsylben O und E Artikel sind, Herr von Bougainville den wahren Namen, Tahiti richtig angegeben; nur daß die Einwohner es mit einer leichten Aspiration ungefähr wie Tahiti aussprechen.

Bougainville, in dessen Ausdrücken von dieser Zauberinsel und ihren Bewohnern man Schwärmerei einer verschönernden Imagination vermuthete, hat nicht zu viel gesagt, wenn er jene als ein Paradies und diese als glückliche Geschöpfe beschreibt. Herr Forster fühlte es gerade eben so, und die Gemälde, die er davon macht, sind sehr geschickt, auch uns etwas von seinem Genusse mitzutheilen. — „Ungeachtet, der späten Jahrszeit wegen, Laub und Gras schon durchgehends mit herbstlichem Braun gefärbt war, so bemerkten wir doch bald, daß diese Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brodfruchtbäuemn, auf denen aber bei dieser Jahrszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes sahen wir einen schmalen, von Gras entblösten Fußpfad vor uns, vermittelst dessen wir bald zu verschiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buschwerk halb versteckt lagen. Hohe Cocospalmen ragten weit über die andern Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen breiten Blättern und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen,

mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Aepfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen chinesischen Maulbeerbäumen bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiednen Arten von Arum= und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der Brodfruchtbäume, auf der Ebne umher und waren mit mancherlei wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie her liegenden Waldes überaus gut zusammen. — Sie bestanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu seyn — (glücklicher Beweis, daß die Einwohner weder Schirm vor der Ungunst der Witterung und des Klima, noch die mindeste Verwahrung gegen einander selbst vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras gelagert hatten, oder mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen beisammen saßen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bei unserer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; Viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen und begnügten sich, uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo zuzurufen. Da unsere Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig, dieselben Sorten zu pflücken und herbei zu bringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der That eine Menge von allerhand

wilden Arten, die untereinander in jener schönen Unordnung aufsprossen, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, ungeachtet sie zarter und feiner als unsere nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich, das Erdreich feucht zu erhalten und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heißen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Cocosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner saphirblauer Papagaien aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weißen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein großer Kuckuk und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeß ein bläulicher Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab und füllte beim Ausfluß in die See unsere Fässer mit silberhellem Wasser." — Ich besorge nicht, daß meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemälde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muß es nicht angenehm seyn, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schoßkinder gearbeitet hat?

Desto verdrießlicher ist gleich darauf zu lesen, wie der Capitain Cook, vermuthlich in einem Anstoß übler seemännischer Laune, fähig war, um eines sogenannten Diebstahls willen, dessen sich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von seiner kindischen Begierlichkeit verleitet, schuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieser glücklichen Wohnungen zu stören und die trauliche Sorglosigkeit dieses Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu schrecken. O ihr hassenswürdige Europäer mit eurem zur Unzeit angebrachten Puffendorf! — „Was? (wendet man ein) man hatte dem Kerl schon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverschämtheit, die Gesetze der Gastfreiheit auf eine so häßliche Art zu übertreten" und — ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen! War es bei solcher Bewandtniß des Herrn Capitains Hochwohlgeboren zu verdenken, daß Wohlderselbe „aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls" sich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und, als sogar der dritte Schuß nichts fruchten wollte, und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen und nur einige der Ihrigen mit Flintenschüssen von den fremden Herren verfolgt sahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfingen, sie durch einen Vierpfünder in Respect zu setzen, auch ihnen zu wohlverdienter Strafe und Andern zum Schrecken für Kosten, Schaden und Genugthuung zwei doppelte Kanots wegnehmen zu lassen? — O des herrlichen europäischen Natur- und Völkerrechts! — Ei, ei, lieber Forster! — wo war in diesem Augenblick Ihre Philosophie? — Wie können Sie von dem jungen Menschen verlangen, daß

er Ihren Puffendorf und Barbeyrac gelesen haben soll? Wie können Sie sich einbilden, daß er das Messer und den zinnernen Löffel aus einer andern Ursache als aus kindischem Instinct oder höchstens aus unbesonnenem, arglosem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwei oder drei Jahren, weil es einen Löffel, oder was Sie sonst wollen, gemaust hätte, pillorisiren lassen wollte? Der O-Tahitische Junge hier verstand wahrlich von der Moralität seiner Handlung, die Sie ein schändliches Betragen nennen, nicht mehr, als das vorbesagte Kind. Das Kind und der junge Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu Allem, was ihm gefällt, und weiß nichts Anderes, als daß die ganze Welt mit Allem, was darin ist, ihm gehört. Du sollst nicht stehlen! ist ein positives bürgerliches Gesetz, zu dessen Beobachtung wir erzogen werden müssen. Man hat an dessen Uebertretung in den meisten bürgerlichen Gesellschaften Schande und entehrende Strafe hängen müssen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es, der Folgen wegen, nöthig war, dem kindischen Trieb dieses Völkchens zu Allem, was ihnen ansteht, Einhalt zu thun, konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geschehen?

Man kann sich des Unwillens schwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit ist) dergleichen Probestückchen liest von dem herrischen Betragen, das die europäischen Seemänner sich über Menschen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen und nur durch den Vorzug tödtlicherer Waffen gezwungen sind, sich von ihnen mißhandeln zu lassen. Aber freilich ist es — ihrer würdig und ganz aus einem Stücke mit der Unverschämtheit, womit diese Herren, im Namen ihrer allergnädigsten Könige, von jeder Insel und

Halbinsel der Südsee, auf die sie Wind und Wetter oder Bedürfniß, sich zu erfrischen, verschlägt, feierlich Besitz nehmen, ohne daß es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derselben zu fragen, was sie zu dieser Besitznehmung zu sagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das sind die aufgeklärten, philosophischen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indessen wirkte. Die Herren erreichten ihren großen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein solches Schrecken ein, daß sie sich zwei doppelte Kanots (und wahrscheinlich noch zehnmal so viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen ließen. Freilich war nun das Vertrauen der guten Insulaner verscherzt — und das hatten die europäischen Herren gleichwohl noch vonnöthen, weil sie wenigstens eben so großen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!“ — Gleichwohl waren sie, sagt Herr Forster, wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor (sie hatten wohl groß Unrecht daran?). Es währte etliche Tage, bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mußte sich am Ende doch entschließen, die genommenen Kähne wieder zurückzugeben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen! Herr Forster versöhnt uns wieder mit sich durch ein paar ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe nach dem Leben gemalte O-Tahitische Familienstücke, die ich nicht um das Beste von Greuze geben möchte. Hier hätte der Maler Hodges, den unsre Seefahrer bei sich hatten, wenn etwas von Greuzens Geist in seinen Augen und in seinem

Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte, als mit den reichen, idealisirten, griechenzenden Compositionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln aufheften will.

Die Herren Forster waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisiren gegangen. Zufälliger Weise bekamen sie im Walde Gelegenheit, einigen Weibern von der niedrigsten Classe zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der fasrigen Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohl aussehender Mann, bei dessen Wohnung sie vorbeikamen, lag im Schatten da und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daß sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause und setzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er denjenigen, der ihm der Vornehmste unter ihnen schien, niederzusitzen bat. Nachdem auch die Uebrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, holte eine Menge gebackner Brodfrucht und setzte ihnen solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll tahitischer Aepfel, einer Frucht, die der Ananas im Geschmack ähnlich ist, und nun bat er sie, zuzulangen. Die Herren ließen sich's wohl schmecken, fanden die Früchte vortrefflich und die tahitische Art, die Brodfrucht vermittelst heißer Steine in der Erde zu backen, unendlich besser, als ihre eigene Art, sie zu kochen, weil bei jener aller Saft beisammenbleibt und durch die Hitze noch mehr verdickt wird, beim Kochen hingegen sich viel Wasser in die Frucht saugt, und von Geschmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtisch brachte ihnen

der freundliche Wirth fünf Cocosnüsse; er öffnete sie, goß den kühlen hellen Saft in eine reine Cocosschale und reichte sie einem Jeden nach der Reihe zu. Unsre Reisenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gastfreiheit dieses Mannes sehr eingenommen, schenkten ihm das Beste, was sie von Korallen und Nägeln bei sich hatten, und begaben sich nun wieder an ihre botanische Arbeit, die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der schon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern wesentlichen Grunde, nicht sehr ergiebig war. Dieser war, wie Herr Forster sehr richtig zu urtheilen scheint, die hohe Cultur der Insel O-Tahiti. Wäre sie weniger angebaut, sagt er, so würde das Land dem herrlichen Boden und Klima nach überall mit hunderterlei Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen seyn, anstatt daß jetzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufsprossen.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen sie wieder ans Land und ostwärts den Gegenden um den Hafen Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer ansehnlicher, und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen, als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spazierten ungefähr zwei Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Cocos- und Brodfruchtbäumen fort und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk gingen; vornehmlich hörten sie die Zeugarbeiter fleißig klopfen. Gleichwohl sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein großer Haufen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, daß Manche darüber ihr Mittagsbrod versäumten. „Doch gingen sie (sagt Herr Forster) nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemal gutherzig,

freundschaftlich und dienstfertig; aber sie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wußten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen oder sie anlächelten, so hielten Manche es für die rechte Zeit, von unserm guten Willen Gebrauch zu machen und in einem bittenden Tone ein: Tayo, poe! (Freund, ein Korallchen?) hören zu lassen."

Ich, meines Orts, sehe in diesem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeschminkte Menschheit, wie wir sie alle Tage an unsern Kindern von zwei oder drei Jahren sehen und auch an denen von fünf und sechs noch sehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichst beizubringen, daß es unanständig sey, seine guten Freunde anzubetteln. Warum übrigens die Leute von O-Tahiti die Einzigen in der Welt seyn sollten, die ohne alle Rücksicht auf sich selbst gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig wären — oder mit welchem Recht diese Rücksicht auf sich selbst den Werth ihrer Gutherzigkeit in unsern Augen verringern sollte, seh' ich nicht; zumal da Herr Forster selbst hinzusetzt: wir mochten ihnen willfahren oder nicht, so brachte dieß doch niemals eine Aenderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als vorhin. Ich dächte, dieß wäre wirklich mehr, als man von den meisten unter den wohlerzogensten nnd moralisirtesten von uns Europäern sagen kann.

Anmerkungen.

Sympathien.

S. 3. Unwissend, daß dieses Bild ein Urbild hat u. s. w. — Die ersten philosophischen Abhandlungen Wielands sind als eine Frucht seiner Lecture Platons zu betrachten. Daß er in seinen früheren Jahren die Lehre Platons von den Ideen angenommen, haben wir schon bemerkt (s. die Anm. zu: Briefe von Verstorbenen, 4. Br. Bd. 26.): gerade hier wird es zweckdienlich seyn, die theologischen, psychologischen und moralischen Sätze Platons, die damit zusammenhängen, anzuführen, denn Wieland hatte sie in seine Denkweise aufgenommen. Es sind hauptsächlich folgende:

1) Von Ewigkeit her war die Gottheit und die ungeformte Materie vorhanden, und in der Gottheit waren von Ewigkeit her die Ideen. Die Welt entstand, indem die Gottheit die Materie mit diesen Ideen verband oder sie ordnete nach ihren ewigen Urbildern. Das Weltideal, sofern es von Gott gedacht wird, macht die Verstandeswelt aus, nach welcher die sichtbare dadurch, daß die Materie mit den Ideen verbunden wurde, gebildet ist.

Da es nach diesen Sätzen zweifelhaft seyn mußte, ob ein Verstand, der nicht der göttliche selbst ist, die Verstandeswelt erkennen könne, so half Platon durch einen Satz seiner Psychologie:

2) Die Seele ist göttlichen Ursprungs und vor ihrer Vereinigung mit dem Körper in einem vollkommnern Zustande gewesen. Aus eben diesem liegen die Ideen noch in ihr (sie sind angeboren), und alles unser Erkennen, Erlernen u. s. w. ist eine blose Wiedererinnerung.

Dieses ist der Satz, den Wieland hier vorträgt. Um des Folgenden willen theilen wir aber gleich auch die moralischen Folgerungen mit, welche Platon aus solchen Voraussetzungen zog:

3) Körper und Sinne hindern uns, die Wahrheit rein und vollkommen zu erkennen und eine reine und vollkommene Glückseligkeit zu erlangen. Der Körper ist der Seele Kerker, und diese zur Strafe in ihn gesetzt. (Hier folgt die Lehre von dem Abfall, Sündenfall.) Um noch Glückseligkeit hienieden zu erlangen, muß man das Irdische fliehen, die Seele vom Körper abziehen und die ewige Wahrheit des Unsichtbaren unverwandt mit dem Auge des reinen Verstandes anschauen, worin die wahre Weisheit, die Mutter aller Tugenden, besteht. Des Menschen Glückseligkeit besteht in der Aehnlichwerdung Gottes, wozu die Tugend, die Anerkennung des Elendes der eingekerkerten Seele und die Reinigung derselben die Mittel sind. Der Tod erst, als Befreiung von des Körpers Banden, verhilft zur wahren Glückseligkeit.

Hier folgt nun im platonischen Systeme die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung, womit sich der Cirkel schließt. Eine unendliche Sehnsucht treibt den Forscher zu Gott hin; aber auch diese, durch nichts Irdisches zu befriedigende Sehnsucht leitet er von der dunkeln Erinnerung des ehemaligen Zustandes ab, wo die Seele Gott näher und in ihrem eigentlich natürlichen Zustande war. Zu Gott erheben die Schwingen der Seele, d. i. die Kraft und der Hang, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen emporzusteigen. Dieß führt den Denker auf die Kraft der Begeisterung und der Schönheit, die er ebenfalls mit seinen Ideen in Verbindung bringt. Er weiß es, daß die Energie des Geistes durch das wahrgenommene Sinnlichschöne besonders kräftig erregt wird, und daß es antreibt, zu dem Genusse des geistigen Urschönen sich zu erheben. Die Schönheit führt ihn auf die Liebe. Der physischen Liebe aber, die sich an der körperlichen Schönheit weidet, eine Folge des Geschlechtstriebes ist und blos angenehmen Sinnengenuß bezweckt, stellt er, als vernünftiges Begehren, seine himmlische Liebe entgegen, deren Gegenstand die moralische Schönheit und Vollkommenheit ist. „Wer, durch die Liebe für den geliebten Gegenstand richtig geleitet, sich von der Neigung zu diesem allmählich erhoben hat zum Anschauen der ewigen Schönheit, der hat den Grad der Vollendung beinah erreicht. — Von schönen Körpern steigt man zu schönen Handlungen, zu schönen Wissenschaften auf und wird endlich in den letzten Grad eingeweiht, wo man die Urschönheit selbst erkennt. Hier wird des Menschen Leben erst ein wahres Leben.“

S. 9. Richardson — Samuel Richardson, geb. 1689 in Derbyshire, gest. 1761 zu London, wo er Eigenthümer einer Buchdruckerei war, ist der eigentliche Begründer der Familienromane. Seine Pamela, Clarissa und Grandison, die dem Verfasser den ehrenvollen Namen des Shakespeare unter den Romandichtern erwarben, erschienen alle kurz vor Wielands

ersten Schriften (in den Jahren 1740—1753) und blieben auf diesen nicht ohne großen Einfluß. — Miß Byron und Shirley, deren weiter unten gedacht wird, sind Personen aus Richardsons Romanen.

S. 19. Amalia, welche hier neben zwei weiblichen Idealen von Richardson steht, ist die Heldin eines Romans von Fielding, der in ihr ein Muster ehelicher Treue und Zärtlichkeit aufstellen wollte. Seinem Tom Jones steht dieser Roman weit nach, und der Amalia thut man nicht großes Unrecht, wenn man sie mit unserm seligen Weibe, wie es seyn soll, vergleicht.

S. 24. Hier liegt u. s. w. — Chaulieu, geb. 1639 zu Fontenay, gest. 1720 zu Paris, wurde Anacréon du Temple genannt, weil er bis in sein Alter von Wein und Liebe sang, und der Herzog von Vendome ihm im Temple eine Wohnung eingeräumt hatte, wo sich an bestimmten Tagen die witzigsten Köpfe von Paris versammelten. — Welcher Anstoß an dem zärtlichen Tibull (vergl. B. 2. S. 446.) und an Gay (geb. 1688 in Devonshire, gest. 1732 zu London), dem berühmten Verfasser der Bettleroper, die ein Lieblingsstück der Engländer geblieben ist, hier eigentlich genommen war, dürfte schwer zu sagen seyn, wenn der damalige Wieland nicht an noch weit unverdächtigeren Dichtern ein Aergerniß genommen hätte. — Prior, geb. 1664 und gest. 1721 zu Wimpole, ist in seinen Erzählungen und Liedern immer anmuthig, zuweilen leichtfertig.

S. 24. Suarez — Franz Suarez, ein spanischer Jesuit, gest. 1617, dessen Werke 24 Foliobände ausmachen, half den Geschmack an scholastischen Spitzfindigkeiten und Zergliederungen allerdings sehr verbreiten, auch in der Moral, mit deren wichtigsten Gegenständen er sich beschäftigte, allein er war einer der feinsten Köpfe seines Ordens. Wielands Erlaubniß, ihn zu verspotten, ohne ihn zu kennen, läßt sich daher nur mit seiner Jugend entschuldigen.

Ich will dich nur zu einem größeren Virtuoso machen — Auf jeden Fall bezieht sich dieß auf folgende Stelle in Shaftesbury's Abhandlung Sensus communis: „Jeder ist ein Virtuose von einem höhern oder niedrigern Range; Jeder strebt einer Grazie nach und buhlt um eine Venus von der einen oder der andern Art. Das Venustum, das Honestum, das Decorum öffnet sich mit Gewalt den Weg. Wer ihm in den edleren Gegenständen, von der geistigen und moralischen Gattung, kein freies Spiel lassen will, wird anderswo, in einer niedrigern Classe von Dingen, seine Gewalt fühlen. Wer die Haupttriebfedern der Handlungen übersieht und auf Harmonie und Ebenmaß eines ganzen Lebens keine Aufmerksamkeit richtet, wird sich mit elenden Nebensachen beschäftigen und davon fesseln

lassen, entweder mit dem Studium gewöhnlicher Künste oder mit der Wartung und dem Anbau blos mechanischer Schönheiten. Die Modelle von Häusern, Gebäuden und ihren begleitenden Verzierungen, die Plane von Gärten und ihren Beeten, die Anlegung der Spaziergänge, Pflanzungen, Alleen und tausend andre Symmetrien werden an die Stelle der glücklichern und höhern Symmetrie und Ordnung einer Seele treten." — „Die Wollüstlinge, die diese philosophische Schönheit am meisten zu verachten scheinen, können ihr doch nicht immer ihre Reize absprechen. Sie können eben so herzlich wie Andere die Tugend loben; sie werden eben so sehr durch die Schönheit einer edeln Handlung gerührt. Sie bewundern die Sache, allein nicht die Mittel dazu. Gern möchten sie, wenn es anginge, Tugend und Wollust vereinigen; allein die Regeln der Harmonie erlauben es nicht, die Mißharmonie ist zu stark." Des Grafen v. Sh. ph. Werke. Uebers. I. 182. fg.

S. 25. Leontium — Vergl. die Anmerk. zu Krates und Hipparchia, 18. Brf. Bd. 21.

Lavinia — Wenn keine andre gemeint ist, als die Tochter des Latinus und nachmalige Gemahlin des Aeneas, welcher der Stadt Lavinium nach ihr den Namen gab; so sehe ich nicht, warum sie gerade als die unschuldsvolle bezeichnet und der Zauberin Circe entgegengesetzt wird. —

Der Witz u. s. w. — Bei allen heftigen Anklagen des Witzes, die hier und anderwärts vorkommen, hatte Wieland Young vor Augen, der, wie Wieland selbst in einer von ihm unterdrückten Stelle sagt, die Schändlichkeit des gemißbrauchten Witzes so nachdrucksvoll und mit eben so viel Witz als Eifer dargestellt hat.

S. 26. Da sie Nachtigallen schrieben — Die so eben erwähnte unterdrückte Stelle gibt hierüber Aufschluß. In einem Schreiben an den O. C. R. Sack, worin Wieland ihn bewegen will, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches leichtsinnige Witzlinge anrichten," heißt es: „Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist, so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermischte Poesien." Der Hauptangriff ging hier auf den Dichter Uz, denn die genannten lyrischen Gedichte sind die Uzischen, welche mit drei mittelmäßigen, über die man schon damals schwieg, zusammengestellt werden. Man sieht schon daraus, daß Niemand diese Nachtigall mehr kennt, wie übereilt Wielands jugendlicher Eifer war, dessen Folgen an einem andern Orte erzählt werden sollen.

S. 50. Freilich sind gemeine Formen – nicht für edlere Seelen — Der Verfasser hatte hier die Maxime des berühmten Dr. Swift im Sinne:

That common forms are not design'd
Directors to a noble mind.

Diese Aufsätze wimmeln von ähnlichen Anspielungen, so wie von erborgten Gedanken oder Ausdrücken aus alten und neueren Schriftstellern, deren er, nach der bequemen Theorie und Praxis seines damaligen Freundes und Vorbildes, des Verfassers der Noachide, sich ohne Bedenken bemächtigte, sobald sie zu den seinigen paßten oder ihm die Mühe, für die seinigen selbst einen schicklichen Ausdruck zu suchen, ersparten. W.

S. 55. Shaftesbury's Erinnerungen — Advice tho an Author, im ersten Theile seiner Characteristicks. W.

S. 58. Kerinthus oder Marcion — Den Ersten scheint der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben, der zweite lebte in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus. Beide gehören der Religionspartei der Gnostiker an, deren Hauptstreben in einer Vereinigung der zoroastrischen und christlichen Religion bestand, wobei die Phantasie meist ganz zügellos, besonders in Schöpfung einer Geisterwelt und deren Handlungen, wirkte, weßhalb es kein Wunder war, daß man unter dem Namen der Gnostiker — wie Henke sagt — die seltsamsten Geschlechter von Fanatikern, metaphysischen und moralischen Adepten, Traumdeutern, Beschwörern und Geistersehern, verrückten Theosophen, Astrologen und Gauklern zusammenfaßte. Die beiden Genannten waren keineswegs die schlimmsten darunter. Wieland dachte wohl zunächst an die Vorschrift für die Marcioniten, sich der Fleischspeisen, des Weines und des Ehestandes zu enthalten, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben, was andere Parteien, vielleicht auch nicht ganz unparteiisch, ihnen nicht nachrühmen wollten.

S. 59. Gleich Ramsay's feindseligen Gestirnen — Wenn hier nicht der schottische Baronet Andreas Michael von Ramsay gemeint ist, dessen Voyages de Cyrus (die Reisen des Cyrus, Basel 1779) zuerst im J. 1730 erschienen — ein für ihre Zeit merkwürdiges und noch jetzt interessantes Werk —; so weiß ich nicht, welchen Ramsay Wieland gemeint haben möchte. Mir scheint, daß er aus dem zweiten Buche des genannten Werkes die Stelle im Sinne hatte, wo Zoroaster dem Cyrus die Beschaffenheit von der Sphäre Ahrimans berichtet, zu welcher die sieben Planeten gehören, von Geistern bewohnt, die auf jedem Planeten eine eigenthümliche verdorbene Natur haben, die aber sämmtlich feindselig gegen Ormuzd sind.

Platonische Betrachtungen über den Menschen.

S. 112. Unbefiederte zweibeinige Bewohner der Erde — Platon soll einmal den Menschen erklärt haben für ein unbefiedertes zweibeiniges Thier. Diogenes rupfte einen Hahn, ließ ihn laufen und rief: Seht da, den Menschen Platons. — Ob Wieland im Uebrigen hier eine andere Menschenentstehungsgeschichte, deren es in Asien manche wunderliche gibt, als die durch Prometheus im Sinne gehabt, weiß ich nicht. Von jener platonischen Erklärung hat aber Swift ohne Zweifel die bitterste Anwendung gemacht, da er sie als ein Compliment für das Menschengeschlecht darstellt und hinzufügt, daß zuweilen ein Thier in einen Menschen ausarten könne. In The Beasts Confession to the Priest sagt er nämlich:

Our author's meaning, I presume, is
A creature bipes et implumis:
Wherein the moralist design'd
A compliment on human-kind;
For here the owns, that now and then
Beasts may degenerate into men.

Rabelais — Franz Rabelais, geb. zu Chinon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und gestorben um 1553 zu Montpellier, wo er Professor der Heilkunst war, hat sich vorzüglichen Ruhm erworben durch seinen satirischen Roman Gargantua und Pantagruel, worin er die Thorheiten des menschlichen Lebens im Ganzen als Carricatur aufstellt.

Gullivers Reisen — Ein Werk von Swift, zuerst erschienen 1727, ist voll der größten Bitterkeit gegen das menschliche Geschlecht.

Reden, Lachen und Grauwerden gibt Aristoteles als unterscheidende Kennzeichen des Menschen vor allen Thieren an, das letzte Probl. Sect. 10.

S. 113. Yahoos nennt Swift in seinen satirischen Reisen Pferde, mit allen menschlichen Anlagen ausgestattet. Da, sagt Herder, Swiften in seiner Geistes- und Herzenskrankheit kein ander Geschlecht zu Gebot stand, eine vernünftige, reine, billige Gesellschaft zu zeichnen, so wählte er die Gestalt des Thieres, das der Schöpfer der Menschen selbst als eine edle Gestalt dargestellt hat (Hiob 39, 19. fgg.), des Rosses. Swifts Rosse aber sind vernünftige, billige Geschöpfe, wie Menschen es seyn sollten; nicht der Zweck, nicht die erhabnen Fähigkeiten und Anlagen des Menschengeschlechts, wohl aber Name und Gestalt des Menschenthiers war ihm, wie dem lebenssatten Hamlet, verleidet. Adrastea Bd. 1. S. 326.

S. 117. Tisch der Isis — Tabula Isiaca, oder von ihrem ehemaligen Besitzer Torquato, Sohne des Cardinals Bembo, Tabula Bembina genannt, ein merkwürdiges Denkmal ägyptischer Kunst, hat, seitdem es im J. 1559 von Fura Vico zu Venedig zum ersten Male durch einen Kupferstich bekannter geworden, eine Menge Erklärer gefunden, und auch Lessing war Willens, seinen Scharfsinn an sie zu wenden. S. Lessings sämmtl. Schr. Bd. 15. S. 420. fgg.

Was ist Wahrheit?

S. 145. Areopagus — Der oberste Gerichtshof in Athen. — Amphiktyonen — Die Repräsentanten der griechischen Bundesstaaten bei der Nationalversammlung, die jährlich zweimal zu Delphi gehalten wurde.

S. 147. Energumenen — Besessene.

S. 148. Elihu — So heißt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausstehen konnte, sie so mächtig deraisonniren und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seele ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang seiner Rede sagt: Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet; siehe, mein Bauch ist wie der Most, der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreißt — u. s. w. W.

Philosophie als Kunst zu leben.

S. 153. Tubalkain — Nach der Genesis Erfinder der Schmiedekunst.

S. 155. Wohlthätige Trägheit — Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens, wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Ideen gern realisirt haben möchte: so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe, meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht (wie dieß denn gemeiniglich der

Fall ist), so schmählt er auf die Trägheit der Menschen; und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber diese nämliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Projects und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dieß, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabei gewinnen. Denn selten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neunen, die fehl geschlagen sind. W.

S. 155. Per star meglio etc. — Weil ich mich besser befinden wollte, befind' ich mich hier. W.

S. 156. Quam multis etc. — Wie vieles bedarf ich nicht! W.

S. 159. Purgando, saignando et clysterizando — In dem dritten Zwischenspiele von Molière's Malade imaginaire ist auf die Frage des Examinators, welches Heilverfahren bei dieser oder jener Krankheit anzuwenden sey, allezeit die Antwort des Candidaten: er werde Clysterium donare, Postea seignare, Ensuita purgare; worauf die Facultät Chorus singt:

Bene, bene, bene, bene respondere!
Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore.

Ueber Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen.

Selten ist wohl über etwas ungleicher geurtheilt worden, als über die zwei Schriften Rousseau's, gegen welche Wieland diese und die folgende Abhandlung gerichtet hat. Ob der Verfasser ein Weiser oder ein Thor, seine Absicht redlich oder unredlich gewesen sey, ob er habe täuschen wollen oder sich selbst getäuscht habe, darüber stritt man nicht weniger, als über die vorgetragenen Paradoxen selbst, welche durch die Art, wie sie ins Publicum eingeführt wurden, eine um so größere Aufmerksamkeit erregten. Die Akademie zu Dijon hatte im Jahr 1750 die Preisfrage aufgegeben: ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe? Rousseau, damals 38 Jahre alt, von dem Schicksal wunderlich umhergeworfen, kränklich und in melancholischer Stimmung, beschloß, mit der Beantwortung jener Frage als Schriftsteller aufzutreten, und würde sie ohne Dazwischenkunft eines Freundes — wo ich nicht irre, war es Diderot — bejahend beantwortet haben. Dieser aber erklärte die Frage für eine wahre Eselsbrücke, sagte, daß alle gemeine Köpfe sie bejahend

beantworten und in Lobpreisungen kein Ende finden würden, und rieth Rousseau, lieber das Gegentheil zu thun und die Behauptung aufzustellen, die Wissenschaften seyen den Sitten schädlich gewesen. Daß hierdurch Rousseau erst auf seine Idee kam, ist gewiß, allein nicht eben so gewiß, ob er nun gegen seine Ueberzeugung, als bloser Sophist, geschrieben habe. Er führte wirklich die hingeworfene Idee aus: und da die Akademie seiner Abhandlung, weil sie am reifsten durchdacht und mit hinreißender Beredsamkeit geschrieben war, den Preis zuerkannte; so war es sehr natürlich, daß Jeder begierig wurde, zu sehen, mit welchen Gründen solch eine Behauptung unterstützt sey. Der Erfolg von jenem Rathe fiel also so glücklich aus, als nur möglich war; Rousseau's schriftstellerischer Ruhm war begründet. Wohl möglich wäre es gewesen, daß er nun aus bloser Ruhmsucht auf dem einmal so glücklich betretenen Wege fortgegangen wäre, — und seine Feinde haben nicht ermangelt, dieß zu behaupten — eben so möglich aber und bei der Lage, der Stimmung Rousseau's noch wahrscheinlicher, daß jene Idee ihn weiter geführt hatte, als er anfangs selbst vermuthen konnte, und dieß haben seine Freunde geltend zu machen gesucht. Rousseau hatte, bei aller Menschenscheu, ein Herz, das die Menschen liebte, er hatte in einer traurigen Lage Gefühl seines Werthes und — wie alle Menschen — Eigenliebe; bedurfte es bei einem Manne, der Alles mit einer gewissen leidenschaftlichen Wärme that, mehr, als in seiner Nähe den Contrast zwischen Cultur und Elend, Kenntniß, Geschmack, Anstand und einer ungeheuren Frivolität und Bedrückung zu bemerken, um nach der Richtung, die seine Gedanken einmal genommen hatten, erst den Wunsch und dann die Ueberzeugung zu bewirken, es möchte wirklich um die Menschen besser stehen, wenn sie niemals Wissenschaften und Künste gehabt hätten? Wie steht es um die Menschen? Wie stand es um sie? Wie sollte es um sie stehen? Diese Fragen beschäftigten von jetzt an seinen Geist aufs lebhafteste und veranlaßten die Entwickelung einerseits seiner politischen, andererseits seine pädagogischen Ideen und Schriften, die so folgenreich für die ganze policirte Welt geworden sind. Zunächst mußte er bei der Art, wie er seine erste Idee ausführte, und unter den Umständen, unter denen er sie ausführte, auf den Gedanken kommen: wie es denn nun wohl unter den Menschen ausgesehen habe, als sie noch keine Wissenschaften und Künste hatten? Dieß führte ihn auf eine zwar nicht ganz neue, aber kräftiger von ihm angeregte und seitdem öfter verhandelte Idee, von dem Stande der Natur. Daß er diese Idee nicht rein an sich, sondern lediglich im Contraste mit der Wirklichkeit aufgefaßt habe, kann Niemand bezweifeln, der sich darauf versteht, außer in dem Buche zugleich in der Seele seines Verfassers zu lesen. Die Schicksale, die ihn hierauf betrafen, die Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, waren

nicht geeignet, ihn von seiner Bahn abzubringen, und man sieht daher schon dem Titel des zweiten Werkes, von welchem hier die Rede ist, an, wie die erste Idee in ihm nachgewirkt hatte. Im Jahre 1755 erschien sein Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, der als eine wirkliche Fortsetzung der ersten Schrift betrachtet werden kann. Er leugnet, daß die Menschen ursprünglich gesellig seyen, vielmehr hätten sie Hang zu Unabhängigkeit. In ihrem Naturstande, der (wie schon mehrere Alte behauptet hatten) von dem thierischen nicht sehr verschieden und (wie er hinzufügte) dem Menschengeschlecht am angemessensten sey, sagt er, sind auch alle Menschen frei und haben gleiche Rechte; die bürgerliche Gesellschaft hat die Menschenrechte unterdrückt, und die Menschen haben die Ordnung der Natur umgekehrt, indem sie sich in Staatsverbindungen eingelassen haben. — Dieß sind die in dieser Schrift ausgeführten Hauptideen, von denen, wie man sieht, er nachher auf dem geradesten Wege zu der Idee seines Gesellschaftsvertrages kommen mußte.

Es ist hier der Ort nicht, auszuführen, wie ganz anders die Resultate ausgefallen seyn würden, wenn nicht Geselligkeit und Gesellschaft, Gesellschaft und Staatsverbindung, Menschengeschlecht und Menschheit mit einander wären verwechselt worden; genug, die Schrift, gerade so, wie sie war, mußte noch größeres Aufsehen erregen, als jene erste, und es fehlte daher auch ihr, die mit allen glänzenden Eigenschaften der ersten nicht weniger reich ausgestattet war, so wenig an Bewunderern als Gegnern. In die Reihe dieser letzten trat unter uns auch Wieland, der sich weislich den Vortheil sicherte, nicht blos für den Augenblick zu schreiben, wo man aus einem der Wissenschaft fremdartigen Interesse Widerlegungen gern liest und dann für immer vergißt. Er wählte sich einen Hauptpunkt, der seine culturhistorische Wichtigkeit nie verlieren kann, weil alle Culturgeschichte von ihm ausgehen muß, und führte diesen polemisch durch, um seiner Abhandlung ein Interesse mehr zu geben. Der Gegenstand selbst gehört zu denen, die in allen Zeitaltern und für alle Menschen neu sind. Ist doch Rousseau's Schrift selbst nichts Anderes, als eine Variation zu dem uralten Thema von dem entschwundenen goldenen Zeitalter oder von dem verlorenen Paradiese!

3.

In dieser Ansicht von der Entstehungsgeschichte der genannten Schriften Rousseau's ist nichts zu ändern, als was aus der Anekdote folgt, die Wieland noch nicht bekannt seyn konnte, daß R. anfangs in der That für die Wissenschaften sich erklären wollte und erst auf fremde Veranlassung sich gegen dieselben erklärte. In der Hauptsache ist seine Ansicht doch die richtige.

S. 167. Der Philosoph von Ferney ist Voltaire, der in der Schweiz das Schloß Ferney besaß, wo er in glücklicher Unabhängigkeit lebte, während Rousseau in Paris — der Philosoph im siebenten Stockwerke — bei Notenschreiben darbte.

S. 167. Poppäa, die verschwenderische und zügellose Gemahlin Nero's.

S. 167. Trimalcion, ein ganz dem Wohlleben hingegebener Greis bei Petron, dessen Name den dreifachen Weichling bedeutet.

Daß wir bei diesen an die Maitressen und Roués vor der Revolution zu denken veranlaßt werden sollen, bedarf keiner Erinnerung. Wären diese nicht gewesen, und hätten nicht Deputirte, die sich über ungerechte Auflage beschwerten, Antwort erhalten, wie sie der Abt Terray gab: wann er denn versprochen habe, daß seine Auflagen von der Gerechtigkeit dictirt seyn sollten? — schwerlich hätte dann R. seine Schriften nur gedacht. Aber er hätte sie auch schreiben können, und es würde keine Revolution erfolgt seyn. Was soll man nun von den Leuten denken, welche auch nach der französischen Revolution fortfahren zu behaupten, R's Schriften hätten dieselbe mit herbeigeführt? Man würde sehr unredlich handeln, wenn man diesem nicht widersprechen wollte. Nicht R's Schriften und nicht tausend Schriften hätten dieß vermocht; dazu waren ganz allein die vereinigten Umstände stark genug, welche Rousseau zwangen, solche Schriften zu denken.

Man vergesse nicht, daß Wieland diese Stelle an zwanzig Jahre vor der französischen Revolution schrieb, zu einer Zeit also, wo man diese Ideen R's nur noch für müßige Träumereien hielt; in spätererer Zeit würde er zu seiner Schilderung wohl andere Farben gewählt haben.

4.

S. 170. Den Grotiussen und Puffendorfen — Hobbes (geb. zu Malmesbury 1588), Hugo de Groot, gewöhnlich Grotius genannt (geb. zu Delft 1583), und Samuel Puffendorf, nachmals Freiherr (geb. 1631 auf einem Dorfe bei Chemnitz im sächsischen Erzgebirge), also ein Engländer, ein Holländer und ein Teutscher, waren im 17ten Jahrhundert die Begründer des Naturrechts (das also ein Bedürfniß geworden seyn mußte) und eines darauf begründeten Staats- und Völker-, Friedens- und Kriegsrechtes. Alle drei mußten auf die wichtige Frage kommen: worin überhaupt das Recht (und also auch die Pflicht) ihren Grund habe? und bei der Beantwortung dieser Frage kamen alle drei auf die Idee eines Naturstandes (und zwar um so mehr, da sie den einzig richtigen Gesichtspunkt, die Anlagen der Menschheit, nicht im Auge hielten), den sich aber Jeder anders ausbildete. Mit Hobbes konnte Rousseau keinen Streit bekommen, denn er erklärte

den Satz, der Mensch sey als ein zur Gesellschaft fähiges Thier geboren, für falsch: Groot und Puffendorf hingegen, die hier für einen Mann stehen, nahmen in dem Menschen einen Trieb zur Geselligkeit an und sammelten auch alle Zeugnisse der Alten hierüber, die freilich nichts beweisen konnten.

S. 171. Aristoteles — Daß dieser philosophische Naturforscher dem Menschen irgendwo lange krumme Klauen zugesprochen hätte, ist mir völlig unbekannt, vielmehr sagt er überall das Gegentheil, besonders in den zwei Hauptstellen, wo er die Unterschiede zwischen dem Menschen und Affen (Hist. animal. 2, 8) und den übrigen Thieren (de part. an im. 2, 10) angibt und sich ausführlich über den Bau der menschlichen Hand erklärt. Was daher Wieland hier eigentlich gemeint hat, weiß ich nicht.

S. 171. Gemelli Carreri, ein Neapolitaner, der die Rechte studirt hatte, machte im Jahr 1693 eine Reise nach den drei außereuropäischen Welttheilen, von welcher er 1699 zurückkam. Sein Giro del mondo (Venedig 1709) findet sich im Auszug im 12. Bande der allgemeinen Historie der Reisen.

S. 171. Struys, Jan Jansson (öfters unter dem Namen Strauß angeführt), gestorben in Dithmarsen 1694, machte Reisen von 1647 bis 1673 durch Europa und Asien und gab nach der Rückkehr von seiner dritten Reise die Beschreibung derselben heraus, die ins Deutsche übersetzt wurde (Amst. 1678). Es heißt daselbst S. 32: „Ein Formosaner von der Südseite mit einem Schwanz, einen guten Fuß lang und rauch mit Haaren besetzt." Vergl. Blumenbach de generis hum. var. nat. §. 76.

5.

S. 173. Kyklopen des alten Vater Homer — In der Odyssee 9, 106 fg. heißt es:

Und an das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend bauen mit Händen zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf.
Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes,
Sondern All' umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten, und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und Niemand achtet des Andern.

S. 173. Venegas, Miguel, spanischer Jesuit, Verfasser der zu Madrid 1757 erschienenen Notitia de la California, y de sa conquista temporal y espiritual. Nach der engländischen, sehr fehlerhaften Uebersetzung ist die deutsche (von Adelung): Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien. Lemgo 1769. 70.

6.

S. 174. Der Kalif Omar soll, als er die Bibliothek zu Alexandria verbrennen lassen, gesagt haben: Entweder stimmt das, was diese Bücher enthalten, mit dem Koran überein, und dann brauchen wir sie nicht, oder es widerspricht dem Koran, und dann ist's schädlich! — man verbrenne also!

S. 174. Priester zu Memphis — S. den Timäus des Plato. W.

S. 174. Aus dem Boden hervorgewachsen — Diod. Sicul. L. I. c. 10. W.

S. 174. Hypothese des Anaximander — Plutarch. Symposiac. L. VIII. c. 8. W.

S. 175. Lucrez — Lucret. L. V. W.

S. 175. Protoplasten, Urbildner.

8.

S. 178. Die unbeschriebene Tafel des Aristoteles — ein berühmt gewordenes Gleichniß dieses Philosophen, um das Entstehen der Vorstellungen anschaulich zu machen. Anfangs, sagt er, weiß die Seele von nichts und gleicht einer unbeschriebenen Tafel, so wie aber die äußeren Eindrücke durch die Sinne auf die Seele wirken, und diese die Eindrücke empfängt, füllt sich die Tafel an.

S. 179. Der größte Kenner des menschlichen Herzens — Yoricks Sentimental Journey Vol. I. p. 85. W.

S. 180. Lausun — Der Graf und nachmalige Herzog von Lauzun, ein Günstling Ludwigs XIV., wurde als Opfer der Rache der Frau von Montespan und des Ministers Louvois, die der unruhige, heftige und übermüthige Mann freilich nur zu sehr gereizt hatte, im Jahre 1671 in die Gefängnisse nach Pignerol gebracht, woraus ihn erst nach mehreren Jahren die Verwendung der Prinzessin von Montpensier befreien konnte.

S. 180. Donjon von Vincennes — Vincennes, altes Schloß und Staatsgefängniß bei Paris. Donjon, der stärkste Thurm darin, so wie in jeder Festung.

9.

S. 182. Dapper, Arzt zu Amsterdam (gest. 1690), gab besonders über die entfernteren Welttheile mehrere geographische Compilationen heraus, die nicht eben ihrer kritischen Sorgfalt wegen berühmt und daher nur mit Behutsamkeit zu gebrauchen sind.

S. 182. St. Preux — Nouv. Heloise Tom. I. pag. 71.

S. 183. Battel, Andrew, von 1589—1607 in Süd-Guinea, in seiner Beschreibung von Loango u. s. w. Allgemeine Beschreibung der Reisen u. s. w. im 3ten Theile S. 264, 280, 320 u. fg.

S. 183. Barbot, Jakob, Buchhalter, schrieb über Kongo und Kabinda. Einen Auszug davon liefert die allg. Hist. d. Reisen, Bd. 4. S. 629 fg.

S. 184. Purchaß gab eine Sammlung von Reisebeschreibungen heraus unter dem Titel Pilgrimes Lond. 1625, 1626, 4 Bde Fol., und einen Folioband unter dem Titel: Pilgrimage, der auch als 5ter Band der Pilgrimes angeführt wird.

S. 186. Merolla, Verfasser einer Beschreibung von Kongo, in Churchill's Coll. I. 650, und im Auszug bei der deutschen Uebersetzung von des Abbé Projart Geschichte von Loango, Kakongo u. s. w. Leipzig 1777. Allg. Historie der Reisen, Bd. 4, 5.

10.

S. 189. Moore's zuverlässiges Werk erschien unter dem Titel: Travels into the Irland Parts of Africa. London, ohne Jahrszahl, nach 1730.

11.

S. 191. Yahoos — In dem letzten Bande von Gullivers Reisen bringt Swift seinen Reisenden in das Land der Houyhnhnms, und indem ich dieser gedenke, muß ich einen Fehler verbessern, zu welchem in der früheren Abhandlung „platonische Betrachtungen über den Menschen" S. 405 bei Erwähnung der Yahoos Herder veranlaßt hat. Nicht die Yahoos sind bei Swift die mit menschlichen Anlagen (und zwar nur mit den guten und nicht mit den schlimmen) ausgestatteten Pferde, sondern die Houyhnhnms sind dieß, und die Yahoos dagegen Wesen von Menschengestalt, im ganzen Wesen aber den Affen gleicher, als den Menschen. Die Houyhnhnms wollen daher auch an deren mögliche Cultur eben so wenig glauben, als sie begreifen können, wozu es den Europäern nützlich oder nöthig seyn könne, Verbrechen zu begehen, dergleichen ihnen geschildert werden. Die von Herder angeführte Stelle war von dem Herausgeber eigentlich für diese Stelle angezeichnet worden, wo sie dienen sollte, auch Swiften in ein günstigeres Licht zu setzen, als in welchem ihn hier Wieland sah.

12.

S. 196. Vertugaden — S. die Anm. zu dem neuen Amadis, 15 St. des ersten Gesangs, Bd. 15.

S. 198. Talia saecla etc. — Virg. Ekl. 4, 46.

Solche Jahrhunderte, rollt! so redeten: rollet, ihr Spindeln!
Strenge das feste Gebot des Schicksals ordnend, die Parcen. Voß.

S. 199. Platonisches Jahr oder das große Jahr, der Zeitraum, während dessen die Fixsterne ihre eigne Bewegung um den ganzen Himmel vollenden, wurde von Ptolemäus auf 36,000 Sonnenjahre berechnet, von Neueren nur auf 25,920; — also hätten wir noch lange Zeit bis dahin!

S. 199. Sapere et fari quod sentias — Weise zu seyn und zu sagen, wie du es fühlst und beurtheilst.

Ueber Rousseau's vorgeschlagene Versuche rc.

1.

S. 203. Pythagoras — Vor Pythagoras, erzählt Cicero (Tusc. 5. 3.) hießen Alle, die ihr Leben der Betrachtung weihten, Weise (Sophoi), seit Pythagoras aber Philosophen, Liebhaber der Weisheit. Dieser kam einst nach Phlius, einer Stadt im Peloponnes, und hatte mit dem Fürsten Leon daselbst eine lange gelehrte Unterhaltung, die diesem Bewunderung seines Geistes und seiner Beredsamkeit einflößte. Er fragte daher, in welcher Kunst er Meister sey. Pythagoras erwiederte, daß er mit keiner Kunst sich abgebe, sondern ein Philosoph sey, und auf die Erklärung, welche jener deßhalb verlangte, sagte er: ihm scheine das Leben gleich dem Verkehr bei den olympischen Spielen. Dorthin kämen Einige, um nach dem Ruhme der Krone zu ringen, Andere, um zu kaufen oder zu verkaufen, eine gewisse Classe aber lediglich, um zu sehen, was man triebe und wie. Eben so gebe es im Leben einige Wenige, die mit Hintansetzung von allem Andern nur mit Eifer die Natur der Dinge zu erforschen suchten, und diese nenne er Philosophen. — Genau läßt sich dieß nicht übersetzen wegen der Mehrdeutigkeit der griechischen Worte. Bekanntlich erhielt durch Sokrates diese Idee des Philosophen und der Philosophie eine mehr praktische Wendung.

S. 203. Demokritus, Diogenes, Krates sah W. nicht immer in diesem Lichte; wie seine Abderiten, Diogenes und Krates und Hipparchia beweisen.

S. 204. Num Deus etc. — Ob Gott wohl habe die Gestalt eines Kürbisses annehmen können.

4.

S. 209. Vanini — Warburton — S. Jul. Caes. Vanini de Natura regina deaque Mortalium und Warburtons Anmerkung zum Monolog des Edmund im König Lear, Shakesp. Vol. VI. p. 16. W.

S. 209. Mann-Thier — Ein Wort, das wir dem alten Froschmäuseler zu danken haben. W.

7.

S. 213. Die schöne Seilerin — Oeuvres de Louise Charly, dite Labé ou la belle Cordière, p. 13. Mehr von ihr in dem Bande, welcher die literarischen Miscellaneen enthält. W.

8.

S. 214. Strabo und Plinius — S. Strabon. L. III. p. 233. ed. Amstelod. 1707. und Plin. C. XVI. c. 6. W.

11.

S. 217. Ferguson, Professor der Moral auf der Universität zu Edinburgh, in seinem Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft (übersetzt von Garve, Lpz. 1768), wo er in dem ersten Abschnitt ebenfalls die Frage über den Stand der Natur abhandelt.

14.

S. 227. Der gewisse Präsident einer gewissen Akademie, welcher unter andern seltsamen Einfällen, die sein witziger Gegner Doctor Akakia (Voltaire) persiflirte, auch den hatte, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, war der große Mathematiker Maupertuis, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

15.

S. 228. Daß keines gähnen könne u. s. w. — Aristoteles trieb sie noch weiter. Er behauptet, kein Mensch könne den andern p*ss*n sehen, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen, dasselbe zu thun; und er erklärt sehr scharfsinnig, wie dieß zugehe, Problemat. Sect. VII. quaest. 6. W.

17.

S. 235. Büchse des Papsts Johannes XXIII. — S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, 2tes Buch, im 2ten Theile seiner Werke, S. 256. In der Ausgabe von Eschenburg S. 202. W.

S. 235. Porphyrius — S. Porphyr. de antro nympharum. W.

S. 235. Vers des Horaz — Horat. Sat. L. I. Sat. 3 v. 107. W.

Reise des Priesters Abulfanaris.

1.

S. 243. Vertugade — S. oben.

S. 243. Gymnosophist, nackter Weiser, vergl. Bd. 15. die Anm. zur 5. Str. des 10. Ges. des neuen Amadis.

6.

S. 253. Frigidi et maleficiati — Kalten und Bezauberten.

Bekenntnisse des Abulfanaris.

Evemerus oder Euhemerus war ein griechischer Geschichtschreiber, von dessen Schriften sich nur ein Bruchstück erhalten hat. Er war der Erste, welcher gegen die griechische Volksreligion die Waffen der Geschichte kehrte. Zum Beweise, daß alle Götter dieser Religion einst Sterbliche gewesen wären, führte er Inschriften und Denkmäler an, die er auf einer — von ihm erdichteten — Insel Pamhäa gesehen zu haben vorgab.

1.

S. 262. Exoterischen Theil — Die alten Priester und manche Philosophen hatten eine doppelte Lehre, eine, welche öffentlich und Allen mitgetheilt wurde, — die exoterische, — und eine andre, die nur wenigen Eingeweihten, als ein Geheimniß, anvertraut wurde, — die esoterische.

2.

S. 267. Meerzwiebel — Wenigstens behauptete Juvenal in einer Stelle, wo er darüber eifert, daß die Aegypter jedes Thier ihres Landes zu einem Gotte gemacht, sie hätten auch die Meerzwiebel angebetet.

S. 268. In dem geheiligten Alphabet — Außer den Hieroglyphen, einer blosen Bilderschrift, hatten die ägyptischen Priester auch eine heilige Buchstabenschrift — die hieratische Schrift — die von der gewöhnlichen Buchstabenschrift verschieden und ein Priestergeheimniß war.

S. 270. Bei Gastmählern eine Mumie — Diodor berichtet, daß die Aegypter die Sitte hatten, bei ihren Gastmählern das hölzerne Bild eines Todten umherzutragen und jedem Gaste mit dem Zurufe zu zeigen: Schaue dieß an; trinke und sey fröhlich; denn, stirbst du, so bist du wie

dieß! — Man kann dieß bei den Aegyptern kaum für einen Aufruf zur Fröhlichkeit halten, da sie überhaupt das gegenwärtige Leben für gering achteten, die Zeit nach dem Leben hingegen für äußerst wichtig. Daher nannten sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, in denen der Mensch nur kurze Zeit wohne, die Gräber dagegen ewige Wohnungen. Auf Erbauung ihrer Häuser wandten sie aus diesem Grunde nur geringere Sorgfalt und desto größere auf die ihrer Gräber. — Die Pyramiden hält man für Königsgräber.

Ob ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1.

S. 288. Gemelli Carreri — S. oben.

2.

S. 288. Agrippa, von Nettesheim, schrieb ein Werk über geheime Philosophie (de occulta philosophia). Von den übrigen hier Genannten s. Bd. 2. die Anm. zu Don Sylvio von Rosalva.

S. 289. Condamine, geb. zu Paris 1701, gest. daselbst 1774, Mitglied zweier Akademien zu Paris, berühmt durch seine Reisen nach America, in der Absicht, um durch genauere Messungen unter dem Aequator die Gestalt der Erde zu bestimmen, und durch die Verdienste, die er sich hiedurch um Astronomie, Natur- und Menschenkunde erwarb.

3.

S. 291. Charlevoix — Jesuit, geb. zu St. Quentin 1684, gest. 1761, hat sich durch seine, wenn gleich etwas weitschweifigen Geschichten und Beschreibungen von Japan, St. Domingo, Paraguay, wo er als Missionär gewesen war, den Ruhm eines guten Beobachters erworben.

S. 292. Hamak — Hängebett.

S. 292. Maniok — Die Maniok- oder Kassabiwurzel ist ein Hauptgegenstand des Anbaues bei mehreren americanischen Stämmen, welche daraus ihr Brod und Getränke bereiten. Dieß Getränke ist von dreierlei Art, und zwei Arten davon sind berauschend. Die beste Nachricht hierüber gibt Quandt: Nachrichten von Surinam und seinen Einwohnern, Görl. 1807 im Auszug im Journale für die neuesten Land- und Seereisen. Bd. 4.

S. 294. Tiberius von der Elephantis entlehnte — Was hier nicht erklärt werden kann, erzählt Sueton im Leben des Tiberius Cap. 43.

S. 294. Aretin — Peter von Arezzo (der Aretiner), geb. 1492 und gest. zu Venedig 1557, die Geißel der Fürsten und der Göttliche genannt, war ein Komiker und Satiriker, dem an Keckheit des Witzes, aber auch an Frechheit und Unverschämtheit vielleicht kein Anderer irgend einer Nation gleichkommt. — Wieland hat in diesem Gemälde einen starken Zug weggelassen, weil er für deutsche Leser zu anstößig wäre, wiewohl ihn die Engländer sogar auf der Schaubühne ertragen konnten. Mammon sagt im Original:

— — — Then my Glasses
Cut in more subtil Angles, to disperse
And multiply the Figures, as I walk
Naked between my Succubae — —

W.

S. 294. In aufgelösten Perlen gesotten — Ben Johnson bringt hier, seiner Gewohnheit nach, seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerei der alten Römer machte aus Sinnlichkeit und Muthwillen eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Professor der Kazianischen Philosophie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Leckerbissen auf seiner Tafel haben, Karpfenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seine Lakeyen, sagt er —

W.

S. 298. Verrichtungen, wobei man nie nüchtern genug seyn kann — Dieß wurde um die Zeit der letzten Reichs-Kammergerichts-Visitation geschrieben und paßte vortrefflich.

W.

4.

S. 301. Soweit ein Nutzen — — zu erwarten ist — Um einer unbilligen Mißdeutung vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das Nützliche, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein καλος και αγαθος auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und so weitschichtigen Sinne nehme, daß selbst solchen gelehrten Beschäftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich

kleinen Einfluß in die Vervollkommnung des allgemeinen menschlichen Systems haben, — von des gelehrten Olaus Rudbecks Atlantica bis zu Altmanns gründlichem Beweise, daß die Lingua opica eine Sprache sey, wovon weder er selbst noch irgend ein andrer Mensch ein Wort verstehe, — eine Art von Verdienst übrig bleibt. W.

S. 301. Das richtige Mittel zwischen der Intoleranz u. s. w. — Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'état primitif et la petulante activité de notre amour propre, dut être l'époque la plus heureuse et la plus durable. Discours sur l'inégalité, p. 70. W.

5.

S. 303. Franz Moore — S. The Wonders of Nature and Art, Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360. seqq. und die allgemeine Historie der Reisen, Th. 3. S. 178. u. f. Moore's Buch selbst, wovon die letztere den Auszug liefert, ist mir nicht zu Gesichte gekommen. W.

S. 305. Pater Labat — Seine nouvelle relation de l'Afrique occidentale (Par. 1728. 5 Bde. 8.), meist aus den Papieren des La Brue gezogen, ist die beste, die wir über die Westküste von Africa haben.

S. 306. Lampeduse — S. Bd. 15. der neue Amadis, Anm. 6. zu der 27. Str. des 11. Ges.

S. 307. Marabu (Marabut, Marbuth) — Eine Art von muhamedanischen Heiligen, denen man alle Schandthaten nachsieht, weil man glaubt, daß sie auf besondern Antrieb Gottes handeln. Ursprünglich führte diesen Namen ein arabischer Stamm, der zur Zeit des ersten Kalifen Abu-Bekr's sich in Syrien festsetzte, von da nach Aegypten zog und bis an das westliche Ende von Africa ausbreitete.

S. 308. Utopien und Sevarambenländern — Unter dem Titel Utopia gab der berühmte Thomas Morus, Staatscanzler von England unter Heinrich VIII., sein Ideal einer Republik heraus. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erschien ein ähnliches Werk unter dem Titel Sevarambien, wovon Müller in Itzehoe eine neue Uebersetzung gab. Beider Namen bedienen sich seitdem öfters diejenigen, welche die Annäherung der Wirklichkeit an solch ein Ideal für unmöglich halten, wenn sie höflich sind, gleichbedeutend mit platonischer Republik und, wenn sie unhöflich sind, gleichbedeutend mit Schlaraffenland.

8.

S. 312. Manche noch Augenzeugen werden dürften — Dieß wurde vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben. Der Anfang zu

Erfüllung dieser damals aus einer Art von Ahnung niedergeschriebenen Worte ist seit 1789 in Frankreich gemacht worden. Gebe der Himmel, daß wir auch das glückliche Ende derselben erleben! W.

10.

S. 317. Mezzetins — Der Mezzetino ist eine der vielen komischen Personen des italienischen Lustspiels, ein Verwandter des Arlechino, seinem Charakter nach ein listiger Bedienter.

S. 317. Bernardons — Joseph Felix von Kurz, ein geborener Wiener, wurde einst in einer Stegreif-Rolle als Bernardon so wohl aufgenommen, daß er von dieser Zeit an den Theaternamen Bernardon annahm. Sein Charakter als solcher war mit Spitzbüberei verbundene Dummheit, und er arbeitete für diesen Charakter eine große Menge Stücke aus. — Sonnenfels war sein obsiegender Gegner. S. Briefe deutscher Gelehrten an Klotz, I. 45.

Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts.

3.

S. 327. In den Zeiten der — — Ueberspannung — Dieß Letzte war eigentlich der Fall der Römer: aber die Folgen von beiden sind am Ende ziemlich ähnlich; nur daß Erschlaffung aus Ueberspannung bei Weitem ein schlimmerer Zustand ist als Schwäche aus Verfeinerung. W.

S. 329. Gleichwohl, sagt Plutarch, fanden sich Leute — Er sagt uns nicht, wer sie waren; die Rede ist aber von denen, die den Pompejus wegen eines gewissen wirklich unedeln Verfahrens in dem Kriege mit den Seeräubern tadelten. Wahrscheinlich waren es nicht weise Römer, wie Dacier meint, sondern Graeculi, Moralisten von Profession, von den scharfsichtigen Herren, die den Wald vor den Bäumen nicht sehen können. W.

S. 330. Pinto — Isaak de Pinto, ein portugiesischer Jude, der erst in Frankreich und dann in Holland sich niederließ, wo er im Haag 1787 starb, ist durch mehrere Schriften nicht unrühmlich bekannt. Das Werk, worauf Wieland hier anspielt, ist gegen das berüchtigte Système de la Nature gerichtet: Précis des argumens contre les Matérialistes, avec des nouvelles réflexions sur la nature de nos connoissances etc. Uebers. Frankfurt und Leipzig 1776.

S. 330. Nervis alienis mobilia ligna, durch fremde Nerven bewegliches Holz.

S. 331. Schüler des Fohi — Fohi, nach der Meinung der Chinesen der Stifter ihrer Monarchie, wird hier, wie sehr oft, mit dem indischen Religionsstifter For oder Fo verwechselt. Sterbend offenbarte dieser seinen Schülern: es gebe kein anderes Grundwesen aller Dinge als das Leere und das Nichts, daraus sey Alles entstanden, dahin kehre Alles zurück, und darin endigen sich alle Hoffnungen. Dem Grundwesen gleich zu werden und zu diesem Ende nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken, wird von den strengen Anhängern dieser Lehre für des Menschen höchstes Ziel geachtet.

4.

S. 332. Alkoholisirte, durch den höchsten Grad von Weingeist erregte.

6.

S. 334. Eva — gestützt haben soll — Dictionnaire de Bayle, article Adam. W.

S. 336. Für den thebanischen Hercules — Der nach Frerets Berechnung (Memoir. de l'Acad. des Inscr. Tom. VII. p. 485) ungefähr zweihundert Jahre später ist als Moses. W.

S. 336. Nur wie Heuschrecken vorkamen — 4. B. Mose 13.

S. 337. Der Mönch Helinand — Ein Chronikschreiber aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, auf dessen Glaubwürdigkeit die schöne Erzählung beruht von der Entdeckung des Grabes des vom Virgil besungenen Prinzen Pallas, Evanders Sohn, und wie man dessen Leichnam zweitausend dreihundert Jahre nach seiner Beerdigung noch unversehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die Stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen Kopf über die Mauer emporgeraget habe, und so weiter. Welches Alles ihm der ehrliche Alfons Tostat, Bischof von Avila, umständlich und getreulich nachsagt. Dieser Tostat ist der große Vielschreiber, dem man nachgerechnet hat, daß er, um die sieben und zwanzig dicken Folianten, woraus seine Werke bestehen, bei Leibesleben zu Stande zu bringen, seine Kindheit abgerechnet, jeden Tag wenigstens fünf Bogen schreiben mußte. Wer einen so dringenden Beruf zum Schreiben hat, dem bleibt freilich keine Zeit zum Denken übrig. W.

S. 337. Kircher — S. die Anmerk. zu den moralischen Briefen, 2. Br. Anm. 6. Bd. 25.

7.

S. 338. Frezier, Ingenieur, geb. zu Chambery 1682, gest. zu Brest 1773, hat sich durch seine Relation du voyage de la mer du Sud dans les années 1711—1714 (Amst. 1717, übers. Hamb. 1745 — eine Ausgabe von 1732 kenne ich nicht) einen Rang unter den besten Reisebeschreibern erworben.

S. 339. Byron — S. dessen Nachrichten in Hawkesworth's Account T. I. Byrons Reise um die Welt, Leipzig 1769, ist nur eine kleine Nachricht, die, wie Zimmermann sich ausdrückt, nur von einem Schiffschirurgus oder dergleichen verfaßt ist und nie vom Commodore selbst.

S. 339. Wiewohl sie ihm noch immer groß genug vorkamen — Wie leicht die Ueberraschung und das Erstaunen auch den verständigsten Mann zu unmäßigen Hyperbolen bringen können, davon kann uns Byron selbst zum Beispiel dienen, da er sagt: sein Lieutenant, Cumming, der doch selbst sechs Fuß zwei Zoll maß, wäre diesen Riesen gegenüber so klein wie ein Zwerg geworden — und doch betrug der Unterschied höchstens nur drei bis vier Zoll! W.

9.

S. 342. Kacherie — Von verdorbenen Säften und Verschleimung entstehende, die Ernährung hindernde Krankheit.

Auszüge aus Forsters Reise um die Welt

Als diese Auszüge im Jahr 1778 im Mercur erschienen, hatten sie allen Reiz der Neuheit, sind aber auch jetzt noch, zumal in dem Zusammenhange, in welchen sie hier gestellt sind, interessant. Des Originals Titel ist: G. Forster, Voyage round the world. 2 Bde. Lond. 4. 1776, übers. von G. Forster selbst. (Berlin 1779 u. 1783.) Aus Versehen wird Georg Forster, der Sohn, von Wieland hier Jakob genannt. Der Vater (Joh. Reinhold) schrieb Observations during a Voyage round the world. Lond. 1778. 4. (übers. Berl. 1783. 8.). Die Reise unter dem Capitain Cook wurde von Vater und Sohn gemeinschaftlich gemacht.

S. 370. Dusky- oder Dämmerungs-Bay — Capitain Cook hatte ihr diesen Namen schon auf seiner ersten Reise um Neu-Seeland; wo er sie nur gesehen, beigelegt. An der Stelle, wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verursachte das vom Ufer herabhängende Buschwerk eine solche Dämmerung, daß es in den Kajüten, selbst bei hellem Wetter, immer dunkel blieb, und man bei bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anstecken mußte W.

S. 374. Weißem Papier — Denn die weiße Farbe ist auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forster verschiedene Beispiele anführt. W.

S. 379. Quales apes etc. — Wie Bienen im neuen Frühling — Das Gleichniß thut hier unstreitig das Beste — und beweist am Ende doch, daß die Menschen, um das Gemälde ihrer künstlichen Geschäftigkeit zu verschönern, der Natur die Farben abborgen müssen. W.

S. 383. Sie geben, um dieses Gewinnes willen — Man vergesse gleichwohl nicht, daß ein paar große Nägel für eine Neu-Seeländerin wenigstens eine eben so große Versuchung sind, als eine Riviere von Diamanten für eine hübsche Putzmacherin in Paris oder London. W.

S. 384. Pays de Cocagne — S. die Anm. zu Pervonte, 2. Theil, Bd. 12.

S. 385. Ein Morgen war's u. s. w. — Herr Forster (damals noch ein sehr junger Mann) war noch ganz voll von seinen Dichtern und bedachte wohl nicht, als er diese Zeile hinschrieb, daß seine Dichter sich glücklich geachtet haben würden, einen solchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu sehen — und daß die Einbildungskraft in solchen Dingen immer unter der Natur bleibt. W.

S. 395. Pillorisiren — An den Pranger (Pillori) stellen.

Staatl. Bibliothek Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

C.M. Wielands Sämmtliche Werke

Bd.: 29

Leipzig 1840

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 425-29
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342225-5
VD18 12428973-001